3 1761 07492833 4

745

LIBRARY
MAR 2 4 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Ihrer königlichen Hoheit

der Frau

Herzogin von Orleans

geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin

in tiefester Ehrfurcht gewidmet

von dem

Verfasser.

LIBRARY SEP 17 19

LIBRARY
SEP 17 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
2510
S7A15
1841
Bd.2

Eure königliche Hoheit

pflegten sich schon bei mannigfacher Gelegenheit eines Auswanderers allerhuldvollest zu erinnern, welcher in den Jahren Ihrer frühesten Kindheit zu dem Fürstensitze Höchst-Ihrer Väter kam, um dort zu lernen wie zu lehren. Eure königliche Hoheit hörten schon zu jener Zeit mit besondrer Theilnahme einer Sage zu, deren Inhalt, fern von hinnen, zu dem Lande führte, aus dessen Gegend uns, in den Wintertagen der nordischen Heimath die Abendröthe emporsteigt. Statt jener fremden, aus den Büchern entnommenen, wagt es jetzt der alte Auswanderer, sich Eurer königlichen Hoheit mit einer andren, aus seiner eignen armen Feder hervorgegangenen Erzählung, in tiefester Ehrfurcht zu nahen. Das, was

er giebt, gleichet einem wenig- oder nichts-bedeutenden Texte, welcher sich der Melodie eines Liedes anzupassen suchte, das vom Frieden zwischen den sich so oft entfremdeten Nachbarn der leiblichen wie der geistigen Regionen sang. Möge dieser Frieden, welcher durch keine Verschiedenheit der Zungen wie ihrer vergänglichen Zeugnisse gestört wird, ohne Aufhören in dem hochbegabten Herzen walten, welches von frühe an, zu seinem Wohnsitz wie zu seinem reichen Quell erwählt war.

Der Verfasser.

Vorrede.

Auch noch ein zweiter Band dieser Erzählungen mag ausgehen in die Welt, um sich da und dort einen Kreis der Leser zu suchen, welche an Nachsicht gewöhnt sind. Und einer solchen Gewöhnung bedarf allerdings ein Wandrer der guten Muthes bleiben soll, wenn ihn sein Weg durch eine Landschaft führt, in welcher, statt der grünen Wälder, nur hin und wieder ein alter Baum gesehen wird, aus dessen Zweigen sich, statt des Gesanges der Nachtigall nur etwa das Geschrei der Saatkrähen vernehmen lässet, welche für ihre Jungen das Nest bauen. Darum können wir dem Wandrer, welcher hindurch gehet, nichts Besseres wünschen, als einen, aus andrem Orte herkommenden Lufthauch, der seine Stirne kühlet, während die Schritte zum schnelleren von hinnen Eilen sich beflügeln.

Als Anhang zu der Erzählung von den „Auswanderern" hat der Verfasser unter der besondren Aufschrift: „Vermischtes" einige kleinere Arbeiten hinzugefügt, welche er zum Theil, in verschiednen Zeitschriften zerstreut, schon öffentlich mitgetheilt hatte.

München 10. Juli 1841.

Der Verfasser.

Die Auswanderer.

Unweit Avignon, nahe bei dem Eingange des Thales von Vaucluse, lebte noch in den ersten Jahrzehenden dieses Jahrhunderts ein Müller, der, von Geburt ein Deutscher, sich mitten in dem schönen, fremden Lande angesiedelt hatte, und dort einheimisch geworden war. Er besaß eine Mühle am Ufer der klaren, schnell fließenden Sorgue; neben seinem Wohnhause breitete sich auf der einen Seite, gegen die Ebene hin, der ansehnliche, sorgfältig gepflegte Obstgarten aus, an die andre Seite schloß sich, von weißer Mauer umzogen, der Gemüse- und Blumengarten an, der am Abhange des Hügels zu der reichen Weinrebenpflanzung hinanführte. Der Mann war hier, unter den Franzosen, an Sitte und Sprache, wie an patriotischer Theilnahme, selber zu einem Franzosen geworden; seinen deutschen Namen (oder Vornamen?) Willibald hatte er in Guillibaud umgetauscht, seine Muttersprache war ihm, obgleich er noch öfters, ja vielleicht täglich, deutsche Bücher las, dennoch so fremd geworden, daß er nur mit Mühe in ihr sich ausdrückte. Bei allen Bewohnern der Umgegend war Monsieur Guillibaud nicht nur als ein sehr wohlhabender, rechtschaffener, verständiger Mann geehrt, sondern als der dienstfertigste, gefälligste Nachbar, als treuer Rathgeber und Freund in der Noth, geliebt. Aber obgleich so Viele ihn kannten und

seines Umganges sich erfreuten, wußte dennoch vielleicht Keiner von ihnen Allen, daß Herr Guillibaud ein deutscher Willibald: daß er ein Ausländer sey, denn er selber pflegte, wir wissen nicht aus welchem Grunde, sein fremdes Herkommen zu verschweigen, und dem dultsamen Ohre der Provenzalen verriethen sich, wenn er mit ihnen Französisch sprach, die kleinen, unvertilgbaren Härten der fremden Zunge nicht. Er war vor vielen Jahren aus Digne, einer Gränzstadt des Landes gegen die Alpen, hieher gekommen, und so hielt man ihn für einen Eingebornen der dortigen Gegend.

Dennoch kam diesem französisch gewordenen Deutschen einmal eine Stunde, in der ihm das deutsche Herz auch auf die Zunge trat, und den alten, unzerreisbar festen Zug zu dem lieben Lande der Väter verrieth. Wir erzählen hier wie dieses geschahe.

Es war gerade in den Zeiten eines neuerwachenden Selbstgefühles der französischen Nation, an einem der letzten Decemberabende des Jahres 1800, als ein junger, deutscher Arzt, gelähmt von einem Fieber, das ihn seit mehreren Tagen ergriffen, von einem einspännigen Fuhrwerk vor dem Gasthofe des Dorfes abgeladen wurde, zu dessen Gemeinde der Müller Guillibaud gehörte. Der Besitzer des Fuhrwerkes war ein alter, mitleidiger Bauer aus der Nachbarschaft; er hatte den Fremden aussen vor der Stadt, an einem Feldrande neben der Straße liegend, gefunden; sein Haupt, an welchem sich eine schlecht geheilte Säbelhiebwunde zeigte, nur unzureichend mit einem Tuche verbunden: das Angesicht bleich, wie an einem Sterbenden, die Augen geschlossen. Die Tropfen des kalten, nebelartigen Regens rannen von den Wangen des hülflos am Boden Liegenden herab; sie erschienen dem Landmanne,

der vor Kurzem seinen einzigen Sohn in der Schlacht von Marengo verloren, wie Thränen, welche um Erbarmen flehen; er hielt sein Maulthier an und stieg von seinem Fuhrwerk ab. Das Bemühen, den Kranken durch Rütteln an den Armen und durch Zurufen zu erwecken, schien vergeblich; mit halbgeöffneten Augen antwortete er nur durch Seufzer, die dem Röchlen eines Sterbenden glichen. Der mitleidige Bauer flößte ihm etwas Wein in den Mund, denn ihm schien es, als ob mit der lähmenden Macht der Krankheit zugleich wohl der Mangel an dem Leben des Mannes zehrte. Da schlug der Kranke seine Augen auf und sprach zu seinem Wohlthäter in einer fremden, diesem unverständlichen Zunge, und daß er ein Fremder sey, das bezeugte noch überdies die Kleidung: eine militärische Uniform, welche noch jetzt, in ihrem abgetragenen Zustande, die Farbe und Abzeichnung eines nicht französischen Heeres trug. Nur mit Mühe hatte sich zuletzt, am Arme des Landmannes, der Kranke vom Boden erhoben und mit Hülfe noch eines zweiten, eben vorübergehenden Mannes, auf das Fuhrwerk hinaufbewegt; als man ihn beim Gasthof des Dorfes ablud, da war er bewußtlos; er wurde als Ohnmächtiger in das Wirthszimmer hineingetragen und auf eine Ruhebank gelegt.

Das Gespräch der Gäste, welches noch so eben Buonapartes Siege und in diesen Frankreichs Heldenruhm gepriesen, stockte auf einige Zeit, als man den Kranken hereintrug; die alte Wirthin bewegte sich von ihrem Sitz am Kamine und brachte eine Art von Wundbalsam herbei, auf dessen Besitz und Selbstbereitung sie sich viel zu gute that. Bei der sparsamen Beleuchtung des Zimmers hielt man den Hülfsbedürftigen für einen Bewohner der Gegend, der in einer Schlägerei oder durch andren Unfall verwun-

det worden sey; einige der anwesenden Gäste fragten, die Andren hörten den Landmann, welcher den Kranken gebracht hatte. Man erfuhr nur das Eine, daß derselbe seiner Sprache wie der Kleidung nach ein Ausländer sey; woher er gekommen und was ihm zugestoßen, das konnte sein Retter nicht sagen.

Die Provenzalen sind im Allgemeinen von leicht bewegter, mitleidiger Natur, wenn jedoch das Mitleid zur That werden soll, da darf es, wie anderwärts auch, nicht zu viel Mühe und Opfer kosten. Man stund um den Kranken her; Mehrere äußerten den Wunsch, daß doch Jemand seiner Beherbergung und Pflege sich annehmen möge, Keiner aber, am wenigsten die alte Wirthin, wollte dieser Jemand seyn; da sprach Herr Guillibaud leise mit einem in seiner Nähe stehenden Knaben, dieser eilte davon und bald darauf traten vier rüstige Müllerbursche mit einer Tragbahre herein, auf welche sie den Kranken legten und ihn nach der gastfreien Mühle trugen.

Wir gehen den Trägern voraus und machen noch vor der Ankunft des Kranken einen Besuch im Hause des Herrn Guillibaud, um einstweilen die vorläufige Bekanntschaft auch der andren Genossen und Bewohner jenes Hauses anzuknüpfen.

Die älteste und von allen Mitgliedern der Familie geachtetste Person des Haushaltes war ein hochbetagter Mann, den die Bewohner des Dorfes so wie der Umgegend für den Vater der Madame Guillibaud hielten. Die Hausgenossen Alle nannten ihn Vater und Grosvater, bei den Nachbarn hieß er Vater Gregoire. Jeder, der etwa zum ersten Male in die Mühle eintrat und hier den Herrn Gregoire erblickte, der konnte kaum sein Auge von ihm verwenden, und wenn dieses je zuweilen im Gespräch

und Geschäft mit den Andren geschahe, mußte er immer wieder nach dem Manne hinsehen. Auch hatten wenig Menschen in der ganzen Gegend so viele Fragen der Neugier, über ihr Wer und Woher? erregt, als der alte Herr Gregoire, bis man sich endlich daran gewöhnte, mit all' diesen Forschungen nichts Andres zu erfahren, als daß er die Madame Guillibaud seine Tochter nenne und mit ihr und ihrem Gemahl vom Fuße der Alpen hieher gekommen sey. Daß man mit den Fragen nicht zudringlicher wurde, das hinderte die große Achtung, in welche sich der Mann in der ganzen Provinz bei einem gewissen Vorfall gesetzt hatte, den wir im Verlauf dieser Geschichte erzählen wollen.

Daß der Vater Gregoire bei Allen, die ihn zuerst sahen, eine solche neugierige Theilnahme erregte, war nicht zu verwundern; seine ganze Erscheinung hatte gar so viel Besondres und Auffallendes. Seine Kleidung, die er sich immer wieder nach demselben Zuschnitt fertigen ließ, war vollkommen orientalisch, die Kopfbedeckung glich einer Art von Turban; sein langer über die Brust herunterwallender Bart, seine großen, dunklen, feurigen Augen, die gebogene Adlernase und der ganze Ausdruck seines Gesichtes stunden im vollkommenen Einklang mit jener äußren Tracht. Man hörte daher öfters die Vermuthung sich wiederholen, daß Herr Gregoire aus einem fernen Lande herstamme, und diese Vermuthung schien fast zur Gewißheit geworden, als vor einigen Jahren ein alter Schiffscapitän, so viel man erfuhr aus Genua, hier war, welcher den Schwiegervater des Herrn Guillibaud als seinen alten Bekannten, von Smyrna her, aufsuchte und mit ihm lange, in einer fremden Sprache, sich unterredete. Seitdem ging die Sage, der Vater Gregoire sey von Geburt ein Armenier und seinem Stande nach früher ein reicher Handelsmann gewesen.

Von ihm selber konnte man nicht viel erfahren, denn er sprach nur wenig, und wenn dieses einmal geschahe, da bemerkten es selbst die unkritischen Ohren des provenzalischen Landvolkes, daß ihm das Französische eine fremde Sprache sey, in der er nur mühsam sich auszudrücken vermöge. Was aber der Mund nicht that, das thaten die Augen; diese, wenn sie in ein fremdes Auge blickten, redeten so nachdrücklich, daß ihre Sprache mit einer unwiderstehlichen Macht in die Herzen drang und hier auf eigenthümliche Weise wirkte. Von der Kraft dieses Blickes erzählte man Verschiedenes. So war einst Herr Gregoire, auf einer seiner seltnen, kleinen Reisen durch die Umgegend, mit mehreren andren Personen zu dem Schauplatz einer eben verübten Mordthat gekommen, und sie Alle hatten in einiger Entfernung hiervon einen Mann in blutbefleckter Kleidung gesehen, welcher der vermuthliche Mörder war. Dieser wurde eingezogen und in Gegenwart der andren Zeugen läugnete er frech seine That. Da wurde unser Alter aus der Mühle zum Verhör gerufen, er sprach nur wenige Worte, schaute aber dabei den Verbrecher mit durchdringendem Blicke an, und dieser, zitternd, gestund seine That. Viele, bei denen es im Innren der Brust nicht recht wohl bestellt war, konnten deshalb diesen Blick nicht ertragen; sie sagten, der alte Gregoire müsse nicht mit guten Dingen umgehen, er müsse ein Zauberer seyn, der mit seinen Augen unnatürliche Dinge übe; ich aber halte dafür, daß der Zauber seines durchdringenden Blickes nur aus der großen, starken Macht eines guten Gewissens, vor Gott und Menschen, hervorgegangen sey. War es doch, als ob der Ausdruck dieser guten, geistigen Macht von den Kindern noch besser verstanden würde, als von den Erwachsenen; denn jene, nachdem sie anfangs neu-

gierig und laut rufend hinter dem auffallend gekleideten Alten hergelaufen waren, stunden, nachdem er einige Male freundlich grüßend ihnen ins Auge gesehen, ehrfurchtsvoll still; die Knaben grüßten ihn später, so oft sie ihn sahen, mit abgezogenen Hüten, und viele küßten, wenn sie ihm begegneten, dem guten Vater Gregoire, in kindlicher Liebe die Hand.

Hatte sich's doch auch der Alte am Abend seines Lebens zum Hauptberuf gemacht, ein Freund und Wohlthäter der Kleinen zu seyn. Er selber kam niemals in Gesellschaften, um dort sich zu unterhalten, nur selten verließ er das Haus und dessen nächste Umgebung; seine gewöhnliche Beschäftigung war die Pflege und der Unterricht seiner kleinen Enkel und jener Nachbarskinder, die sich bei solcher Gelegenheit gern zu ihnen gesellten. Bei dieser Beschäftigung schien ihm auch das Französischsprechen leichter zu werden als sonst, wenigstens verstunden die Kleinen immer sehr gut, was der Grosvater ihnen lehrte und erzählte. Außer diesem sahe man ihn fast täglich mehrere Stunden, entweder allein oder in Gesellschaft der Kinder, in den Gärten und im Weinberg des Hauses, wo seine fleißige, im Land- und Gartenbau wohlgeübte Hand bald Dies bald Jenes zu thun fand.

Wer neben dem rüstigen Greise die Gefährtin seines Lebens, die alte Madame Gregoire erblickte, der errieth es schwerlich, daß diese um ein Bedeutendes jünger sey, denn ihr Eheherr. Dieser schritt aufrecht, sicheren Schrittes einher; er hatte noch vor wenig Monaten in Gesellschaft seines ältesten Enkelsohnes und eines Nachbarn, den Mont-Ventoux zu Fuße erstiegen; seinem dunkelfarbigen Barte merkte man das mehr denn siebenzigjährige Lebensalter des Mannes nicht an; alle seine Sinnen waren noch

frisch und ungeschwächt. Madame Gregoire dagegen schlich nur mühsam an einem Stabe einher; ein beständiges Zittern hatte sich all ihrer Glieder bemächtigt; das niedergebeugte, schwankende Haupt war schon seit mehreren Jahren von dem Schnee des hohen Alters bedeckt. Der Uebergang aus der Fülle der Lebenskraft in die Schwäche und Gebrechlichkeit des Alters, war bei ihr sehr schnell eingetreten; in einer einzigen Nacht war das vorhin dunkle Haar grau geworden, und auch das beständige Zittern des Hauptes und der Glieder war eine Folge jener Nacht, in welcher die hartgeprüfte Frau der entsetzlichen Angst und Furcht, weniger für das eigne als für ein fremdes, theures Leben fast unterlag. Daß Madame Gregoire einst eine sehr schöne Frau gewesen sey, das erzählten Alle, die sie in den früheren Jahren ihres hiesigen Aufenthaltes gekannt hatten, und noch jetzt, unter der Trübung des Alters, schimmerten die Grundzüge dieser vormaligen Schönheit hervor. In ihrem ganzen Wesen und Benehmen lag Etwas, das sonst nur die Bildung der höheren Stände dem Menschen aufprägt; das Französische sprach sie nicht bloß vollkommen geläufig und richtig, sondern mit jener Eleganz und Feinheit des Ausdruckes, in welcher man es etwa in den hochgebildetsten Kreisen der Hauptstadt reden hörte; in ihrer Kleidung war sie zwar keineswegs mit den neueren Moden fortgeschritten, doch glich dieselbe bei aller Einfachheit mehr der Kleidung der vornehmen Städterinnen, als der Bewohnerinnen des Landes. Vielleicht war schon hieraus die Sage unter dem Volke der Nachbarschaft entstanden: daß Madame Gregoire von Geburt eine Gräfin oder, wie Einige behaupteten, gar eine Fürstin sey.

Mit dieser Meinung von der hohen Abstammung der

trefflichen Frau schien denn doch wieder manches Andre im Widerspruch zu stehen. Nicht zwar zunächst der Umstand, daß dieselbe, so lange sie noch gesund war, jede Hütte der Armen, in der man ihrer Hülfe, ihres Rathes, ihres Trostes bedurfte, besucht, und auch mit den Geringsten, wie mit ihres Gleichen, gesprochen hatte; denn eine solche edle Herablassung der höheren Stände zu den hülfsbedürftigen niedreren war in Frankreich nichts ganz Ungewohntes, sondern vor allem die Weise, in welcher sie ihre Tochter, so nannte sie die Madame Guillibaud, erzogen hatte. Dieser Tochter konnte man in ihrem Aeußeren nichts anmerken, das auf hohe Abstammung, oder vornehme, städtische Erziehung hätte schließen lassen. Sie trug sich und benahm sich in all ihrem Thun und Wesen, wie die treue, arbeitsame, wirthschaftliche Frau eines wohlhabenden Müllers und Landgutbesitzers, die von Jugend an zu nichts Andrem gewöhnt und erzogen schien, als zu ihrem ländlichen Berufe. Vom Morgen bis zum Abend sahe man sie in ihrem Haushalt thätig, sie schämte sich, wo es noth that, keines, auch sogenannt niedrigen Geschäftes oder Hausdienstes; das Arbeiten war ihre Lust, und Alles, was ihre kräftigen, fleißigen Hände ergriffen, das gerieth wohl. So war sie an Geschicklichkeit und Tüchtigkeit nicht nur ein fast unerreichbares Muster und Vorbild aller Hausfrauen wie Hausmütter ihrer Umgebung, sondern selbst der dienenden Mägde, deren Ungeschicklichkeit oder Trägheit sie öfters stillschweigend durch die bewundernswürdige Gewandtheit ihrer Hände beschämte; sie war die belebende, ordnende, zusammenhaltende Seele des ganzen Hauswesens. Wie sich in ihrem Aeußeren die Züge der äußren Kraft mit jenen einer hohen Anmuth paarten, welche nur der Geist der Menschennatur verleihet, so

war ihre natürliche Lebhaftigkeit durch jene Sanftmuth und Demuth gemäßigt, welche aus der Liebe kommt.

Wer übrigens, nach Dem urtheilend, das zunächst ins Auge fiel, die Madame Guillibaud für weiter nichts als für eine gute Wirthschafterin hielt, der hatte dieselbe doch nur erst von einer ihrer achtenswerthen Seiten kennen gelernt. Der Geist der Ordnung und Treue, auch im Kleinsten, trat deshalb so kräftig bei ihr nach aussen hervor, weil er ursprünglich ein innrer war, denn so reich und gut auch ihr äußerlicher Haushalt bestellt war, so war dieses dennoch der innre Haushalt ihres Herzens in noch viel höherem Maaße; wem dieses auch nicht, so oft es sich um Gegenstände jenes innren Thuns und Wesens handelte, ihre seelenvollen Blicke und die wenigen, zugleich aber treffenden Worte verriethen, der konnte es aus andren, offenkundigen Zügen erkennen. Namentlich in der Behandlung und Erziehung ihrer Kinder zeigte sie es bei jeder Gelegenheit, daß sie wisse und verstehe, welches die Hauptaufgaben einer Erziehung des Menschen nicht nur für das äußre, vergängliche, sondern für das innre, geistige Leben sind; sie leitete hierbei den Zügel mit sanfter, dabei aber sichrer, fester Hand; die zärtliche Mutterliebe vergab niemals dem Ernst der mütterlichen Treue etwas von seinem Rechte, obgleich es auch hierbei zunächst nur die Liebe war, welche die Kinder an ihrer Mutter fühlten und bemerkten. Auf ähnliche Weise, wie den Kindern, war sie auch den jüngeren Dienerinnen und Dienern des Hauses Erzieherin und Mutter.

Madame Guillibaud, wenn ihre Geschäftigkeit es erlaubte, sprach zuweilen doch gern und Vieles mit den Nachbarinnen. Aus ihren Erzählungen wußte man, daß sie schon in früher Jugend mit den Eltern weit über Land

und Meer gereist sey und viele Länder gesehen, merkwürdige Dinge erlebt und erfahren habe. Wenn jedoch eine solche zutrauliche Gesprächigkeit in den Zuhörerinnen Fragen der Neugier über das Herkommen und den Stand der Eltern weckte, da wußte sie denselben so geschickt auszuweichen und das Gespräch davon hinwegzuleiten oder abzubrechen, daß man zuletzt doch niemals Das erfuhr, was man zu wissen gewünscht hatte.

Daß bei einer solchen geistigen wie leiblichen Pflege, als dieses Haus sie darbot, die Kinder nicht anders als gut und erfreulich gedeihen konnten, läßt sich im Voraus vermuthen. Ihrer waren fünf, drei Söhne, von denen der älteste schon zum Jüngling gereift war, und zwei Töchter; die andern Alle frisch und munter; nur die älteste fast 20jährige Tochter, mit den ernsten Zügen ihres zwar bleichen, sonst aber idealisch schönen Gesichtes und der krankhaften Erregbarkeit ihres zarten Körpers erinnerte die Eltern und Großeltern, so oft sie dieselbe betrachteten, an jene Stunden des Entsetzens und der Todesgefahren, in denen die Mutter dieses, ihr erstes Kind gebahr.

Nur noch eine in gewisser Hinsicht merkwürdige Person des Guillibaudschen Haushaltes haben wir zu betrachten; das war ein alter, treuer Diener des Herrn Gregoire, mit Namen Etienne. An seinem, sonst rüstig scheinenden Körper, hatte die feindliche Mordlust nur wenige Stellen übrig gelassen, denen sie nicht die Schriftzeichen ihrer Waffen einschrieb, denn er hatte einen Fuß verloren, das Gesicht und Oberhaupt trugen die Narben der tiefen, vormaligen Wunden, auch der linke Arm war durch einen Schuß fast gelähmt. Durch Madame Guillibaud hatte man erfahren, daß Etienne früher in Seedienſten gewesen und daß er seine Wunden in einer heißen Schlacht mit

den Türken empfangen habe. Uebrigens schien Etienne mit Herrn Gregoire, der ihn im Ganzen mehr wie einen Freund und Verwandten, denn als Diener behandelte, von ohngefähr gleichem Alter; an Kraft und Munterkeit gab er seinem Herrn nur wenig nach; sein Stelzfuß hinderte ihn nicht am Herumwandeln durch Haus und Hof und an den Aeußerungen seiner unermüdlichen Dienstfertigkeit; seine beständig heitere gutmüthige Laune machte ihn zu einem Liebling des ganzen Hauses, vor allem der Kinder; an seine Sprache, die ein Gemisch des Italienischen mit dem Französischen war, gewöhnte man sich gern und bald. Der Alte hatte, bei all seiner Treue und Gutherzigkeit freilich Manches an sich das die Gedult und Nachsicht seiner Umgebung in Anspruch nahm, diese übte man jedoch gern, denn außer der Macht der Gewöhnung half bei jener Uebung noch eine andere Macht, das war jene der Erkenntlichkeit; Herr Gregoire hatte dem Etienne einst, in jüngeren Jahren, die Rettung seines Lebens und noch sonst viel Andres zu danken.

Dieses waren die nächsten Hausgenossen des Herrn Guillibaud, und die Hauptbewohner der Mühle, nach welcher man jetzt den kranken Fremdling hinbrachte. Ein Zimmer, in der Lage gegen Süden, das gewöhnliche Krankenzimmer des Hauses, hatte die rasche Hausfrau, als man die nahe Ankunft des hülfsbedürftigen Gastes ihr meldete, alsbald zu seinem Empfang bereitet; das Ruhebett war mit weichen Polstern bedeckt, im Kamine brannte ein mild wärmendes Feuer; der alte Etienne hatte, aus eignem Antrieb, Wein und einige andre Erquickungen gebracht und sie auf den Tisch, in der Nähe des Bettes hingestellt.

Dieser letzteren Vorsorge des guten Alten, der selber

immer bei rüstigem Appetit war, hätte es nicht bedurft. Der Kranke, den man als ohnmächtig aufs Bette gelegt hatte, öffnete zwar, als ihm Herr Gregoire die Schläfe mit Rosmaringeist bestrich, die Augen, blickte verwundert um sich und neigte, dankbar grüßend, gegen seinen Wohlthäter das Haupt, er bemühte sich jedoch vergeblich ein hörbares Wort zu sprechen, und als jetzt, nachdem die Anderen sich entfernt hatten, Herr Gregoire und Etienne ihm die nassen, schmutzigen Kleider abzogen und ihm das trockene, gewärmte Gewand anlegten, da fiel er von neuem in tiefe Ohnmacht, aus der ihn für heute, weder der Rosmaringeist noch irgend ein andres Mittel zu erwecken vermochte.

Etienne hatte treulich die ganze Nacht bei dem Kranken gewacht; Herr Guillibaud hatte noch am Abend einen reitenden Boten nach der Stadt gesendet, um von dort einen Arzt zu rufen. Als dieser am Morgen kam, erzählte Etienne, daß der Kranke bald nach Mitternacht aus seiner Ohnmacht erwacht und nach einiger Zeit in einen, freilich sehr unruhigen Schlaf versunken sey, während dessen er mehrmalen halblaute Worte, in einer fremden Sprache redete. Der Arzt fand ihn noch in diesem fieberhaften Schlummer; er besichtigte und verband sorgfältig die Kopfwunde, welche er zwar für eine alte, vor kurzem aber wieder von einem wahrscheinlich chirurgischen Messer neugeöffnete erklärte; verordnete Arzneimittel, und entfernte sich mit der beruhigenden Bemerkung, daß die Krankheit in diesem Augenblick mehr nur zur aufmerksamsten Beachtung als zur ängstlichen Sorge auffordere, die jugendliche Lebenskraft des Kranken werde hoffentlich bald den Sturm besiegen.

Der Arzt hatte sich nicht geirrt; schon nach 8 Tagen

war das Fieber den mäßig angewendeten Aderlässen und den andren Mitteln gewichen; der Kranke, nach langer Entbehrung, durfte Brühen und ähnliche leichte Nahrungsmittel genießen; er saß wieder aufrecht auf seinem Bette, wagte sogar zuweilen, an Etiennes Arme, einige Schritte im Zimmer umher. Mehr denn alle Nahrungsmittel und Arzneien hatte ihn eine andere Gabe erquickt, mit der ihm die Bewohner der gastfreien Mühle entgegenkamen, dies war jenes theilnehmende Wohlwollen, das sie, bei jeder Gelegenheit ihm bezeugten. Schon in den ersten Tagen nach der Ankunft des fremden Gastes hatte Etienne die Entdeckung gemacht, daß derselbe zwar nur wenige Worte Französisch, wohl aber ziemlich gut Italienisch verstünde und spräche; eine Sprache, welche den meisten Mitgliedern der Familie nicht fremd war. Der muntere Etienne, der sich noch immer bei Tag und bei Nacht der Pflege des Kranken treulich annahm, hatte diesen seitdem öfters, denn das Italienische war auch ihm geläufiger denn das Französische, mit seinen Plaudereien zu unterhalten gesucht, auch Herr Gregoire sprach Manches mit ihm. Diesem erzählte denn auch der Fremde, so bald er sich zum längeren Sprechen hinlänglich erstarkt fühlte, unaufgefordert, wie er hieher, nach Südfrankreich gekommen und was ihm während der letztvergangenen Monate begegnet sey. Wir geben einige Hauptzüge aus seinem Berichte.

Wenn in einigen, vielleicht nicht so sehr seltenen Fällen, der Tag des Todes mit dem Tag des Geburtsfestes eines Menschen zusammentrifft, dann kann dies als eine Aeußerung jenes Witzes der höheren Ordnung betrachtet werden, welcher so oft in seinem Spiele mit den Menschenkindern die Zahlenverhältniße des Raumes oder der Zeiten als ein Etwas, das seine Bedeutung hat, er-

scheinen lässet. Siegmund Ferber, so nannte sich der junge, deutsche Arzt, welcher jetzt, selber der ärztlichen Hülfe bedürftig, in der Mühle des Herrn Guillibaud auf dem Krankenbette da lag, hatte den 26sten Jahrestag seiner Geburt, am 14ten Juni 1800, in der Nähe von Marengo, mit hoffnungsvollen Aussichten begonnen, mit Gedanken des Sieges gefeiert und als ein Schwerverwundeter, mitten unter Schwerverwundeten und Sterbenden ihn beschlossen. Als in den Morgenstunden die Helle dieses Tages sich über Thal und Berge ergoß, da dachte er freilich des jugendlichen, aus gereizter Eitelkeit entsprungenen Fehltrittes, der ihn jetzt am Beginn des neuen Lebensjahres, vom heimathlichen Herde hinweg, bei dem es so ruhig und still war, in den Staub eines Tanzes der Mordlust, vieler, um Nichts kämpfender Männer geführt hatte. Daß ein Andrer, bei Besetzung einer Stelle, welche ihm (so urtheilten, vielleicht mit Recht, seine Freunde) gebührt hätte, vorgezogen worden, das hatte in dem durch sein ansehnliches elterliches Vermögen sonst unabhängig dastehenden Jünglinge den raschen Entschluß herbeigeführt: das deutsche Vaterland zu verlassen und in der österreichischen Armee, welche unter General Melas in Oberitalien schlagfertig stund, einen Dienst zu suchen, der etwa eine bessere und bereitwilligere Anerkennung versprächе.

Der junge Deutsche, als geschickter Wundarzt und Heilkünstler, dazu als guter, feingebildeter Gesellschafter, hatte sich bald in seinem neugewählten Kreise ein solches Vertrauen erworben, daß selbst der alte General Melas und die Offiziere seines Generalstabes, ihn ihrer besondern Gunst würdigten. Der Morgen vor der folgenreichen Schlacht bei Marengo fand ihn noch im Zelte, bei dem Geschäft

der Pflege eines schwerkranken Offizieres der österreichischen Armee. Es war, wie schon erwähnt, heute sein Jahresfest; die Sonne gieng ihm, selbst unter den Gedanken an Das, was nun vergangen war, und was jetzt kommen sollte, heiter und wolkenlos auf. Er sahe es noch in den Stunden des Nachmittages, mit eignen Augen, wie das französische Heer nach allen Seiten hin zerschlagen, von dem Mittelpunkte des Kampfes aus flüchtig ward; eine zufällig ihm entschlüpfte Aeußerung, die es den Andern verrieth, daß heute sein Geburtstag sey, hatte, im Zelte, darinnen die vermeintlichen Sieger sich erquickten, ein freudiges Anstoßen der Weingläser, beim verspäteten Frühstücke erzeugt, da kam Desaix, mit seinen Zehntausenden herbei, und verwandelte den Jubel des Sieges in ein Schnaufen der eiligen Flucht. Unser, bei den Seinigen vielgeachteter junge Arzt, ward von dem Schwert der erbitterten Feinde, das keinen Unterschied der Stände kennt, als dieselben mit Blitzesschnelle den Generalstab des Unterfeldherrn Zach umfiengen, eben so heftig getroffen, denn irgend ein Andrer, welchem die Rache für den Fall des vielgeliebten Desaix gleich in ihrer ersten Gluth begegnete.

Von seiner tiefen Wunde am Haupte bewußtlos darniedergestreckt, lag er, am Abend seines Geburtsfestes, am Boden; die Grube für die Todten des Feldes, zu denen man auch ihn zählte, war schon geöffnet; man erhub den scheinbar Verstorbenen von dem Orte darauf er lag; da regte dieser, noch gerade zur rechten Zeit, die Glieder, und erhub das Haupt. Obgleich die Todtengräber zur sogenannt feindlichen Armee gehörten, beachteten sie dennoch den Einspruch, den das noch fortwährende Leben gegen die Gewaltthätigkeit des Begrabens that; sie trugen den hülfsbedürftigen Mann hinein in ein Haus, das zur

Auf-

Aufnahme und ärztlichen Pflege der Schwerverwundeten bestimmt war. Der Fremde hatte sich anfangs über keine Vernachläßigung zu beklagen, doch mußte er es sich bald gefallen lassen, daß man ihn, in einem Zustande der eine längere Ruhe noch so wünschenswerth machte, auf einem Wagen mit Stroh gelegt, zuerst nach Novi, dann nach Genua, ja etliche Wochen nachher zu Schiffe von dort nach Marseille brachte. Hier schien die Erlösung des Kriegsgefangenen nahe; ein heftiges Nervenfieber brachte ihn an den Rand des Grabes. Als er aus den Träumen des Fieberwahnes wieder zum Bewußtseyn erwacht war, kam er sich mitten unter den Fremden, deren Sprache er nicht einmal verstund, so verlassen vor; ein Heimweh zehrte an den Kräften seines Lebens. Da fand er unvermuthet unter den Aerzten des Spitales einen Universitätsfreund, der mit ihm in Wien studirt hatte, und dessen Vater einen wichtigen Posten bei der Armee bekleidete. Durch diesen gelang es dem Kriegsgefangenen auf sein gegebenes Ehrenwort, nie wieder gegen Frankreich zu dienen, die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland zu erhalten, wo allein die Wiedergenesung für den Heimwehkranken zu erwarten war. Eine besonders günstige Gelegenheit zur leichteren Heimreise bot sich demselben in Kurzem dar. Ein Proviantmeister der französischen Armee war im Begriff nach seinem Wohnorte jenseits Lyon zurückzukehren; er erbot sich den Fremden in seinen bequemen Reisewagen aufzunehmen und auch für sein weiteres Fortkommen bis an die deutsche Gränze zu sorgen. Die zwar äußerlich geheilte, innerlich aber noch schmerzlich fortwirkende Wunde am Haupte des Fremden, ließ freilich ein längeres Verweilen desselben in Marseille sehr rathsam erscheinen, doch er drang so heftig auf seine Abreise, die dargebotene Ge-

legenheit war so erwünscht, die Witterung der Herbsttage so mild, daß ihn seine Freunde, nachdem sie ihn mit Reisegeld versorgt hatten, ohne weitre Einwendungen ziehen ließen. So schied er voll fröhlicher Hoffnungen aus der schönen Seestadt, die ihm ein Ort der großen Noth aber auch der großen Hülfe gewesen war.

Die Reise gieng anfangs ganz glücklich, obwohl sehr langsam von statten. In jedem Städtlein, ja selbst in manchen Dörfern, hatte der Proviantmeister entweder schon ältere Geschäfte abzuthun oder er versuchte es neue anzuknüpfen. Unsrem Kranken, so sehr sein Heimweh ihn vorwärts trieb, konnte dieser Verzug nicht unlieb seyn. Gleich während der ersten Stunden der Reise hatte er es gefühlt, daß seine Freunde in Marseille, als sie ihm riethen sich noch eine längere Ruhe und Erholung in ihrer Mitte zu gönnen, seinen Zustand richtiger beurtheilt hatten, als er selber; das Fahren, selbst in dem bequemen Wagen des gefälligen Reisegefährten, griff ihn so sehr an, daß er jedesmal froh war, wenn nach wenig Stunden wieder Halt gemacht wurde und wenn er, öfters unerwartet lange, der Ruhe pflegen durfte. Er fragte zuletzt gar nicht mehr darnach, um wie viel näher der kurze Tagmarsch ihn seinem Ziele geführt hatte, sondern fühlte sich schon glücklich in dem Gedanken, daß er frei und wirklich schon auf dem Heimweg begriffen sey.

Doch der Genuß dieses Glückes war nur von kurzer Dauer. Doctor Ferber wußte es schon aus den Mittheilungen seines Freundes in Marseille, daß der Proviantmeister seiner Gesinnung nach ganz entschieden zu der in Frankreich noch immer sehr mächtigen Parthei der Jacobiner gehöre, und daß er, ein Freund und Verwandter des berüchtigten Postmeisters Drouet, noch vor wenig Jahren

seine Rolle unter den Schreckensmännern der sogenannten Republik gespielt habe. Als am 10. November 1799 der bekannte, Gefahr drohende Sturm gegen den „Dictator" Buonaparte, im Rathe der Fünfhunderte zu St. Cloud sich erhub, da war er unter den heftigsten Schreiern, welche gegen die Gewalthaberei des Feldherrn sich auflehnten; er gehörte unter die 62, welche die Parthei der Gemäßigten, gestützt auf die Macht der Waffen, in Folge jenes Aufstandes aus ihrer Mitte ausstieß. „Dennoch," dies fügte der Marseiller Freund seinem Berichte zu, „dürfen Sie von dieser politischen Stellung ihres Reisegefährten keine Unannehmlichkeiten fürchten. Buonaparte ist zu groß und zu klug um eine Rache an solchen für ihn unbedeutend gewordnen Feinden zu nehmen; vielmehr hat er diesen, wie so manchen von gleicher Art, unter seinen Augen zu Ansehen und Vermögen kommen lassen und seinem einträglichen Gewerbe niemals ein Hinderniß in den Weg gelegt. Frei schwatzen und raisonniren darf zur Zeit bei uns in Frankreich noch Jeder."

Diese tröstliche Aussage des Freundes erwieß sich dennoch nicht als ganz richtig. In Tarascon wollte der Proviantmeister, einer vorher gethanen Aeußerung zu Folge, einen halben Tag bleiben, und daselbst noch übernachten. Der Fremde, der sich heute leiblich kräftiger fühlte, als an den früheren Tagen der Reise, war hinausgetreten in einem bei dem Wirthshaus gelegenen Garten, an die wärmenden Strahlen der Sonne, da kam sein Reisegefährte, mit einem merklichen Ausdruck der Unruhe auf seinem Gesicht, zu ihm, und kündigte ihm die augenblickliche Abreise an. Die Pferde, die man so eben erst in den Stall geführt hatte, stunden schon wieder eingespannt; der junge Deutsche setzte sich stillschweigend zu seinem Begleiter

in den Wagen. Dieser hatte den vorigen Plan, auf der Strasse am diesseitigen Ufer der Rhone, gegen Avignon hin zu bleiben, aufgegeben, er wollte auf der großen Fähre nach Beaucaire übersetzen; die Fähre war schon am Abstoßen, da geboten einige Gerichtsdiener, in Begleitung von Soldaten ihr Halt, der Proviantmeister mußte ungeachtet all seines Protestirens und seiner Angaben von pressanten Geschäften, nach der Stadt umkehren.

Mag es nun ein politisches, oder wie dies wahrscheinlicher ist, ein andres Vergehen des gewinnsüchtigen Mannes gewesen seyn, was zu solcher polizeilicher Strenge berechtigte, gewiß ist, daß man nach kurzem Verhör den Proviantmeister, leider aber mit ihm zugleich auch den armen Fremden, dessen deutsche Vertheidigung keiner der Richter verstund, als Verbrecher behandelte und sie als solche in einen Thurm der Stadt, in zwei verschiedene Gefängnißzimmer abführte. Man hatte all ihre Papiere, ja unter nichtigem Vorwand auch ihre Baarschaft ihnen genommen; die Gewaltthätigkeiten der Revolution schienen diesen Gefängnißwärtern zur alten Gewohnheit geworden, und bei ihnen noch nicht ganz außer Uebung gekommen zu seyn. Gerade in dem Raube der Papiere fand der Fremde anfangs eine Beruhigung; er hoffte zuversichtlich, daß der französische Laufpaß, sammt einigen Empfehlungsschreiben nach Lyon und Straßburg, die er in Marseille bekommen, besser und verständlicher für ihn und seine Unschuld zeugen würden, als er selber es vermochte, aber so oft er auch, in den wenigen Worten Französisch deren er mächtig war, nach jenen Papieren fragte, wollte dennoch lange Zeit Keiner etwas von ihnen wissen; die Räuber des Geldes hatten, so mußte er befürchten, sie achtungslos, wer weiß wohin? verworfen.

Mehrere Briefe, die er an seinen Freund in Marseille schrieb, und um deren richtige Besorgung er den Gefängnißwärter, welchem er freilich nichts mehr zu geben hatte als Versprechungen, aufs Inständigste bat, mußten dasselbe Schicksal gehabt haben wie jene Papiere. Vielleicht wollte man absichtlich diese Stimmen der Klage nicht heraustreten lassen aus dem Kerker, zu den Ohren einer theilnehmenden Menge, oder die unverstandene, deutsche Schrift der Briefe ließ den Richtern einen andren Inhalt derselben vermuthen, als der wirkliche war; daß sie niemals in die Hände der Freunde kamen, das ließ schon damals ihre gänzliche Erfolglosigkeit vermuthen und ergab sich später als Gewißheit. So vergiengen Tage und Wochen in Gram und Sorgen, und so wie die Sonne, welche anfangs noch an jedem Morgen mehrere Stunden lang durch das Fenster des Thurmes herein strahlte, allmählig in den Tagen des angehenden Winters auf kürzere Zeit erschien und zuletzt ganz ausblieb, so verminderte sich auch und verschwand zuletzt die Hoffnung aus der Seele des Gefangenen. Mitten in der Schule der Leiden, in welcher er seit der Schlacht von Marengo sich befunden, war er dennoch nur noch ein armer, schwacher Anfänger in den Uebungen der Geduld und jener Hoffnung geblieben, welche niemals zu schanden werden lässet.

Zu dem innern Leid trat noch das äußere. Die wieder überhand nehmenden heftigen Schmerzen an der Stelle der Kopfwunde ließen es dem jetzt selber der fremden Hülfe bedürftigen Arzt nur zu deutlich bemerken, daß noch Knochensplitter in der Tiefe verborgen seyen, welche die Kunst entfernen müsse. So hatte der bedauernswürdige Jüngling in seiner tiefen Einsamkeit und Verlassenheit nur den leiblichen Schmerz von außen, im Innern aber die

Dumpfheit eines hoffnungslosen Herzens zu seinen Gefährten; das Bild, das noch am lebhaftesten vor seiner Seele stund, war das eines stillen Grabes, am einsamen Plätzlein, das bald von Allen vergessen, kein dieses Weges kommender, theilnehmender Freund aufzufinden vermöchte, auch wenn das letzte Blatt Papier, das er mit den Abschiedsworten an seine in Deutschland wohnenden Freunde geschrieben, jemals in ihre Hände kommen sollte.

Daß der Proviantmeister, mit welchem er immer vergeblich zu einem gemeinsamen Verhör gerufen zu werden hoffte, so gar nichts von sich hören ließ, war nicht seine Schuld. Gensdarmes waren, wie dies D. Ferber später erfuhr, gleich am andern Tage nach der Verhaftung gekommen und hatten einen Befehl mit sich gebracht, daß man den gefangenen Munitionnaire ihnen zum weitern Transport nach Lyon ausliefern solle. In Beziehung auf den Reisegefährten hatten sie keinen Befehl; derselbe blieb bis auf weitere Ordre im Thurm von Tarascon zurück; doch wußte man schon vorläufig durch die Aussage des Proviantmeisters, daß sein Begleiter ein deutscher gewesener Kriegsgefangener sey, mit welchem er niemals in näherer Verbindung gestanden war.

Die Richter und Gefängnißwärter schienen zuletzt selber der langen, wenn auch noch so spärlichen Pflege des Fremden müde; eines Tages brachte man einen Landsmann zu ihm ins Gefängniß, einen armen Handwerker aus Speyer, der sich schon seit längerer Zeit in Südfrankreich aufhielt. Als dieser in der Sprache des Vaterlandes zu reden anfieng, da übermannte den heimwehkranken Gefangenen ein Gefühl von Wehmuth und Freude zugleich; er konnte anfangs nur durch Thränen, nicht in Worten sprechen. Bald aber kam ihm die Sprache wieder

und er klagte nun dem theilnehmenden Landsmann sein ganzes Leid. Dieser versäumte es nicht den Richtern die Sache des unschuldig Verhafteten in das rechte, günstige Licht zu stellen; ja er gieng noch weiter, er bewog durch seine Bitten einen mitleidigen Wundarzt, daß derselbe zu dem Kranken ins Gefängniß kam. Nur zu bald erkannte Jener, daß hier zunächst das schneidende Messer den Sitz des tiefer verborgenen Uebels aufschließen, und die Ursache der fortwährenden Schmerzen entfernen müsse, doch gieng dieses ärztliche Geschäft glücklich von statten. Wenig Tage hernach waren auch die Papiere des Fremden angelangt, die man aus Lyon, wohin man sie mit jenen des Proviantmeisters gesendet, hatte kommen lassen. Es war jetzt klar genug, daß kein Grund vorhanden gewesen sey, den Fremden zu verhaften, noch weniger aber ihn auf längere Zeit gefangen zu halten. Man entließ ihn aus seiner Haft; nur mit Mühe und langsam schlich der Entkräftete, geführt von seinem Landsmanne, aus dem Kerker hinaus; die vom Messer des Wundarztes neu geöffnete Wunde hatte nur so eben einen Anfang zur Heilung gemacht, diese jedoch selber war noch fern. Von dem Reisegelde, das man ihm bald nach seiner Verhaftung, zugleich mit den Papieren genommen, wollte Keiner etwas wissen; an einen Wiedererſatz desselben war nicht zu denken.

Der arme Handwerker, dem die eigne Noth das Mitleid mit der fremden gelehrt, nahm den noch ärmeren Landsmann mit sich in sein Kämmerlein; hier erquickte er ihn, so weit er es vermochte, mit Speise und Trank, und räumte ihm für die nächste Nacht sein eignes Lager ein, auf welchem der Kranke zum ersten Male seit langer Zeit eines wohlthätigen, langen Schlafes genoß. Am

andern Morgen fühlte er sich so gestärkt, die mild und heiter scheinende Sonne des südlichen Wintertages gab ihm solchen Muth, daß er den Wanderstab weiter zu setzen beschloß, versehen mit einigen wenigen Franken, die der Landsmann ihm als Darlehen aufgedrungen hatte. Mehr denn alle diese Gaben war der Zuspruch des Trostes werth, den der Kranke von seinem Wohlthäter, dessen Herz reicher war als seine Hand, empfangen hatte. Der arme Handwerker kannte aus innrer Erfahrung jene Hoffnung, welche mitten in der Noth nicht zu Schanden werden lässet und fachte dieselbe auch in dem Herzen seines jungen Landsmannes wieder an. Er begleitete diesen noch ein Stück Weges hinaus vor die Stadt, dann schieden sie beide mit Worten der gegenseitigen, theilnehmenden wie dankbaren Liebe und herzlichem Händedruck.

Der junge Wandrer kam am ersten Tage nur wenige Stunden weit, da versagten ihm die müden Füße ihren Dienst; er mußte schon bald nach Mittag ein Unterkommen im Wirthshaus eines Dorfes suchen. Der Weg des andern Tages war ein noch kürzerer; ein heftiger Regenguß hatte, gleich in den Morgenstunden, den krankhaft Reizbaren getroffen, dieser fühlte sich von Fieberfrost durchschauert; in dem Gasthaus am Wege, in welches er mit Mühe sich hineinschleppte, mußte er gleich nach seiner Ankunft vor allem andern ein Bett begehren. Mehrere Tage lag er auch hier wieder von den Banden des Fiebers gefangen und dennoch nicht mehr so verlassen und einsam wie im Thurme zu Tarascon, denn ihn besuchte, als tröstender Engel, die Hoffnung, die sein armer Landsmann ihm ins Herz gab: die zuversichtliche Hoffnung, daß der, welcher in diese Schule der Leiden ihn führte, ihn auch wieder aus ihr herausnehmen, ihn nicht ohne Hülfe lassen

werde. Das wenige Geld, das er von Tarascon mitgenommen, war bis auf etliche Sous aufgegangen; eines Tages, als das Fieber wieder heftig schien, raffte der Kranke von seinem Lager sich auf, und strengte die letzten Kräfte an, um weiter zu kommen. In Avignon, so hatte der Handwerksmann ihm gesagt, wohnten einige deutsche Schweitzer, bei diesen wollte er ein Darlehen sich verschaffen zur Weiterreise nach Lyon, wohin seine Empfehlungsbriefe aus Marseille lauteten. Schon hatte er, kraftlos durch Krankheit und Entbehrung der nöthigsten Pflege, die Nähe der Stadt erreicht, da überfiel ihn jene Ohnmacht, in welcher, wie wir am Eingang dieser Erzählung sahen, der mitleidige Landmann ihn fand und in sein Fuhrwerk aufnahm.

Vor allem der letzte Theil der Geschichte unsres jungen Arztes schien die Theilnahme des alten Herrn Gregoire zu erregen. Er faßte den Erzähler schärfer ins Auge, als wolle sein Blick in das verborgenste Innere desselben eindringen, das Auge des Erzählers begegnete diesem Blicke, der so Vielen schwer zu ertragen war, mit Demuth und fester Ruhe, „Ihr seyd," so nahm der Alte, als Jener geendet hatte, das Wort, „auf dem guten Wege einer Genesung aus langem Leid und großer Schwachheit. Verlaßt, dies bitte ich euch, unser Haus nicht, bis Ihr vollkommen genesen und erstarkt seyd. Alles das, was Ihr zur Heimreise ins Vaterland nöthig habt, das soll euch zu seiner Zeit werden; gehabt Euch nur immer hier bei uns so, als wäret Ihr bei nahen Verwandten."

Der Doctor dankte, tiefgerührt, für diese Aeußerung der zuvorkommenden Güte. Er nahm das Anerbieten, noch einige Zeit im Hause des Herrn Guillibaud bleiben zu dürfen, sehr gerne an; die Mittel zu seiner Heimreise

brauchte er jedoch nicht aus fremder Hand zu erwarten, sie stunden ihm, in reichlichem Maaße in der Heimath zu Gebote, und dahin hatte er, sobald seine Hand hierzu fähig gewesen, abermals einige Zeilen geschrieben, welche sichrer, denn die Briefe aus Tarascon, durch Etienne zur Post besorgt waren.

Nach wenig Wochen fand sich der jugendliche Kranke so sehr erstarkt, daß er, ohne fremde Hülfe, im ganzen Hause und während der wärmeren, sonnigen Mittagsstunden selbst in den Gärten herumgehen konnte. Die Schmerzen an seinem verwundeten Haupte waren ganz vergangen, denn der Wundarzt in Tarascon hatte ihre tiefer liegenden Ursachen glücklich entdeckt und durch seine Operation sie gehoben; die Wunde erschien jetzt, obgleich noch der Schonung bedürftig, für immer geheilt. Mit dem, hier im Lande der Blumen, so zeitig und schön eintretenden Frühling kehrte auch die Blüthe der Jugendkraft auf das vorhin bleiche Angesicht und in die Brust das ganze Gefühl eines heitren Wohlseyns zurück. Der Fremde hatte schon längst aufgehört in diesem Hause ein Fremder zu seyn, namentlich die jüngeren Kinder des Herrn Guillibaud, denen der Doctor mit seiner wohlgeübten, geschickten Hand Unterricht im Zeichnen und in der Musik ertheilte, schloßen sich mit besondrer Liebe an ihn an; sie hatten bei ihm einige Worte Deutsch gelernt, er aber noch mehr in ihrem Umgang etwas Französisch, so daß er bald mit ihnen, wie mit der lebhaften Madame Guillibaud, in dieser Sprache zur Noth sich unterhalten konnte. Und wenn ihn dann mitten unter den französischen Zungen ein Heimweh nach der Sprachweise seiner Väter anwandelte, da sang er zur Harfe oder zum Klavier, denn beide fanden sich im Hause des Herrn Guillibaud, ein deutsches Lied.

Mit der Freude am Leben war dem vorhin so tief Gebeugten auch die Freude am Beruf des Lebens wieder gekommen; er, der vor Kurzem noch selber der ärztlichen Hülfe bedurfte, hatte sich nach seiner Wiedergenesung an mehreren schwer erkrankten Armen der Nachbarschaft als glücklicher, hülfreicher Heilkünstler erwiesen; seine Geschicklichkeit als Wundarzt hatte sich in etlichen Fällen in so glänzendem Lichte gezeigt, daß der Ruf hiervon selbst nach Avignon gedrungen war, wohin man ihn eines Tages zu einer vornehmen Kranken rief, welche in naher Gefahr des Todes schwebte. Doch der junge Arzt befand sich im Hause des Herrn Guillebaud selber in einer fortwährenden Cur, deren Verlauf zwar nicht so leicht ins Auge fiel, weil das Leiden, auf welches sie gerichtet war, so wie ihr stiller Gang das verborgene Innre der Menschennatur, nicht ihr Aeußeres betrafen, welche jedoch desto reicher und gesegneter in ihren Folgen, für das ganze Leben des Hülfsbedürftigen war. Der Arzt, der sich dieser geistigen Cur und Krankenpflege annahm, war der alte Herr Gregoire, und wie sich zum Gelingen der guten Absicht Alles aufs Beste gefügt, werden wir jetzt weiter berichten.

Die Briefe aus der Heimath des Doctor Ferber mit den mehr als zureichenden Mitteln zu seiner Heimreise waren angelangt, seine dortigen Freunde hatten ihn als todt beweint, denn ein Brief von ihm, den er in Genua geschrieben, war nicht in ihre Hände gekommen, sein Name aber unter den Todten und Vermißten des Regimentes genannt worden. So wehe ihm der Gedanke an das Scheiden aus einem Hause that, in welchem er so Vieles und Großes empfangen, fieng er doch allmälig an die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Doch die innere Cur, welche so eben bei ihm begonnen, stund unter einer

höheren Aufsicht und Vorsorge, als die der Menschen ist; sie durfte noch nicht abgebrochen werden, darum wurde der so oft Gefangene von neuen Banden umstrickt, die ihn auf unerwartete Weise in der Mühle, beim Thal von Vaucluse fest hielten.

Der vorletzte Tag vor dem zur Abreise bestimmten neigte sich zu seinem Ende; ein Platz in der Diligence zu Avignon war für den nächsten Mittag schon bestellt, Doctor Ferber wandelte noch spät am Nachmittag an der Seite seines väterlichen Freundes, des Herrn Gregoire, im Garten zwischen den Beeten der blühenden Hyazinthen und Aurikeln umher und horchte mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf die, wahrscheinlich letzten Reden des Greises. Der Gegenstand ihres Gespräches war ein bedeutungsvoller und ernster; es war derselbe, mit welchem sich der nach Wahrheit ringende Geist unsers jungen Arztes seit einiger Zeit fast ununterbrochen beschäftigt hatte.

„Fürwahr, mein Freund," so endete Vater Gregoire das lange Gespräch, „dieses Licht, welches der Glaube des Menschen erfaßt, dieses Licht, das dem verarmten Wanderer im Dunkel auf allen seinen Wegen nachgehet und entgegenkommt, und, sobald er nur die Augen aufthut, seine Schritte erleuchtet, war zu allen Zeiten Dasselbe; es war und ist und wird dasselbe seyn in Ewigkeit. Dort gehet uns so eben die Sonne an den Hügeln unter; sie ist noch die nämliche, die sie im Anfang der Menschentage gewesen und sie wird auch an jedem noch künftigen Erdentage als dieselbe Sonne wiederkehren. Es hat eine Zeit gegeben, da war hier diese Landschaft von düstern Waldungen und Sümpfen überdeckt; daß damals die belebende Wärme viele schädliche Dünste und giftige Gewürme ausbrütete, lag nicht an dem immer gleichen Ein-

fluß der Sonne, sondern an der Beschaffenheit des Bodens. Darauf kam vom Lande des Aufganges her die Zeit eines Sieges des Höheren über das Niedrere; die Wälder wurden gelichtet, die Sümpfe getrocknet, das giftige Gewürm erstarb und verschwand; unter dem siegreichen Panier des Geistigen wanderte eine dem Menschen befreundete Welt der Lebendigen ein. Aber er selber, der Mensch, streckte seine zerstörende Hand über das aus, das er erhalten sollte; er raubte dort, jenen Höhen, die mütterliche Decke ihres frischen Grünes. Da versiegte der größere Theil der Quellen; die Strahlen der Sonne ergossen eine Alles versengende Gluth über die nackten, kahlen Höhen und Ebenen. Seitdem hat sich nun ein später gebornes Geschlecht ein künstliches Schirmdach aus Reisern und Kürbisblättern gebaut, welches freilich, so oft man es auch neu auflegt, immer wieder verdorret und zerstäubt; im Schatten dieser Lauben klagt es die Sonne an, daß sie nicht mehr dieselbe sey, wie zu der Väter Zeiten, und im Wahnsinn des Fiebers, das der Sonnenstich erzeugte, geht es mit dem Gedanken um: sich selber aus der Gaslampe eine neue Königin des Tages zu schaffen, welche die veraltete, für unsre Zeit unbrauchbar gewordene Sonne überglänzen, ja zuletzt wohl ganz vertreiben solle. Jenes aber, das wahre Licht des Himmels, gehet ungehemmt, von den Phantasieen eines verdorrten Menschenhirnes unberührt, seinen abgemessenen Gang; jetzt als nähere Sonne bald diesen bald jenen Welttheil erhellend, dann als Heer der Sterne die Nacht durchstrahlend."

Herr Gregoire wollte noch Einiges sagen, da stürzte, in so heftiger Eile als sein Stelzfuß es ihm erlaubte, Etienne zur Gartenthür herein, indem er sich wie ein Verzweifelter an die Brust schlug und das Haar zerraufte. „Ein

Mörder, ein Mörder," so schriee er laut. „Nehmt Rache, Vater Gregoire, bringt den Mörder um."

Der ernste Alte blickte den Schreier forschend an. „Etienne," so sprach er, „ich bemerke, daß der böse Geist des Weines, der dich oft bethört, aus dir spricht. Was hat dieser unreine Geist mit uns zu schaffen und was hat er dir gethan?"

„Nicht mir," so rief der Verzweifelte, „der ichs so schwer verdiente, hat er das Leid gethan, sondern durch mich Eurer Tochter; sie liegt todt und zerschmettert drinnen im Hause und ich war ihr Mörder."

Mit wenigen, unzusammenhängenden Worten, mehr nur andeutend als ausführlich sprechend, erzählte hierauf Etienne, wie er heute seinem bösen Gelüste nach dem Weinfasse mehr denn seit langer Zeit nachgegeben, und, in seinem Rausche es vergessen habe beim Herausgehen die Fallthüre des tiefen Kellers niederzulassen. Madame Guillibaud, ein großes, schweres Gefäß aus der Küche heraustragend, hatte das Offenstehen der Thüre nicht bemerkt, sie war hinabgestürzt; blutend und ihres Bewußtseyns beraubt hatte man sie aus dem Keller heraufgetragen ins Wohnzimmer.

Die beiden Männer eilten ins Haus hinein, aus denen ihnen schon das laute Jammergeschrei der Dienstboten und Kinder entgegen tönte. Die Kranke lag wie eine Todte da, fast ohne merklichen Odem und fühlbaren Puls, das Gesicht leichenartig bleich und mit Blut bedeckt. Nicht der beim Herabsturz gebrochene Arm, sondern die gewaltige Erschütterung und vielleicht Verletzung des Hirns oder Rückenmarkes ließ das Meiste besorgen. Die tiefe, innige Bewegung, welche der Unfall, der die theure, mütterliche Freundin betroffen, in unsrem jungen

Arzt erweckte, machte denselben nicht unfähig zu der genauen, besonnenen Anwendung der zweckdienlichsten Mittel; Vater Gregoire half treulich bei dem wundärztlichen Geschäft, denn der arme Etienne war heute zu jeder Hülfleistung unfähig. Während unser deutscher Arzt nur mit seiner Kranken beschäftigt war, hörte er eine wohlbekannte Stimme neben sich in der lieben, deutschen Muttersprache die Worte sagen: „Gott erbarme sich, was ist hier geschehen?“ Fast erschrocken wendete er sich nach dem Sprecher hin; es war Herr Guillibaud, dem heute zum ersten Male seit vielen Jahren die Sprache seiner Kindheit wieder über die Lippen kam und der eine Zeit lang fortfuhr den Doctor mit deutschen Fragen zu bestürmen, bis jetzt die geliebte Frau ihre Augen wieder öffnete und sein Herz wie seine Zunge nur wieder für sie Sprache und Rede hatten.

Der Arzt hatte sich bald überzeugt, daß keine lebensgefährliche Verletzung vorhanden sey; der Blutverlust war unbedeutend; die Wunden hatte man verbunden und der gebrochene Arm war eingerichtet worden, noch ehe die Kranke zum Gefühl der Schmerzen wieder erwacht war. Alles, was die Folgen der Erschütterung des Gehirns mildern und aufheben konnte, ward mit Sorgfalt angewendet.

Es fällt uns lästig, daß wir durch das Erzählen der Geschichte eines Arztes, der erst selber krank, dann als Helfer der Kranken auftritt, so oft, und auf so wenig unterhaltende Weise an Krankenbetten geführt werden. Dennoch müssen wir ihn, denn wir haben uns nun einmal mit ihm eingelassen, noch einmal an ein Krankenbett begleiten.

Während der ersten Stunden der Angst und Furcht

hatte man auf niemand weiter gemerkt als auf die Kranke, an nichts gedacht als nur an das, was dieser heilsam und dienlich seyn könnte. Aber es schien als ob der Tod nicht ohne eine Beute aus der Mühle des Herrn Guillibaud hinweggehen wollte; das eine theure Leben hatte sich seinen Armen entrissen, da versuchte er seine Gewalt an einem andern. Die älteste Enkelin des Vater Gregoire, die schon erwähnte Julie Guillibaud, war ja, wie es schien, schon vor ihrer Geburt ihm zuerkannt gewesen; sie war als Kind und als Jungfrau durch die ganze Richtung ihres ernsten Gemüthes, welches mehr des ewig Künftigen als des vergänglich Gegenwärtigen gedachte, mit ihm vertraut geblieben; es konnte nicht befremden, daß jetzt der unerbittliche Herrscher sein Eigenthumsrecht geltend machen und die ihm längst befreundete Seele mit sich nehmen wollte.

Julie war seit fast einem Jahre mehr denn früher jemals in sich gekehrt, und, wie es schien, leidend gewesen. Sie hatte die meiste Zeit in ihrem eigenen oder im Zimmer der Großmutter Gregoire zugebracht, deren Liebling sie von ihrer ersten Kindheit an war. Der Fremde hatte sie nur wenige Male gesehen, als sie nicht, nach ihrer Gewohnheit, das Zimmer sogleich nach seinem Eintritt verließ, sondern dem Gespräch des Großvater Gregoire mit ihm zuhörte. Bei solcher Gelegenheit hatte sie nur Auge und Ohr für den Großvater, dessen Worte ihr ganz aus der eignen Seele geredet schienen; dem Fremden hatte sie nur einmal einen Blick des Unwillens zugewendet, als dieser gegen das, was der ehrwürdige Alte sprach, seine zwar ehrlich gemeinten, zugleich aber wenig begründeten Zweifel äußerte. Nun mußte sie dennoch, und hätte es mit ihren letzten Worten geschehen sollen, ein „habe Dank" gegen ihn aussprechen lernen.

Als man die Mutter scheinbar todt hereintrug, da befand sich Julie, mit der Großmutter zugleich, zufällig im Zimmer. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens eilte sie nach der Kranken hin, deren Stirne und Mund sie mit Hand und Mund berührte, dann kam sie wieder zur Großmutter, die sich, vom Schrecken überwältigt, in einen niedren Lehnsessel gesetzt hatte, setzte sich zu ihren Füßen und legte mit geschlossenen Augen das Haupt in ihren Schooß. An Allem, was um sie her geschahe, und was mit der Mutter vorging, hatte sie keine Spur von Theilnahme gezeigt; selbst die Töne der Freude der Ihrigen, als die Mutter ihr Auge wieder aufschlug, hatte ihr Ohr nicht mehr gehört; die Großmutter, welche das Haupt der Jungfrau in ihren zitternden Händen hielt, fühlte dieses kalt und immer kälter werden. Arme und Hände waren starr wie an einer Gestorbenen. Madame Gregoire, um die leidende Mutter nicht zu erschrecken, winkte Einigen der Umstehenden; man trug den zarten „Leichnam", unbemerkt von der Kranken, aus dem Wohnzimmer, hinauf in die Stube der Großmutter, die an ihrer Krücke nachwankte.

Der Mutter Guillibaud schien jetzt nichts Andres so Noth zu thun, als Stille und Ruhe; eine Wärterin blieb bei ihr zurück, die andern Alle, auch der Arzt, der den Gedanken an seine morgende Abreise gern aufgegeben hatte, entfernten sich. Da rief man ihn hinein, in die von ihm noch nie betretnen Zimmer der Großmutter und ihrer Enkelin: Madame Gregoire saß da, mit betend gefalteten Händen, am Ruhebett, worauf Juliens anscheinender Leichnam lag. Vater Gregoire stund daneben, seine Mienen von einem Gefühl verklärt, an welchem es schwer zu errathen war, ob es Freude oder Schmerz sey. „Sehen

Sie hier", sagte er zum jungen Freunde, „ein Saatkorn der Ewigkeit, das zum Aussäen reif war. Man hat Sie freilich als Arzt her gerufen, doch scheint es mir, daß Menschenhülfe hier aus sey."

Bewegt durch ein unwillkührliches Gefühl von Ehrfurcht, nahte sich der Arzt der scheinbar Todten. Als er nach einer aufmerksamen Beobachtung derselben die Hoffnung aussprach: daß dennoch diesem erkalteten Leibe das Leben zurückkehren könne, und als nun, unter seiner Leitung, die Versuche zur Wiederbelebung begannen, da war es ihm, als wolle er unberufen eindringen in eine Welt, in welche der sterblichen Natur das Eingehen versagt ist. Schon nach Mitternacht zeigten sich einige schwache Spuren der zurückkehrenden Empfindung; sie schienen jedoch bald wieder verschwunden, und als der hereinbrechende Morgen den starren Leichnam beleuchtete, da wollte selbst der ermüdete Arzt vom Kampfe mit den Mächten des Grabes abstehen; nur ein Gespräch, das Vater Gregoire mit ihm begonnen, hielt ihn noch am Ruhelager „der Todten" auf. Schon im Begriff zu gehen, rief ihn die anwesende Magd, deren Hand bei den Wiederbelebungsversuchen zunächst thätig gewesen, zurück; sie glaubte ein leises Zucken der erstorbenen Lippen bemerkt zu haben; die Arbeit wurde von neuem begonnen, und noch vor Mittag schlug die scheinbar todt Gewesene ihre Augen auf.

Es war ein Ausdruck des bittern Schmerzes, mit welchem sie den Arzt anblickte. „Was habe ich", so sprach sie zu ihm auf Italienisch, denn sie wußte ihn dieser Sprache mächtig, „Euch gethan, daß Ihr mich aus der Heimath eines ewigen, vorhin nie so tief gefühlten, süßen Friedens wieder herabreisset in eine Welt, die nicht mehr die meine ist." Ihr Auge wendete sich zu den theuern Großeltern,

welche theilnehmend bei ihr stunden; diese blickte sie freundlich und innig liebend an, den Arzt bat sie höflich, sich zu entfernen.

Mutter Guillibaud hatte eine erträglich gute Nacht gehabt; außer jenen Beschwerden, welche ein Armbruch nach sich ziehet, fühlte sie nur wenig Schmerzen. Sie wußte nichts von der Gefahr, in welcher in der vorhergehenden Nacht ihre Tochter schwebte; mit heitrem Muthe tröstete sie den alten Etienne, der über seinen gestrigen Leichtsinn tief betrübt war, und der sich die etwas harten Worte, welche Herr Guillibaud ihm darüber sagte, tief zu Herzen genommen hatte. Schwerer denn die Mutter selber, war die Tochter von den Folgen des gestrigen Falles getroffen; es schien als hätten sich die Gefahren, welche jene verschonten, über dem Haupt von dieser gesammlet. Was der Arzt befürchtet hatte, das geschahe, der Anfall der vergangenen Nacht wiederholte sich; bald nach Sonnenuntergang wurde er hinaufgerufen zu Madame Gregoire; er fand diese in stiller Fassung am Bette der Enkelin sitzend, welche im Zustand der tiefen Starrsucht mehr einer Verstorbenen als einer Sterbenden glich.

Wir sind nicht gesonnen uns abermals mit dieser Krankengeschichte aufzuhalten; wir fühlen uns mehr zu dem Gesunden gezogen als zu dem Kranken. Auch in dem leidenden Körper der Jungfrau war Etwas gesund geblieben; das war die lebenskräftige, hochstrebende Seele. Der scheinbare Schlaf des Todes hatte, wie dies bei ähnlichen Zuständen nicht selten geschieht, allmälig eine mildere Form angenommen; die Seele, ihrer selber mehr denn jemals mächtig geworden, bezeugte das Leben, das in ihr ist, mit Worten, welche, in solcher eindringenden Kraft, unser junger Arzt noch von keiner Menschenzunge vernommen;

bald schien ihm das, was die Kranke redete, auch dem äußern Laute nach als keine fremde Sprache mehr; die in ihm selber erwachte Begeistrung erfaßte Das, was in ihrer Weise sich aussprach; dem Neuling in dergleichen Erfahrungen war es, als blicke er durch diese dem Himmel schon längst zugewendete Seele in die Tiefen einer jenseitigen Welt hinein, deren selige Freuden ohne Aufhören sind.

So viel auch der Freuden waren, welche er in solchen Stunden genoß, eben so viel waren zu andrer Zeit der Leiden. Wenn die Kranke aus den Zuständen eines innren Wachseyns, in denen sie für ihre nächste Umgebung weder Auge noch Ohr hatte, wieder zu dem gewöhnlichen Wachen des alltäglichen Lebens zurückkehrte, und wenn sie dann in ihrer Nahe den fremden Arzt erblickte, da konnte sie der Anwandlung von Widerwillen und Unmuth nicht mächtig werden, welche sich in ihr regte; sie hatte ihn anfangs immer sehr bald aus ihren Zimmern zu entfernen gewußt, und obgleich sie öfters, wenn der widerwärtige Mann sich hinweg begeben hatte, unter den Ihrigen mit Thränen sich des Undankes anklagte, gegen einen Menschen, welcher ihr und der leidenden Mutter so aufopfernde Treue erwiesen, konnte sie es dennoch, mit all ihren guten Vorsätzen, zu nichts weiter bringen, als zu einer ihr sehr schwer fallenden, stillen Ergebung, womit sie zuletzt das Zugegenseyn des bescheidenen Arztes sich gefallen ließ. Auf eine ihm selber unbegreifliche Weise schmerzte diesen das Benehmen der Kranken; je mehr sie ihn abstieß, desto unwiderstehlicher fühlte er sich zu ihr gezogen; ihm war etwas geschehen, das er sich selber nicht gestehen wollte.

Er hätte sich des Geständnisses Dessen, was in seinem Herzen vorging, nicht zu weigern gebraucht. Fast eben

so sicher als die Stunde des Todes, nahet sich der sterblichen Natur wenigstens einmal in ihrem Leben eine andre Stunde, in welcher sie fühlen muß, was irdische Liebe sey. Sind ja doch jene beiden, unwiderstehlichen Gewalten nicht so weit von einander geschieden, als der Anschein uns lehren will; ein tiefer eindringendes Erkennen weiß es, daß in vielfachem Sinne die irdische Liebe und der leibliche Tod mit einander Hand in Hand gehen, und dieses Erkennen ist tröstlich, denn es lehrt uns, daß die Liebe, wenn sie die Feuerprobe eines Todtengerichtes bestehet, mit uns hinübergehe in die Heimath ihres Bruders, des Todes, dessen inneres Werk eben so wie das ihrige das Werden eines Neuen, Künftigen war.

Mutter Guillibaud konnte, mit dem Arm im Bande, schon wieder im Haus umher gehen, auch ihre Tochter, die seitdem öfters von der zärtlichen Mutter besucht ward, durfte bereits wieder das Bette verlassen, und, wie der Arzt nun die sichre Hoffnung gab, in wenig Tagen der balsamischen Frühlingsluft nicht mehr nur durch das geöffnete Fenster, sondern im Freien selber genießen. Der Doctor, mit welchem seit einigen Wochen eine Allen auffallende Veränderung vorgegangen, die seinem sonst so munterm Wesen einen Ausdruck von stiller Schwermuth gab, war ein Liebling der ganzen Familie, mit Ausnahme eines einzigen ihrer Mitglieder geworden. Ach, so dachte er oft, könnte doch von dieser Liebe der Alten wie der Jungen gegen mich, auf das Herz der Einzigen etwas übergehen, welche nichts von mir wissen will.

Vielleicht hatte schon eine und die andre Person im Hause jene innre Wunde des jungen Arztes errathen, welche diesen so schwermüthig und zugleich so mild, so liebevoll theilnehmend gegen Alle stimmte; wenigstens trauen

wir diesen Scharfblick der hellschauenden Mutter Guillibaud zu; berührt hatte dennoch die Wunde noch Keiner. Dieses that jedoch Jemand, von welchem der Doctor es am wenigsten erwartet hätte: der alte Stelzenfuß Etienne. Eines Tages, als der Fremde traurig im Garten umher ging, dann in einer Laube sich niedersetzte, aus der man, hinter dem jungen Grün des Jasmins verborgen, nach den Fenstern der oberen Zimmer der Mühle hinaufblicken konnte, setzte sich Etienne, von der Arbeit im Garten ermüdet, neben ihm nieder, betrachtete eine Zeit lang ihn schweigend und sagte dann: Lieber Herr, haltet die Rede mir zu gute, ich glaube Ihr seyd verliebt.

Der Doctor erröthete tief; er hätte gern der Bewegung eines innren Schreckens den Anstrich des Unwillens gegeben. — „Mein Freund Etienne", so sprach er, „spricht vielleicht wieder einmal der Geist des Weines aus dir?"

Herr, so antwortete der ehrliche Stelzfuß, wenn ich euch nicht so gut wäre, könnte ich ordentlich auf euch zürnen, wegen der Frage. Ihr solltet es wohl bemerkt haben, wie ich beim Weintrinken auf meiner Hut bin, seitdem ich neulich durch meine Trinklust fast zum Mörder geworden wäre. Ich komme jetzt gar nicht mehr in den Keller, außer wenn mein Herr oder meine Frau mich hinunterschicken, und dann thue ich unten nichts Andres, als was mir befohlen ist. Also mit Eurem Geiste des Weines, der aus mir reden soll, bleibt mir ferne; was ich euch vorhin aufrückte, das habe ich mit nüchternem Munde gesprochen, wie vorher mit nüchternen Augen gesehen.

Aber, so sprach der Doctor, lieber Etienne, in wen sollte ich denn verliebt seyn?" — „Ei", erwiederte der Andre, „in wen denn anders als in die charmante Demoiselle Julie, in die sich freilich auch ein Andrer verlie-

ben könnte". — „Hast du denn aber nicht bemerkt", fragte der Doctor, „wie ganz von Herzen ich dieser zuwider bin; wie sie mich sonst immer, sobald sie mich in ihrem Zimmer sahe, hat gehen heißen und auch jetzt noch mich kaum eines freundlichen Blickes würdigt? Feuer mit Wasser könnte sich eher vertragen, als die schöne, gute Julie mit mir".

„Herr", sagte Etienne, „laßt euch dieses Benehmen der Jungfer Guillibaud nicht wundern. So scheu, und ich möchte beinahe sagen gehässig, wie gegen euch, beträgt sie sich gegen alle fremde Männer; schon als kleines Kind gerieth sie außer sich vor Schrecken, wenn ein Fremder in die Mühle hereintrat; ja, wenn sie nur eine Männerstimme in ihrer Nähe hörte. Ich, nach meiner geringen Einsicht, meine, daß diese Schreckhaftigkeit und Furcht von der Mutter auf sie übergetragen ist. Denn damals, als Madame Guillibaud mit diesem Kind in Hoffnung war, fand sich dieselbe Monate lang in einer Lage, worin das bloße Hören einer fremden Männerstimme, oder das Hereinkommen eines Fremden in ihr Gefängniß, nichts als Entsetzen, Abscheu und Angst in ihr erregen konnte. Doch davon erzähle ich Euch ein andres Mal; für heute wollte ich Euch nur sagen, daß ihr die Belagerung der Festung nicht so geschwind aufgeben sollt, denn je stärker sich dieselbe zu vertheidigen weiß, desto zuträglicher wird euch einmal künftig ihr Besitz seyn. Ich, der ich seit vielen Jahren das Terrain kenne, zweifle keinen Augenblick, daß die gute Julie noch die Eurige werden wird".

So sehr auch das, was Etienne eben gesprochen, einem zwar gutmüthigen, dabei aber wenig begründeten Geschwätz glich, wirkte es dennoch beruhigend auf das liebeskranke Herz des Doctors. In der Zuversichtlichkeit

mit welcher der alte Stelzfuß die letzten Worte ausgesprochen, lag etwas Ansteckendes; zum ersten Male dachte er sich selber ganz lebhaft die Möglichkeit, daß der innigste, geheimste Wunsch seines Herzens in Erfüllung gehen könne. Er war so fröhlich und heiter geworden, wie er es seit langer Zeit nicht gewesen.

Beim Hineingehen nach dem Hause begegnete ihm Herr Guillibaud, der so eben heraustrat, um einen Geschäftsgang nach einem benachbarten Dorfe zu machen. Der Doctor bat um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen, und erhielt dieselbe gerne. Ohne gerade einen sonderlichen Grund dazu zu haben, fühlte er sich dennoch so muthig, daß er dem werthen Freunde und Wohlthäter gern sein ganzes Herz entdeckt hätte; er konnte sich aber unmöglich entschließen, ein Geheimniß von so theurer, zarter Natur in einer fremden Sprache auszusprechen, und Herr Guillibaud hatte sich ja neulich, am Krankenbette seiner Frau, als ein guter Kenner der deutschen Sprache verrathen, darum versuchte er es, was er freilich seitdem schon mehrmalen vergeblich versucht hatte, mit seinem gastfreien Wirth ein deutsches Gespräch anzuknüpfen. Aber die Stunde, in welcher auf einmal der ganze, deutsche Willibald, nicht bloß einzelne Laute desselben aus dem provenzalischen Müller hervortreten sollte, war noch nicht gekommen; Herr Guillibaud sprach nicht nur in das Deutsch seines jungen Freundes nichts Andres als Französisch oder Italienisch hinein, sondern sein öfters wiederholtes plait il? schien es ganz offenbar zu bezeugen, daß er die deutsche Rede nicht recht verstehe. Dennoch fand der Doctor keinen Grund, sich über das Mislingen seines Versuches zu betrüben, denn der Müller war heute so ganz besonders freundlich und zutraulich gegen ihn, daß ihm öfters, mitten im Gespräch,

der Gedanke einfiel: dieser gute Mann würde mich gern zu seinem Schwiegersohn annehmen.

So kam er in seiner noch fortwährend heitren Stimmung wieder zurück nach dem Hause. Die kleine fünfjährige Jeanette, das jüngste Töchterchen der Madame Guillibaud, hatte ihrem lieben Freunde, denn dies war ihr der Doctor, einen Kranz aus Frühlingsblumen gewunden, und, mit Hülfe ihrer Brüder, auch sein Zimmer mit Blumenguirlanden verziert; sie sprang ihm freudig entgegen und führte ihn bei der Hand ins Haus hinein. „Es ist gut", sprach sie, „daß du da bist; ich habe heute Morgen das deutsche Liedlein, das du mir und dem Bruder Charles gelernt hast, bei Mama ganz allein und ohne Anstoß gesungen, und ich wollte dir es auch gern vorsingen". Der Doctor folgte der kleinen Freundin gern ins Wohnzimmer, er fand selbst Julien darinnen; diese wollte sich zwar entfernen, doch ließ sie durch die Bitte der kleinen Jeanette sich bewegen, noch da zu bleiben und den Gesang des Kindes zu hören. Ueberhaupt glaubte der junge Deutsche bemerkt zu haben, daß Julie, während sie sein Gespräch vermied, dennoch seinen Gesang nicht ungern hörte; sie war mehrmalen, schon im Begriff zu gehen, geblieben, wenn er mit ihren jüngeren Geschwistern seine Sing- und Musikübungen begonnen hatte, ja sie hatte sich schon einmal aus ihrem Zimmer herabziehen lassen in die Wohnstube, durch die Töne eines deutschen Gesanges, den der Doctor auf Bitten ihrer Geschwister anstimmte. Als deshalb auch heute die kleine Jeanette, nachdem sie ihr Liedlein mit sanfter Kinderstimme und ohne allen Fehler gesungen, ihn bat, er möge ihr nun auch etwas zur Harfe singen, war er sehr gern dazu bereit. Mit Vergnügen bemerkte er, daß Julie, die schon auf-

gestanden war, um zu gehen, bei den ersten Tönen, welche er anstimmte, sich in einer Ecke des Zimmers wieder niederließ. Er sang ein schönes deutsches Lied, dessen Inhalt von den Freuden und Schmerzen einer treuen, innigen Liebe redet. Es war, als wenn heute die Töne seiner männlich schönen Stimme ihm tiefer aus der Brust hervorkämen, als sonst; ihn selber hatten Inhalt und Melodie des Liedes noch niemals so ergriffen als heute; die Bewegung, die im Innren des Sängers war, wurde in seinem Gesange hörbar. Die Worte des Liedes konnte Keines der Anwesenden verstehen, denn außer der Madame Guillibaud und ihren Kindern war niemand im Zimmer zugegen; dennoch schien es, als wenn Julie den Inhalt erriethe, denn es konnten nicht blos die Blicke seyn, die der Sänger zuweilen auf sie richtete, welche dieses Erröthen und die andren Zeichen einer großen Gemüthsbewegung auf dem Angesicht der Jungfrau hervorriefen. Sie lehnte zuletzt die Stirn an das lockige Haupt der kleinen Jeanette, die sie zu sich hin gezogen hatte, und es schien, als wollte sie eine Thräne verbergen, die sich auf zudringliche Weise in das Auge eingeschlichen hatte.

Das Lied war zu Ende; Julie entfernte sich schnell. „Wie gern", sagte Madame Guillibaud, welche, obgleich sie nur die eine Hand gebrauchen konnte, während des Gesanges ohne Aufhören beschäftigt gewesen war, „höre ich doch die deutschen Lieder. Sie haben so etwas Herzliches und Kräftiges. Mein Mann sang mir in seinen jüngeren Jahren auch zuweilen deutsche Lieder, und er hat noch jetzt ein Buch, worinnen viele stehen, und in welchem er fast täglich liest, aber das Singen ist bei ihm außer Gebrauch gekommen".

„Wie?" fragte der Doctor, „ist denn Herr Guillibaud

wirklich, wie ich dies schon seit einiger Zeit vermuthete, ein Deutscher?"

„Ja freilich ist er dieses", antwortete die Hausfrau, „und, wie er mir sagt, noch dazu ganz aus derselben Gegend gebürtig, in welcher nach der Adresse, die auf Ihren Briefen stund, Ihre Verwandten wohnen. Er hat sich längst vorgenommen, Ihnen dies selber zu sagen und Sie über Manches zu fragen, und ich weiß nicht, aus welchem Grunde der sonderbare Mann es so lange anstehen lässet, gewiß aber wird er es noch vor Ihrer, hoffentlich nicht so nahen Abreise thun".

„Warum aber", fragte der Doctor weiter, „will er denn niemals mit mir in seiner alten Muttersprache reden, auch wenn ich mich noch so eifrig bemühe, ihn dazu zu veranlassen?"

„Mein Mann", erwiederte Madame Guillibaud, „ging sehr jung aus seinem Vaterlande hinweg; kam darauf zu einem vornehmen französischen Herrn, der ihn mehr als einen Sohn denn als Diener behandelt hat, und mit diesem ist er zwar mehrere Jahre auf Reisen in verschiedenen Ländern gewesen, aber nach seinem Vaterlande ist er niemals wieder gekommen, darum hat er, wie er sagt, das Deutsche fast ganz vergessen. Doch kann ich ihm dieses nicht recht glauben, denn ich habe ihn schon mehrmalen ganz geläufig Deutsch reden hören, und als er vor drei Jahren das Fieber hatte, da sprach er in seinen Phantasieen nichts Andres als Deutsch, und zwar so lang in einem fort, als wenn er uns eine Predigt halten wollte. Uebrigens mag früherhin wohl noch ein andrer Umstand dazu gekommen seyn, der ihm das Deutschreden verleidet hat. — Sie müssen eben Gedult mit ihm haben; ich weiß, es thut ihm selber leid, daß er bisher so zurückhaltend

gegen solch einen lieben, werthen Landsmann gewesen ist, und mir scheint es oft als bereitete er sich ordentlich recht mit Fleiß auf eine deutsche Unterredung mit Ihnen vor, denn er studirt manchmal in seinem alten, französisch-deutschen Wörterbuche, das er seit Jahren nicht angesehen hat. Er hätte dies vielleicht nicht einmal nöthig, denn ich weiß, daß, wenn ihm das Herz warm wird, ihm die Worte von selber kommen, und warm wird ihm sein Herz schon jetzt gar oft, wenn er daran denkt, daß Sie, den wir Alle so lieb haben, von uns scheiden sollen."

Vater Gregoire trat herein und der Doctor behielt eine weitere Frage, die er noch an die gesprächige Frau thun wollte, auf seinem Herzen. Er durfte übrigens immerhin diesen Frühlingstag als einen für ihn glücklichen betrachten, denn die Macht seines heutigen Liedes hatte zwar nicht, wie ein Gesang des Orpheus, Löwen und Tiger gebändigt, aber sie hatte, so schien es ihm wenigstens, einer armen, schüchternen Taube die peinliche Aengstlichkeit benommen, welche ihr selber vielleicht eben so lästig gewesen war, als ihm. Julie aß heute zum ersten Male wieder das Abendbrod an der gemeinsamen Familientafel, die sie, seitdem der Gast hier war, stets vermieden hatte; die Blicke des Fremden begegneten einige Male den ihrigen, und diese hatten das abstoßend Scheue abgelegt, daß ihnen früher eigen gewesen; sie sprachen keinen Unwillen mehr aus, sondern waren mild und sanft geworden. Auch nach Tische sahe die ernste Jungfrau den Spielen des Doctors mit ihren jüngeren Geschwistern zu und lächelte über die zärtlichen Liebkosungen, mit welchen die beiden jüngsten um die Gunst des Freundes, der ihnen heute wieder so schöne Bilder gemahlt hatte, wetteiferten.

„Zuletzt," so sprach der überglückliche Jüngling zu

sich selber, als er auf sein einsames Zimmer kam, „hat der alte Etienne doch Recht gehabt; das bisherige Benehmen des armen Mädchens gegen mich kam aus keinem, tief im Herzen sitzenden, persönlichen Hasse gegen mich her, sondern war der Ausdruck einer angebornen Stimmung ihrer Natur.“

Er fand bald Gelegenheit, das was Etienne ihm vertraute, noch von einer andern Seite bestättigen zu hören. Ein Herr aus Avignon war in Geschäftsangelegenheiten zu Vater Guillibaud gekommen. Julie, wie sie seit Kurzem (seit dem vorhin beschriebenen äußerlich so unbedeutend erscheinenden Ereigniß) es gewöhnlich gethan, war, ohne sich durch die Anwesenheit des Doctors stören zu lassen, mit ihrer weiblichen Arbeit heruntergekommen ins Wohnzimmer und hatte von Zeit zu Zeit selbst dem Zeichnungsunterricht zugesehen, den der gutmüthige Gast ihren Geschwistern ertheilte. Als der Besuchende eintrat und mit seiner etwas starken Stimme, zufalliger Weise zuerst gegen die Jungfrau, welche in der Nahe der Thüre saß, einen Schwall von Höflichkeitsbezeugungen aussprach, wurde diese bleich, zitterte an allen Gliedern und mit einem Blicke des höchsten Unmuthes auf den Sprecher gerichtet, sprang sie von ihrem Sitze auf und eilte zur Thür hinaus. Der Mann schüttelte bedenklich den Kopf und konnte den so schnell abgerissenen Faden seines Gespräches erst dann wieder finden, als Madame Guillibaud mit ihrer gesprächigen Freundlichkeit ihm entgegenkam und ihn zum Niedersitzen nöthigte. Als der Besuchende wieder fortgegegangen und der Doctor mit der Mutter allein war, fragte er diese, was wohl ihre Tochter möge angewandelt haben, als sie vorhin in so heftige Bewegung gerathen? „Das arme Kind,“ antwortete die Mutter, hat,

„ich möchte sagen von seiner Geburt an eine solche heftige Scheu vor Männern, daß sich in seinem ersten Jahre selbst der Vater und Großvater ihm nicht nähern durften, wenn sie es nicht in die heftigste Bewegung versetzen wollten. Später hat sich freilich diese anfängliche Scheu vor Vater und Großvater in die zärtlichste, kindlich zutraulichste Liebe gegen beide verwandelt und auch an unsren alten Etienne gewöhnte sich das Kind; fremde Männer regen aber noch fortwährend dieselbe, schreckhafte Bewegung in ihr auf. Ich muß fürchten, fügte sie hinzu, daß mein eignes Unglück die Ursache des Unglücks meines Kindes war. Doch jenes, Gott Lob ist gehoben, der betrübende Zustand aber meiner armen Tochter dauert auf unheilbare Weise fort."

Während auf solche Weise dem Doctor eine Art von Beruhigung gewährt ward, konnte er doch nicht bemerken, daß er dem Ziele seiner Wünsche näher käme. Allerdings vermied ihn Julie jetzt nicht mehr, sie schien selbst nicht ungern mit ihm zu sprechen und veranlaßte ihn gelegentlich zu mancher sie belehrenden Unterhaltung, sobald jedoch das Gespräch eine solche Wendung nahm, daß sich das Geheimniß seines Herzens auch nur auf die leiseste Weise kund thun wollte, dann brach sie, wie erschrocken, dasselbe ab und wendete sich, von ganz andren Dingen redend, an Eines der Ihrigen oder zu irgend einem, scheinbar dringenden Geschäfte. Nur auf eine Weise durfte der Liebekranke frei und ohne allen Rückhalt selbst zu Julien von dem reden, was ihn so tief bewegte, das war in seinen guten, deutschen Liedern, und er konnte sich nicht von dem Wahne los machen, daß die Jungfrau hierbei, wenn auch nicht die Worte der fremden Zunge, doch die Gefühle des fremden Herzens verstehe, und sie nicht gleichgültig zurückweise. Wie gern sie ihn singen höre, das

verrieth sie täglich mehr; er konnte es wohl vermuthen, daß die öfteren Bitten der kleinen Jeanette, ihr eines von seinen schönen Liedern zu singen, eigentlich von Julien kamen, welche die Kleine zu ihrer Sprecherin wählte. Und wenn er dann, es geschahe meist während der kühlen Nachmittagsstunden im Garten, den Gesang zur Harfe anstimmte, welcher von dem sprach, das ihn mit Weh und Wonne zugleich erfüllte, oder sein selbst gedichtetes Lied von dem Heimweh nach dem Frieden, der zwar von oben kommt, der aber so gerne hienieden sich eine Hütte der Liebe baut; wenn dann die kleine Jeanette zu seinen Füßen mit ihren Blumen spielte, überließ sich Julie ohne Rückhalt ihrer Rührung, sie verhehlte ihre Thränen nicht mehr vor dem Sänger und die Blicke ihrer seelenvollen Augen verriethen diesem mehr als sie selber wußte und wollte.

„Dennoch," so sprach der Doctor zu sich selber, als er eines Tages nach einer solchen Stunde im Garten, auf sein einsames Zimmer kam, „bin ich ein Thor, daß ich mich dem verzehrenden Gram einer Liebe hingebe, die sich nicht einmal in verständlichem Worte aussprechen darf; einer Liebe zu einem zwar vortrefflichen und auch sehr schönem Kinde, das jedoch mit einem halbgebrochenen Herzen schon zur Welt kam und dem Treiben des gewöhnlichen Lebens auf immer abgestorben scheint. Ich bin kein Petrarka, der dort am heimlichen, nachbarlichen Quell von Vaucluse einem Leben der süßen Gesänge und der lieblichen Träume sich hingeben darf; mich ruft mein Vaterland, mich ruft die Pflicht für Andre zu leben und zu wirken. Laß mich jetzt ernstlich an die Abreise denken."

So leicht als der gute Doctor sich in diesem Augenblick das Scheiden aus der Familie des Herrn Guillibaud

gedacht hatte, war dieses nicht. Freilich hatte er keinen recht triftigen Grund mehr seine Abreise aufzuschieben. Der Arm der geschäftigen Hausfrau war so weit geheilt, daß sie ihn, längstens in 8 Tagen ganz außer Bund tragen konnte; Julie befand sich so wohl und kräftig, als sie dieß nach der Aussage der Ihrigen vielleicht noch niemals gewesen; ihre sonst bleichen Wangen hatten sich jugendlich frisch geröthet; sie war in ihrer stillen Weise heiter und sehr vergnügt. Hier im Hause, das sahe er wohl, war der Arzt jetzt entbehrlich, denn der kranke Müllerbursche seines Wirthes, dessen er treulich sich angenommen, konnte auch ohne sein weitres Zugegenseyn durch eine länger fortgesetzte Anwendung der Mittel genesen, die er ihm verordnet hatte, und übrigens stund ihm der Mann nicht so nahe, daß er seinetwegen hätte länger verziehen dürfen. Mit schwerem Herzen erklärte er deshalb den ihm so theuren, werthen Gastfreunden, daß er noch diese Woche bleiben, dann aber, wenn der Arm der Madame Guillibaud auch seiner letzten Banden erledigt sey, die so lang verschobene Heimreise antreten wolle.

Mit großer Betrübniß hörten Alle den Entschluß ihres Gastes; die beiden jüngsten Kinder protestirten mit Thränen gegen seine Abreise und selbst Julie schien bewegt zu seyn. Doch eine Woche des Menschenlebens, wie viel kann sie uns nehmen oder auch bringen!

Der Doctor mußte es als einen besonders glücklichen Zufall betrachten, daß gerade auf einen der letzten Tage dieser Woche Juliens zwanzigster Geburtstag fiel. Er war in der Stadt gewesen und hatte mehrere sinnig gewählte Geschenke für alle Mitglieder der Familie, vor allem aber für Julien eingekauft, um dieselben bei der Feier des Geburtstages ihr darzureichen; mit ihren beiden

jüngsten

jüngsten Geschwistern hatte er heimlich ein italienisches Lied eingeübt, das man der Schwester singen wollte. Am Tage vor dem kleinen Familienfeste war Julie sehr früh aufgewesen und hatte geschrieben. Sie war nicht zum gemeinsamen Frühstück gekommen; als der Doctor sie einige Stunden hernach sahe, fand er sie ungewöhnlich ernst und blaß. Sie hatte lange im Zimmer der Großeltern mit ihrer Mutter gesprochen, und auch diese schien tief bekümmert. Der Doctor, welcher das ganze Vertrauen der guten Frau besaß, benutzte den ersten Augenblick, in dem er mit ihr allein war, um sie zu fragen, was Julien begegnet sey? Der Mutter traten die Thränen in die Augen. „Denken Sie sich, Herr Ferber, sagte sie, das Mädchen hat uns und sich selber mit einer sonderbaren Ankündigung ihres nahen Todes erschreckt, die sie mit einer solchen innren Sicherheit und festen Ueberzeugung ausspricht, daß sie mich selber mit ihrer Einbildung angesteckt hat. Sie sagt, ihr habe in der vergangenen Nacht ein Traum geträumt, aus dem sie etliche Male erwacht und der beim Wiedereinschlummern immer als derselbe zurückgekehrt sey; ein Traum, in welchem ihr mit der größten Lebendigkeit und Gewißheit angekündigt ward, daß sie morgen, als an ihrem Geburtstag, sterben werde. Die Gefühle, sagt sie, welche dieser Traum in ihr aufgeregt habe, seyen zugleich so lieblich und himmlisch gewesen, daß sie den Augenblick seiner Erfüllung mit herzlicher Sehnsucht erwarte. Sie thut nun nichts Andres, als Vorbereitungen zu ihrem nahen Ende zu treffen und uns darüber zu trösten, daß sie, die arme Kranke, uns bald verlasse."

Obgleich der Doctor die Aeußerungen des Mädchens für nichts weiter hielt als für den Wahn einer krankhaft aufgeregten Phantasie, war er dennoch von den Worten

der Mutter tief bewegt. Er hätte gern, als Arzt die Leidende besucht, aber diese hielt sich in ihrem Zimmer verschlossen, und ließ sich den ganzen Tag hindurch nicht mehr sehen. Auch am Abend, als Mutter Guillibaud zu bemerken glaubte, daß Julie Fieber habe und den Doctor rufen wollte, bat die Jungfrau auf eine so dringende Weise dies nicht zu thun, daß jene von ihrem Vorsatz abstund. Einige beruhigende Mittel aber, die der Arzt ihr sendete, nahm sie willig und gern.

Der Morgen des festlichen Tages, den man im ganzen Hause so freudig erwartet hatte, war gekommen, aber wie ganz anders als man es vorher sich träumen lassen. Julie, nachdem sie noch ziemlich spät mit Schreiben beschäftigt gewesen, hatte sich zwar aus Gehorsam gegen die Großmutter zur Ruhe gelegt, aber, wie dies Madame Gregoire wohl bemerkte, nicht geschlafen, sondern die ganze Nacht, bis gegen Anbruch des Morgens im Gebet zugebracht. Erst dann, als die Helle des Tages durch die Fenster hineinschien, war sie eingeschlummert; doch dieser kurze Schlaf, der kaum eine halbe Stunde währte, schien sie nicht gestärkt zu haben, sie war noch bleicher als gestern, ihre Stimme so schwach wie bei einer schwer Erkrankten. Dennoch hatte sie nach einiger Zeit sich vom Lager erhoben und sich mit ganz besondrer Sorgfalt angekleidet. Die Auswahl des Gewandes erschien nicht ohne Bedeutung. Es war nach Form und Farbe ein solches, worein man nach der Sitte der Provenzalen sowohl die Bräute, wenn sie zum Altar gehen, als auch die im Alter der Unschuld verstorbenen Kinder und Jungfrauen für die traurige Feier ihres Leichenbegängnisses einkleidet. Julie hatte schon vor einiger Zeit, mit Gedanken des Todes beschäftigt, das Gewand mit eignen Händen sich bereitet.

Diese Farbe des Schnees, welche durch die sparsam angebrachten rosenrothen Schleifen nur noch mehr gehoben ward, schickte sich gut zu dem Weiß der Wangen, auf denen die Rosen der Jugend für immer verblichen schienen. Zwar die schönen, dunklen Augen blickten noch so seelenvoll wie immer, aber wie bald wird auch aus diesen die Seele entwichen seyn!

Die Jungfrau war durch das kleine Geschäft des Ankleidens so erschöpft, daß sie eines längeren Ausruhens bedurfte. Dann wünschte sie die Ihrigen zu sprechen; „selbst wenn der Doctor kommen wolle, solle ihr das nicht zuwider seyn.“ Die Worte des Dankes und der Liebe, die sie den Eltern und Großeltern, die Wünsche des Segens, die sie den Geschwistern zusprach, waren voll tiefer Innigkeit und voll Nachdruck; selbst dem theilnehmenden, treuen Arzte reichte sie dankbar die Hand. Die jüngeren Geschwister, die von einer der Dienerinnen es erfahren hatten, daß die Schwester Julie sterben wolle, weinten laut, auch die Augen der Andren blieben nicht ohne Thränen, nur der Großvater Gregoire schaute mit ruhigem, durchdringenden Blicke bald Julien, bald den Doctor an, gleich als ob er beide gegeneinander abwägen wolle, und begab sich dann schweigend hinab in den Garten, wo er so emsig wie sonst mit der Pflege seiner Pflänzlinge sich beschäftigte.

So hatten sich die Töne der Freude, die man heute anzustimmen gedachte, zwar noch nicht in Töne des Jammers und der Klage, wohl aber in ein ernstes Schweigen verwandelt. Die Kinder dachten nicht mehr an das Singen ihres Liedes, der Doctor hätte es nicht wagen mögen seine, für eine andre Feier dieses Tages berechneten Geschenke herbeizubringen, denn selbst die prachtvolle Ausgabe von Petrarks Gesängen der Liebe und der Ueber-

setzung seiner Selbstbekenntnisse, ließen sich mit den Gedanken des nahen Todes nicht in Einklang setzen. Nicht ohne einiges Widerstreben hatte es die Jungfrau dem Arzt erlaubt ihren Puls zu fühlen, dieser ließ mehr nur auf eine große innere Aufregung des zarten Körpers, als auf nahe Todesgefahr schließen. Dennoch war der Doctor nicht ohne große Besorgniß. Er kannte die Gefahren, welche selbst schon die übermächtige Einbildungskraft dem Leben zu bringen vermag; hier bei Julien wohnte in der leicht zerstörbaren Hülle eine Seele, welche, wenn sie die starken Schwingen zum Sturmesfluge des heftigen Sehnens entfaltete, nur zu leicht das Gehäuse zerbrechen konnte. Er fürchtete eine Zurückkehr der Anfälle, welche neulich die Familie der Kranken in so heftigen Schrecken gesetzt hatten und wenn diese sich erneuten, war die Gefahr groß. Seine Augen füllten sich, ohne daß er selber es fühlte, mit Thränen; Julie hatte die Bewegung des theilnehmenden Mannes bemerkt, sie schien davon ergriffen, der Doctor entfernte sich, er eilte hinaus zum Anblick des Frühlinges, der heute für ihn ohne tröstende Kraft war.

Unten am Garten begegnete ihm Etienne. „Warum so traurig? junger Herr," fragte ihn dieser. „Wer sollte das nicht seyn, antwortete der Doctor, in einem Hause, wo alles nur ans Sterben und Scheiden des Liebsten und Besten denkt, das unter diesem Dache war; ich fürchte nur zu sehr Juliens Traum geht diesmal in Erfüllung." — „Pah," sagte Etienne, „was wißt ihr Alle von Traumdeutungen. Träume sind freilich nur Schäume, wenn man aber denn doch etwas darauf achten will, dann soll man nicht vergessen, daß nach einer alten Regel das Träumen von einer Hochzeit den nahen Tod, umgekehrt aber, wenns einem vom Tode träumt, dieses eine nahe

Hochzeit bedeute. Wenn nur die gar zu ernsthaften Leute drinnen einen Spaß verstünden, ich wollte der kranken Jungfer bald ihre Grillen ausreden und sie auf andre Gedanken bringen, wenigstens solltet Ihr aber darinnen etwas gescheiter seyn."

Der Doctor wollte heute nichts von den Scherzen des alten Stelzfußes wissen, und als er hinaufblickte zum Fenster und die gute alte Großmutter Gregoire mit zitterndem Haupte und tief bekümmerter Miene daran stehen sahe, da erfaßte der Schmerz ihn von neuem. Stärker denn jemals fühlte er, was ihm Julie sey; auf ein oder die andre Weise sollte er nun bald auf immer von ihr scheiden. Ohne es zu bemerken hatte er sich, am Fluße hinaufgehend weit vom Hause entfernt, er eilte, von Angst getrieben, zurück; was konnte indeß durch seine Schuld versäumt seyn!

Julie hatte seit Mittag geschlafen und schlief noch jetzt. Er sahe sie; es war der Anblick einer Todten. Endlich regte sie sich und die Großmutter winkte dem Fremden mit bittenden Blicke sich zu entfernen. Dieser war nur kurze Zeit bei der Mutter im Wohnzimmer gesessen, da rief man ihn wieder hinauf. Julie wollte ihn noch sprechen. „Wie wäre es," sagte ihm Madame Guillibaud, wenn Sie die Harfe mit sich nähmen und meiner Tochter ein schönes Lied sängen, sollte das nicht ihr wohlthun? Ich weiß, wie gern Sie Ihren Gesang hört und wie der sie jedesmal so heiter gemacht hat." Der Doctor war gern dazu bereit und trat mit seiner Harfe ins Zimmer der Kranken. Diese sahe ihn mit einem ernsten, fragenden Blick an, doch eine Spur von Unwillen lag nicht darinnen. Sie schien sich kräftiger zu fühlen als heute morgen; sie saß aufrecht auf dem Sofa, in ihrer

Hand ein beschriebenes Papier haltend. „Ich habe gestern," sagte sie, „für alle meine Verwandten und Freunde einige Worte, zur Erinnerung an ein armes, krankes Mädchen aufgeschrieben, das öfters selbst im Hause der liebenden Eltern nur wie ein vorbeiwandernder Fremdling sich fühlte. Auch für Sie, den theuren Freund der Meinigen, habe ich hier einige Worte aufgezeichnet, welche Sie an ein Gespräch erinnern werden, das Sie vor längerer Zeit mit meinem Großvater hatten. Verzeihen Sie es dem unverständigen Kinde, wenn es wagte Etwas gegen Sie auszusprechen, das wie eine Belehrung oder Ermahnung klingt; es ist aber nicht so gemeint und einer Sterbenden vergiebt man Vieles. Uebrigens ist das ja auch ein Beweis von treuer Freundschaft, wenn wir uns gegenseitig ermahnen treu zu werden der Wahrheit und ihr treu zu bleiben bis ans Ende. Auch ich bitte Sie darum, daß Sie mich stärken helfen zu meinem letzten Kampfe."

Der Doctor wollte einen Blick auf den Inhalt des Papiers werfen, „Ich bitte Sie, sagte die Kranke, lesen Sie das erst nach meinem Tode. Erst dieser wird für Sie das arme Vermächtniß versiegeln und vielleicht es Ihnen ein wenig werth machen. Ich sehe, Sie haben die Harfe mit sich gebracht, wahrscheinlich um mir Etwas zu singen. Nun, wenn Sie eine Weise kennen, die das ausspricht, was ich in diesen Stunden fühle, dann singen Sie mir dieselbe immer."

Der Gesang hub an. Sein Inhalt handelte von jener Hoffnung, welche nicht mit dem sterbenden Herzen stirbt oder mit dem brechenden Auge bricht; von der Zuversicht des Christen, welcher weiß an Wen er glaubt. Der Doctor hatte das Lied in seinen früheren Jahren

gehört und gesungen; es regte die Erinnerung an das Sterbebette seiner theuren Mutter in ihm auf; er verbarg seine Bewegung nicht. Die Kranke hatte mit inniger Theilnahme das Lied gehört; ihr Blick schien um mehrere zu bitten und der Sänger verstund und erfüllte ihren Wunsch. Die gute Großmutter Gregoire, die allein mit den Beiden im Zimmer war, hatte sich in den Lehnstuhl gesetzt; sie war, ermüdet von den Sorgen der beiden letzten Tage und von der in Kummer durchwachten Nacht, eingeschlummert. Julie winkte dem Doctor, dieser stellte die Harfe zur Seite. „Es ist mir unbegreiflich," sagte das Mädchen, mit leiser Stimme, um den Schlaf der Großmutter nicht zu stören, „wie mich der Gesang so gestärkt hat. Mir ist es als hätte er mich wieder in das Leben zurückgezogen, aus dem ich mich so freudig losgemacht hatte. Und doch haben mir Ihre Lieder das Gefühl des innren, seligen Friedens, womit mich gestern mein Traum und die Hoffnung der baldigen Auflösung erfüllte, nicht geraubt, sondern eher noch vermehrt und verstärkt."

„Und sollte denn nur dort jenseits der selige Frieden gefunden werden können, den Sie empfanden, sollte dieser Bürger der höheren Welt nicht auch schon bei uns hienieden, wenn wir ihn nur zu uns einladen, gern und willig seine Hütte aufschlagen und bei uns wohnen mögen? Liebe Julie, könnten wir uns so nach dem Himmel, nach dem Lande des Friedens sehnen, wenn wir es nicht schon auf Erden in uns, als Vorausgabe des Künftigen, erführen, was die Seligkeit des Himmels, was der Friede der Ewigkeit sey? Und liegt denn nicht auch darin ein Vorschmack jener Seligkeit, daß wir gewürdigt werden hier im Thale der Thränen Saamen auszustreuen des

Guten, der uns seine Früchte bringt dort in Ewigkeit. Ich weiß von einem frommen Manne, der während seines Lebens oft sehr schmerzlich an dem Heimweh litt nach dem Vaterlande, dahin wir einst Alle zurückkehren. Sein Sehnen wurde ihm ziemlich frühe erfüllt. Als es aber nun mit ihm zum Sterben kam, da beklagte er es, daß er Gott nicht ernstlich um längere Erhaltung seines Lebens gebeten habe. Denn, so sagte er, erst jetzt sehe ich es recht ein, welch große Gabe das Leben: die Möglichkeit eines Wirkens, mitten in der Zeit, für die Ewigkeit sey. Julie, nehmen Sie die Last des Lebens freudig auf sich; Ihre Stunde, die Bürde abzulegen, ist noch nicht gekommen. Vielleicht wollte, mit dem gestrigen Traume Ihre lange Kränklichkeit von Ihnen auf immer Abschied nehmen; Sie sind, dies sage ich Ihnen als Arzt, verhältnißmäßig so gesund als ich und Sie werden hier bei den Ihrigen glücklicher noch seyn als ich, wenn ich wieder dahin gehe in meine Einsamkeit. Denn mir ist es seither mit jedem Tage deutlicher geworden, wie froh und wie glücklich ich bin und mit Ihnen seyn würde, und wie ich das ohne Sie niemals seyn kann"!!

Der Doctor schwieg; er hatte es kaum bemerkt, wie seine Hand zu Juliens Hand gekommen sey. Die Jungfrau zog die ihrige nicht zurück, ihm war es sogar, als ob sie den Gruß seines Händedruckes sanft erwiedere. Er fühlte sich von einer ungewöhnlichen Freudigkeit ergriffen. „Julie," so fragte er, „könnten Sie sich entschließen diese theure Hand da zu einem Bund für das ganze Leben in die meinige zu legen? Zu einem treuen Bunde des gemeinsamen Wanderns durch die Zeit zur Ewigkeit?" Die Jungfrau schwieg, wie in ein tiefes Staunen versunken ihre Hand aber zog sie nicht aus der seinen zurück.

Endlich antwortete sie mit einem zwar schüchternen, dabei aber entschiedenem „Ja". Die Bande der alten, angeborenen Aengstlichkeit und Furcht waren jetzt auf immer gelöst; Julie fühlte sich mit treuer, inniger Liebe dem fremden, guten Manne verbunden, den sie vorher so gefürchtet, so gescheut hatte.

Die beiden Glücklichen! sie sahen und hörten jetzt nur Eines das Andre; sie bemerkten es nicht, daß der Großvater Gregoire leise, um nicht die vielleicht schlafende Kranke zu stören, die Thüre öffnete und ins Zimmer trat. Auch die Großmutter erwachte jetzt aus ihrem Schlummer; der Alte trat näher zu ihr, und indem er auf die beiden Liebenden hindeutete, rief er mit starker Stimme: „siehe da, den Seinigen giebt er es schlafend, mit dem Kummer um eine vermeintliche Sterbende bist du eingeschlummert, mit der Freude über eine nicht vermeintliche, sondern wirkliche, glückliche Braut darfst du erwachen."

Auch die Mutter Guillibaud war jetzt hereingetreten und die beiden Liebenden hatten um ihren, wie um der theuren Großeltern Segen gebeten zu ihrem Bunde. Die frohe Nachricht von der unerwarteten Wendung der Ereignisse dieses Tages verbreitete sich alsbald durch das ganze Haus. Auch Vater Guillibaud, der sich bei einem Nachbar befand, wurde heimgerufen; er kam mit banger Erwartung, da empfieng ihn, als er ins Haus trat, die Nachricht, und beim Hinaufkommen ins Zimmer der Anblick des Glückes seiner Kinder. Zum zweiten Male seit Ferbers Anwesenheit trat ihm heute das deutsche Herz auf die Zunge, er begrüßte, tiefgerührt, den neu geschenkten, lieben Sohn in der gemeinsamen Muttersprache und redete einige Zeit ganz geläufig mit ihm in dieser. Es erging ihm wie den Nachtigallen, welche, ehe sie den voll-

kommenen Gesang des Frühlinges anheben, zuvor mehrmalen kleine Proben desselben vernehmen lassen; auch die heutige deutsche Unterhaltung mit dem deutschen Gaste war nur ein Vorspiel von einem mächtigeren Erguß seiner Gefühle in jener Sprache, welche ihm noch immer für den Ausdruck solcher innern Bewegungen die natürlichste war.

Mit Julien war an diesem Abend eine auffallende Veränderung vorgegangen. Jene innre Spannung, mit welcher sie dennoch, ohne sich dessen bewußt zu seyn, auf ihr Ende gewartet hatte, war verschwunden; ihr war auf einmal Alles, die Gegenwart wie das, was sie als künftig erwartete, klar geworden, sie empfand ein Wohlseyn in ihrem Innren, dergleichen sie niemals vorhin empfunden. Noch immer ruhete ihre Hand in der des Verlobten, ihr war es, als ob eine Kraft des Lebens aus der fremden Hand durch die ihrige bis zum Herzen dränge und hier das schlummernde Leben wecke; ihre Wangen rötheten sich von neuem, sie fühlte sich kräftig genug aufzustehen und äußerte selbst den Wunsch, hinabkommen zu dürfen zum gemeinsamen Abendessen an der Familientafel. Die Andren gingen voran, die Jungfrau, nachdem sie das doppelsinnige Gewand, das für sie aus einem Sterbe- zum Brautkleid geworden, mit einem andern vertauscht hatte, kam nach.

Die gewöhnliche, gute Ordnung des Hauses war schon gestern, noch mehr aber heute, ganz zerstört gewesen; außer den jüngeren Kindern und den dienenden, oder sonst schwer arbeitenden Hausgenossen waren die meisten Andren ohne Speise geblieben. Desto fröhlicher hielt man jetzt das gemeinsame Mahl. Auch der alte Etienne, der, wie gewöhnlich, mit den Müllerburschen gespeist hatte, trat mit dem vollen Glas in der Hand herein, um die Ge-

sundheit der beiden Verlobten zu trinken. „Habe ich", sagte er halblaut zum Doctor, „euch nicht den Traum eurer Braut ganz richtig ausgelegt?" — „Allerdings", erwiederte der Doctor, „warst du mir, wie Joseph dem Mundschenken im Gefängniß, ein glücklicher Traumdeuter, darum darfst du auch heute einmal nach Belieben der Gaben genießen, welche der Mundschenk seinem Könige im Becher darbot". Herr Guillibaud winkte einem der Kinder, man setzte dem alten, ehrenwerthen Stelzfuß einen Stuhl zum Tische, und dieser trank und plauderte mit überfließender, ja zuletzt fast zügelloser Fröhlichkeit, bis ihm der Großvater Gregoire einen andren Wink gab, den er alsbald verstund und in der besten Laune sich entfernte.

Mit ihm war nicht der Geist der Fröhlichkeit aus dem Kreise der andern glücklichen Tischgenossen hinweggegangen. Freilich redete diese Fröhlichkeit eine andre Sprache, als bei dem alten Seemann Etienne, dessen Witze noch öfters nach seinem vormaligen Matrosenstande schmeckten. Selbst die beiden Großeltern waren ungewöhnlich heiter; man hatte die für den heutigen Tag bestimmten Geschenke herbeigebracht; die beiden jüngsten Kinder hatten ihrer lieben Julie noch ihr Festtagsliedlein gesungen und waren dann zur Ruhe gegangen; die Großeltern und Eltern sammt dem Brautpaare feierten ein Fest der gemeinsamen, gegenseitigen Liebe, deren Gefühl allerdings ein himmlisches zu nennen war, weil ihre Wurzel im Boden eines himmlischen und ewigen Elementes ruhete, und weil sie aus diesem Quell ihre Nahrung und Kraft empfing. Die eigentliche Seele ihrer Unterhaltung war das, was der alte, ehrwürdige Gregoire aus dem reichen Schatze seines Herzens mittheilte. Doch so gern der Doctor die ganze Nacht hindurch bei diesen Gesprächen hätte verweilen mögen, trieb

ihn dennoch die zärtliche Sorge für seine Braut zu der Bitte, daß man jetzt auch dem Schlafe sein Recht gewähren solle.

Obgleich die Ruhe dieser Nacht bei mehrern Gliedern der Familie das Versäumniß einer vorhergehenden Nacht einbringen sollte, waren sie dennoch Alle sehr früh am andern Morgen wieder beisammen. Julie war noch niemals so heiter und fröhlich gewesen als heute, der Bräutigam hatte sie noch niemals so blühend und so schön gesehen. Sie selber ergriff heute, was seit Ferbers Hierseyn noch nicht geschehen, die Harfe, sie spielte und sang ein Morgenlied, das der Großvater ihr gelehrt; Inhalt wie Melodie sprachen die tiefe Rührung eines Herzens aus, welches die Güte, die ohne Ende ist, an sich selber erfahren hat und ihre Thaten preiset. Eine solche lieblich wie kräftig lautende, rührend schöne Stimme, so schien es wenigstens dem liebetrunkenen Doctor, hatte er noch niemals gehört. Als die Jungfrau geendet, bat sie den Freund, ihr nun auch ein deutsches, frommes Morgenlied zu singen. Sie reichte ein Buch ihres Vaters dar, welches deutsche Gesänge enthielt. „Vielleicht", so sagte sie, „bringt Ihnen ein Hineinblicken in dieses Buch irgend ein Lied in Erinnrung, das Sie in der Heimath gerne sangen". Der Doctor schlug das Buch auf, da fand er vorne auf dem Schutzblatt des Titels den Namen eines nahen Verwandten seiner Eltern eingeschrieben, den er selber in früher Kindheit noch gekannt hatte. Das Buch war, wie die eingeschriebenen Zeilen sagten, ein Geschenk an einen besonders lieben Taufpathen, Namens Willibald; es sollte diesen auf seinen Wegen begleiten und ihn erinnern an manche jener guten, ernsten Lehren, die er empfangen. Es war jetzt nicht Zeit zu fragen; der junge Deutsche

sang sein gutes, deutsches Lied und man ging zum Früh=stück. „Lieber Vater", so redete jetzt Ferber den Herrn Guillibaud an, „haben Sie den Mann selber gekannt, der hier in dieses Buch seinen Namen eingeschrieben hat?" „Wie sollte ich das nicht", antwortete Herr Guillibaud, „war er doch mein lieber Lehrer und Taufpathe, dazu auch mein Verwandter; ein Schulmann von solcher Ge=lehrsamkeit und hierbei von solcher Frömmigkeit und Her=zensgüte, daß es seines Gleichen wohl wenige auf Erden gegeben hat". — „Nun dann, mein lieber Vater", sagte der Doctor, „bin ja auch ich euer Vetter, denn dieser alte Schulrector, Joseph Müller, war meines Vaters Oheim (Muttersbruder), und noch überdieß der Pflegvater mei=ner eignen seligen Mutter, so daß ich ihn immer nur Groß=vater nannte. Auch mir hat derselbe noch gar manche gute Lehre gegeben".

„Wie", sagte Vater Guillibaud, „so hat mich meine alte Erinnrung doch nicht getäuscht; deines Vaters Mut=ter war eine geborene Müller und unsre Verwandte. Und deine eigne Mutter wird wahrscheinlich jene Pflegetochter meines alten Lehrers gewesen seyn, die ich noch als ein ganz kleines Kind in seinem Hause gesehen habe. Dein Großoheim hatte diesen kleinen Pflegling von einer Reise nach Hamburg mit heim gebracht, das Kind sprach anfangs kein Deutsch, man sagte, es stamme von französischen El=tern und sey eine Vater= und Mutterlose Waise".

„Allerdings", erwiederte der Doctor, war meine Mut=ter eine geborne Französin, obgleich sie ihre Muttersprache später ganz verlernt hatte. Leider habe ich diese theure Mutter schon in meinem zwölften Jahre verloren".

„Nun", so fuhr Vater Guillibaud fort, indem er den Doctor umarmte, „so sey mir denn auch als mein Ver=

wandter, und gleichsam als ein Enkel meines Wohlthäters und treuesten Lehrers willkommen, du lieber Sohn; mit deinem Hereinkommen in mein Haus ist noch einer der vielen Segenswünsche des seligen Mannes in Erfüllung gegangen, denn du wirst mir mein Haus bauen helfen auf geistige Weise. Ich will von nun an auch", dies fügte Herr Guillibaud in deutscher Sprache hinzu, „meine vieljährige Scheu überwinden und öfter mit dir in der lieben Muttersprache reden, laß uns auch, vor allem in dieser Sprache, als alte liebe Verwandte und Landsleute uns du nennen, du bist mir ja nicht allein Sohn, sondern ein lieber Bruder".

Die ganze Familie nahm an der unvermutheten Entdeckung der Verwandtschaft des Hausvaters mit seinem Gaste den herzlichsten Antheil; das frohe Ereigniß dieses Morgens war eine schöne Zugabe zu den Freuden des gestrigen Abends; Herr Gregoire bemerkte: „daß Herr Ferber uns nahe verwandt sey, habe ich freilich schon lange bemerkt."

Die beiden Liebenden wandelten im Garten. Sie hatten sich so Vieles zu sagen; ihnen schien es, als müsse ein Menschenleben viel zu kurz seyn, um sich das Alles auszusprechen, was sie auf ihren Herzen hatten. „Wissen Sie auch", fragte Ferber, „was unser guter Vater heute, da wir unsre Verwandtschaft entdeckt hatten, zuletzt gegen mich aussprach?" — „Ich verstehe nicht deutsch", antwortete Julie". — „Er trug mir", so fuhr der Doctor fort, „das trauliche Du an, und sollten nicht wir beide, die wir schon jetzt uns näher verwandt sind denn bloße Vettern, das liebe, gute Du in unsre Gespräche aufnehmen?" — „Das Du", so erwiederte die Jungfrau, „fällt der französischen Zunge freilich schwerer denn der deutschen,

doch ich werde ja deutsch lernen und Ihnen zu Gefallen schon jetzt auf französisch es versuchen.“

Die Gespräche mit der theuren Braut waren dem Doctor freilich erquicklicher und lieber, denn das Singen, doch unterblieb auch dieses nicht ganz, denn Julie selber forderte den Freund dazu auf und begleitete seine italienischen Lieder mit ihrer Stimme, oder lehrte ihm die Gesänge der Provence. Gleich bei einer der ersten Gelegenheiten fragte sie ihren Freund nach dem Inhalt jener Lieder, die auf sie solch tiefen Eindruck gemacht hatten. Ferber übersetzte ihr den Inhalt. „Wie sonderbar ist es doch,“ sagte sie erröthend, „daß ich den Inhalt so ganz errieth, ohne seine Worte zu verstehen. Ich wußte es, daß du mir im Gesange sagtest, daß du mich sehr lieb habest, und ich hörte es gerne, ja mit recht tiefer, freudiger Rührung, während ich, wenn du mir auf gewöhnliche Weise sprechend ein Wort von Liebe gesagt hättest, dieses mit Entsetzen, ja mit Abscheu würde vernommen haben. Wenn du dein Lied sangst, da sang meine Seele in ihrem Innersten mit dir, und der Inhalt ihres geheimen Liedes mochte wohl ein ähnlicher seyn, als der deines hörbaren Gesanges, ohne daß ich mich dessen selber recht bewußt war und noch weniger mir es hätte gestehen mögen. Du hast mich wie der Vogelsteller den armen, scheuen Vogel durch lieblich lockende Töne in das Netz der Liebe hineingeführt.“

Das beschriebene Papier, welches Julie am Abend ihrer Verlobung dem Freunde als Vermächtniß hinterlassen wollte, hatte sie auf unbemerkte Weise aus seinen Händen wieder in die ihrigen zu bringen gewußt. Der Glückliche, der an diesem Abend nur die Braut, nicht das Papier sahe, wurde seinen Verlust erst am andern

Morgen gewahr. Er begehrte jetzt das liebe Vermächtniß, Julie wollte es nicht mehr aushändigen; „aus den Worten", so sagte sie später, „welche du zu mir sprachst, als du meine Hand in die deinige nahmst, verstund ich wohl, daß du einen besseren Lehrer in deinem Innern hast, als ein armes, unverständiges Mädchen dir seyn könnte. Sollten dich noch einmal solche Zweifel beschleichen, als jene waren, die du damals im Gespräch mit dem Großvater Gregoire äußertest, dann wird schon dein innrer Lehrer dich darüber zurecht weisen, und ich, wenn ich sie hörte, wollte dich auch freundlich an die guten, kräftigen Worte erinnern, womit der weise, fromme Großvater deine Zweifel dir benahm und zerstreute."

An die Heimreise nach Deutschland hatte unser Doctor seit dem Abend seiner Verlobung zunächst nicht mehr gedacht. Es ist ja überall nur da unser Vaterland, wo uns die Liebe, die rechte, treue Liebe der andern Menschenseelen in das Vaterhaus aufnimmt. Er hatte das, was ihm begegnet war, nach Hause, an seinen Schwager, seinen einzigen, nach dem Tode des Vaters und der Schwester, dort noch lebenden Verwandten, geschrieben, die Zeit der Heimkunft hatte er jedoch von nun an ins Ungewisse gestellt. Wir haben schon früher erwähnt, daß Doctor Ferber über ein nicht unansehnliches elternliches Vermögen frei zu gebieten hatte, nach einer öfter von neuem aufgenommenen Berathung mit dem Vater Guillibaud, der das Für und das Wider aufs Mannichfachste und Reiflichste in Erwägung zog, war ihm zuletzt der Plan als der annehmlichste erschienen, sich in der Provence, dem Lande der Rosen und der lieblichen Gesänge, anzukaufen und hier zugleich als Arzt thätig zu seyn. Ganz in der Nähe von Avignon fand sich ein Landgut um mäßigen Preis zu erkaufen,

kaufen, man schloß nach kurzer Berathung den Handel ab; die Erhaltung der Rechte des Eingebornen wurden dem durch seine neuen Verwandten und durch sich selber so gut Empfohlenen ohne Schwierigkeit zu Theil.

War doch der gutmüthige Deutsche unter den Provenzalen der ganzen Nachbarschaft schon in den wenigen Monaten, die er mit ihnen verlebt hatte, so einheimisch geworden, als sey er unter ihnen geboren und erzogen. Zwar merkte man ihm, wenn er in der Sprache des Landes redete, noch gar sehr den Ausländer an, aber bei einer solchen Lehrmeisterin, als ihm die Liebe war, die ja die Bande aller Zungen löst, machte er so ungemein schnelle Fortschritte in dem Verständniß wie im Sprechen der Sprache, welche seine Julie redete, daß man im Guillibaudschen Hause öfters über die Vortrefflichkeit einer solchen Lehrmethode der Liebe scherzte. Von dem Volke ward der junge Fremdling wegen einiger ihm vorzüglich und über Erwartung wohlgelungener Curen als ein wahrer Wunderdoctor betrachtet; der Guillibaudschen Familie mußte er fast in eben dem Lichte erscheinen, wenn sie die wohlthätige Veränderung betrachtete, welche durch Ferbers Einfluß mit Julien vorgegangen war. Das ängstlich scheue Wesen der Jungfrau hatte sich in mittheilende Freundlichkeit verwandelt; die Liebe hatte ihr die Pforten jener inneren Befangenheit, welche vorhin sie von andren Menschen abschloß, für immer geöffnet; an die Stelle des zurückstoßenden Ernstes war eine milde, liebliche Heiterkeit getreten, welcher selbst der jugendliche Scherz und kleine Neckereien nicht fremd waren. Das arme Mädchen hatte in seinen früheren Jahren wenig oder nichts von dem gewöhnlichen Frohseyn der Kindheit genossen, es war vor den muntern Spielen der andren Kinder geflohen und

hatte seine meiste Zeit in scheuer Zurückgezogenheit vertrauert. Jetzt aber, seitdem Julie Ferbers Braut geworden, war es, als wollte die Natur das Versäumte nachholen und auch ihre Ansprüche an die Vorrechte der früheren Jahre geltend machen; die Jungfrau spielte, selber wie ein Kind, mit ihren jüngeren Geschwistern und bezeugte sich im Kreise der herumhüpfenden Kleinen so munter, daß öfters der ernsthafte Großvater Gregoire lächelnd und verwundert darüber den Kopf schüttelte.

Eine solche gesunde freudige Stimmung der Seele wirkte denn auch täglich mehr und augenfälliger auf den Körper zurück. Auf Juliens Wangen hatten sich zu den Lilien die frisch blühenden Rosen gesellt; sie war so kräftig geworden, daß sie in Gesellschaft des Bräutigams und ihres ältesten Bruders ziemlich weite Fußreisen über Berg und Thal machte, und der Mutter bei allen Geschäften des Hauses rüstig angreifend zur Hand gieng.

Der Feier der Hochzeit der beiden Verlobten stund jetzt kein Hinderniß mehr entgegen; der künftige Haushalt des jungen Paares, nicht viel über eine Stunde vom Hause der lieben Eltern entfernt, fand sich aufs Beste eingerichtet; Julie war so gesund, Ferber wollte so gern in der Ruhe des eignen Herdes die Geschäfte seines ärztlichen Berufes beginnen, daß die Eltern nichts gegen seinen Wunsch einzuwenden hatten, daß die Vermählung noch im Verlaufe des Mai's geschehen solle. Auf die Bitte der Braut hatte man den Tag der Feier bis auf einen der letzten Tage des Monates verschoben, weil dieser zugleich der Geburtstag ihres Vaters und der Tag seiner Vermählung mit der Mutter war.

Der Vorabend vor dem erwünschten Tage war gekommen, die beiden Eltern saßen mit dem glücklichen

Brautpaare in einer schattigen Laube des Gartens. Vater Guillibaud war ganz besonders mittheilend, er hatte niemals mit dem künftigen Schwiegersohne so viel und so anhaltend deutsch gesprochen, als heute. Sie unterhielten sich wechselseitig von dem gemeinsamen Vaterlande, Herr Guillibaud beschrieb wie es dort vor etlich und dreissig Jahren gewesen, als er es verlassen, Ferber wie es jetzt sey; beide verabredeten den Plan einer künftigen, gemeinschaftlichen Reise nach Deutschland. Du hast mich wieder ganz zum Deutschen gemacht, mein lieber Sohn, sagte der Schwiegervater; seit fast dreissig Jahren war mir der Gedanke nicht mehr eingekommen, daß ich noch einmal über den Rhein gehen sollte, heute erwacht in mir recht lebhaft ein Sehnen das gute Land meiner Väter wieder zu besuchen und die wenigen übrig lebenden Freunde und Genossen meiner Kindheit noch einmal zu sehen.

Die Mutter und ihre Tochter hatten sich entfernt, nicht deshalb, weil ihnen das deutsche Gespräch der beiden Männer unverständlich war, denn Julie hörte den Bräutigam überaus gern in seiner, ihr so treuherzig lautenden Muttersprache reden, sondern weil sie drinnen im Hause noch mancherlei Vorbereitungen für den morgenden Tag zu treffen hatten. Wie ganz anders, so fuhr Vater Guillibaud in seiner Unterhaltung fort, mag Vieles jetzt in unsrem Vaterlande geworden seyn, als es in den Jahren meiner Kindheit gewesen; damals herrschte noch Gottesfurcht und strenge Sitte bei allen Ständen, das hat nun, wie ich höre, sehr abgenommen. Und doch wird auch dies wieder einmal besser werden, denn das, was im Menschenherzen nach oben gerichtet ist, wendet sich doch immer wieder herauf, wenn auch die Zeiten noch so arg das Oberste zu unterst und das Unterste nach oben

kehren. Was habe doch ich, hier in Frankreich Alles erlebt; Tage der Finsterniß und der Vernichtung, und doch ist uns das Licht wieder aufgegangen und die guten Keime sind aus dem zertretnen und zerstampften Boden neu hervorgekommen. Wie ganz anders sahe es heute vor 21 Jahren am Vorabende vor unserer Hochzeit rings um uns her aus, als es nun aussieht; wie viel leichter habt ihr es, ihr lieben Kinder, als ich und meine Braut es hatten, als wir uns, fast wie über ein geöffnetes Grab hinüber die Hand zu unsrem Bunde reichten. Auf einem Schlachtfelde bin ich freilich niemals unter den Sterbenden und Todten gelegen, wie du mein lieber Sohn und wie auch Vater Gregoire, aber ich bin in meinem Leben durch manches andre tiefe Wasser der Noth und Angst hindurch gegangen.

Lieber Vater, sagte der Doctor, die mancherlei einzelnen Züge, welche ich durch Sie und Andre von Ihren Schicksalen erfahren habe, regten in mir schon lange ein recht herzliches Verlangen auf, einmal Ihre ganze Lebensgeschichte zu hören. An einem Tage, wie es der heutige für uns beide ist, darf ich mir wohl mehr als sonst erlauben, darum bitte ich Sie mir zu sagen, durch welche besondere Führung Sie aus dem Vaterlande hinweg und hieher in das südliche Frankreich, so wie in ihren jetzigen Lebensberuf, gekommen sind.

Ich kann dir heute nichts der Art versagen, antwortete Vater Guillibaud, ich fühle es, mein ganzes altes, deutsches Herz ist mir auf die Zunge getreten und überdies hat mich die Mutter gebeten, dich zu unterhalten, damit du ihr die Julie, die sie heute besonders nöthig braucht, nicht vom Geschäft hinwegnimmst; darum sey es so, ich will dir vertraulich wie ein ächter Deutscher dem

Deutschen und noch mehr wie ein Vater dem Sohne meinen Lebenslauf erzählen, in welchem freilich Einiges vorkommt, das man nicht Jedermann sagen möchte.

Die Geschichte des Vater Willibald.

Daß ich wie du, von Geburt ein Thüringer, und mit dir aus einem Orte gebürtig bin, das weißt du schon. Meine Eltern starben mir frühe, ich mußte deshalb der großen Neigung zum Studiren, die ich von Kindheit auf hatte, gar bald entsagen, denn schon in meinem vierzehnten Jahre mußte ich ein Brod der Thränen essen, als mich ein Verwandter meines seligen Vaters zu sich nahm, auf seine Glasfabrik, die an der böhmisch-sächsischen Gränze lag. Mein Vetter war ein sehr harter Mann, bei welchem es die Arbeiter in der Fabrik, so wie die Dienstboten gewöhnlich nur sehr kurze Zeit aushielten, denn er forderte von allen Menschen, außer von sich selber, so viel als kaum zu leisten möglich ist, und gab dabei seinen Leuten, bei sehr kärglichem Lohne, kaum halb satt zu essen. Daher kam es, daß er gar bald keine tüchtigen, guten Leute mehr in seine Dienste bekam, sondern fast nur solch loses Gesindel, welches kein Andrer haben wollte, oder junges, unerfahrnes Volk, das auch bei der Arbeit nichts Ordentliches zu leisten vermochte. Für die Letzteren, für die armen, unerfahrnen Leute war eigentlich der Aufenthalt in der Fabrik meines Vettern am allernachtheiligsten; nicht blos deshalb, weil sie im Leiblichen so schlecht gehalten wurden und keine Gelegenheit fanden etwas Rechtschaffenes zu lernen, wozu doch Mancher unter ihnen gute Anlage gehabt hätte, sondern weil das böse Beispiel, das

sie an dem älteren, hergelaufenen Gesindel sahen, und das, was sie von diesem hörten, wie ein Gift auf sie wirkte. Ich selber mußte von diesem Gifte so viele Gefahr leiden, daß, wenn ich nicht aus der christlichen Erziehung bei meinen seligen Eltern, und aus dem frommen Schulunterrichte, welcher mir in meiner Vaterstadt zu Theil geworden war, ein kräftiges Gegengift als Mitgabe empfangen, und wenn mich nicht nachmals Gott in die Cur seiner schweren Leidensschule genommen hätte, ich wohl daran würde zu Grunde gegangen seyn.

Mich betrachtete mein harter Vetter als einen Zubehör seines Hauses, mit welchem, als mit seinem Eigenthum, er schalten und walten könnte, wie er möchte. Ich erhielt gar keinen Lohn von ihm, die Kleider, die ich noch von Hause mitgebracht, waren allmälig abgetragen worden, oder ich hatte sie so ausgewachsen, daß ich mich nur nothdürftig mit ihnen bedecken konnte, und dennoch erhielt ich keine neuen; meine Kost war schlechter und kärglicher als die seiner Dienstboten und Arbeiter. Und doch konnte ich mich, namentlich über das Letztere, nicht beklagen, denn ich speiste mit an dem Tische und aus der Schüssel meines Vettern, welcher aus großem Geitz seinem Leibe die nöthige Pflege nicht vergönnte, sondern, um täglich einige Pfennige zu ersparen, sich nicht halb sattigte. Sagte man ihm doch allgemein im Dorfe nach, daß er seine gute, selige Frau, die eine Schwester meiner Mutter war, aus Mangel an hinlänglicher Kost und ärztlicher Pflege habe sterben lassen, als sie Beides nach einem harten Wochenbette sehr nöthig bedurft hätte. Das einzige Kind, das sie meinem Vetter geboren hatte, folgte ihr bald in die Gruft nach, und der Mann war ganz allein bei seinem Geldkasten zurückgeblieben.

An diesem meinen Verwandten konnte man recht bemerken, daß der Geiz, als eine Wurzel alles Uebels, den Menschen nicht allein hart und gefühllos, sondern auch blind an allem Verständniß mache. Er konnte sich durchaus nicht entschließen, seinen Arbeitern einen eben so hohen Lohn zu geben, wie sie in andern Glashütten bekamen, oder seine Dienstboten so zu halten, wie man in andern Häusern sie hielt, obgleich die armselige Hefe solcher Leute, welche mein Vetter, weil kein Andrer sie mochte, in seine Dienste bekam, ihm viel mehr verwahrloste und veruntreute, als er durch seine Ersparungen am Lohn gewann. Es konnte ihm wohl schwerlich entgehen, daß sein äußrer Wohlstand eher ab- als zunehme, anstatt jedoch zu den rechten Mitteln zu greifen, suchte er den Abgang am Einkommen nur durch immer größeres Kargen und Geizen zu ersetzen.

Wie es mir dabei zu Muthe gewesen, der ich aus dem Hause so guter Eltern kam, die mich mit allem Nothdürftigen so reichlich versorgt hatten, das kannst du dir leicht denken. Ich war in den Jahren des starken Wachsthumes, in denen man beständig guten Appetit hat, dazu kam noch die schwere, angreifende Arbeit in der Glashütte, und doch reichte die Wassersuppe, welche ich täglich erhielt, kaum zu meiner Lebensfristung hin. Wenn ich deshalb am Abend auf mein Strohlager kam — denn die Federbetten, die ich mit vom Hause gebracht, hatte mein Vetter mir genommen, damit sie, wie er sagte, geschont würden — da ließen mich der Hunger und Kummer, und im Winter die Kälte öfters lange nicht einschlafen, so groß auch meine Ermüdung war. Ich schlich umher, bleich und abgehärmt wie ein Schatten; nach einem halben Jahre würde mich kaum Einer meiner früheren

Landsleute und Freunde erkannt haben, wenn ich ihm etwa auf der Straße begegnet wäre.

Eine alte Nachbarin meines Vettern hatte Erbarmen mit mir; sie erquickte mich manchmal mit Brod und Milch, und hätte gern mehr gethan, wenn sie nicht selber arm gewesen wäre. „Ich habe deiner Mutter Schwester gar wohl gekannt", sagte sie. „Das war eine fromme, gute Frau, der es wohl seyn wird, daß sie aus allem Jammer und aus der Noth erlöst ist, die sie mit diesem Mann ertragen. Ehe sie starb bat sie mich, daß ich mich doch nach Kräften der Noth ihres Söhnchens erbarmen sollte. Doch auch dieses hat Gott zu sich genommen, und nun will ich wenigstens an dir thun, was ich kann, damit du nicht auch vor Hunger und Kummer stirbst wie deine Tante".

Wenn schon vorher mein tägliches Elend groß genug war, so wurde es doch noch größer, als einmal Mißwachs und Theurung, zugleich mit einer Viehseuche über unser Gebirge kam. Auch meine alte Wohlthäterin hatte von ihren beiden Kühen die eine verloren, die andre aber aus Noth verkauft, und war in ein andres Dorf zu ihrer dort verheuratheten Tochter gezogen. Mein Vetter, obgleich jetzt Alles so viel theurer war, wollte dennoch durchaus nicht viel mehr zur Ausgabe für unsre Kost aufwenden, als in wohlfeilerer Zeit; seine Glashütte wie sein altes, baufälliges Haus stunden fast ganz verlassen, weil die meisten Arbeiter und Dienstboten ihm davon gelaufen waren, um nicht bei ihm zu verhungern. Einer der letzten von denen, die uns verließen, war ein junger Mensch in meinem Alter, der Sohn eines Bergmannes aus der Gegend von Joachimsthal in Böhmen. Er wollte mich bereden, mit ihm davon zu gehen; in Böhmen, so sagte

er mir, sey die Noth nicht so groß als hier im sächsischen Erzgebirge, dort würde ich wohl bald mein Brod finden. Ich konnte mich damals noch nicht dazu entschließen, meinen Vetter heimlich zu verlassen, doch reuete es mich sehr bald hernach, daß ich nicht mitgegangen sey, denn die Pein des Hungers wurde mir wahrhaft unerträglich; ein stechender Schmerz durchdrang meine Eingeweide, so daß ich zuweilen mich zusammenkrümmen mußte wie ein Wurm. Eines Abends legte ich mich so krank und matt nieder, daß ich meinte, ich werde niemals mehr vom Lager aufstehen. So wehe mir auch zu Muthe war, schlief ich dennoch ein. Da kam mir ein Traum von ganz besonders lieblicher, tröstender Art. Ich sahe mich in einem Lande, so schön, als ich damals noch keines mit Augen gesehen; es war wie ein reicher Garten, alle Bäume hingen voller lieblich lockender Früchte; die Reben des Hügels voll reifender Trauben, mich wehete eine balsamische, milde Luft an. Mir war es, als gehörte der schöne Garten und Weinberg mein; ich pflückte und aß nach Herzenslust von den herrlichen Früchten.

Beim Erwachen aus meinem Traume war mir freilich nichts geblieben, als das sehnsüchtige Verlangen, daß doch diese Dichtung der Nacht zur Wahrheit werden möchte, doch hatten der Schlaf und die freudige Bewegung, in welche der Traum mich versetzte, mich so sehr erquickt, daß ich keine Schmerzen mehr fühlte. Es war noch zu frühe zum Aufstehen, ich rief mir mit Wohlgefallen die Bilder der Nacht zurück. Das Land, so dachte ich, das du im Traume gesehen, wird gewiß Böhmen seyn. Wie gut muß es dort zu wohnen seyn, und wie schlimm geht es mir hier. Und was hält mich denn auf, daß ich nicht nach Böhmen ziehe. Soll ich hier bei meinem kargen Vet-

ter verhungern, was wohl, wenn ich bleibe, in wenig Tagen geschehen seyn wird, oder soll ich nicht lieber die letzten Lebenskräfte zusammenraffen und dem Hungertod entlaufen?

Indem ich dieses dachte, fühlte ich mich von einer so starken Wanderlust ergriffen, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich stund auf von meinem Lager, zog das Beste an, das mir noch an Wäsche und Kleidern geblieben, nahm einige meiner liebsten Büchlein mit mir, und schlich mich heimlich aus dem Hause hinweg, in welchem ich so manche Jammerstunde verlebt hatte. Es war noch ganz frühe, in der Zeit der ersten Morgendämmrung, und, so viel ich mich erinnern kann, an einem der letzten Tage des Aprilmonates, als ich, an der Südseite des Dorfes, den steilen Hügel hinanstieg, und so schnell ich konnte, auf einem wenig betretnen Fußsteige in den Wald hineineilte, um mich dort vor den nachspähenden Blicken meines Vetters zu verbergen. Ich hätte mich dieser Sorge entschlagen können, denn mein Vetter war von der selbstauferlegten Pein des Hungers eben so sehr abgemattet, als ich, und überdies schon so weit in Jahren vorgerückt, daß er schwerlich selber vermögend gewesen wäre, mir nachzusetzen, und durch Andre konnte er dieses nicht thun lassen, weil er keine dazu tauglichen Leute in seinem Hause hatte, und weil sein Geiz es ihm verbot, jemand Fremdes dazu zu dingen. Ich hatte weder Geld noch Lebensmittel bei mir, obgleich ich, der ich alle Gelegenheiten des Hauses kannte, mir beides leicht verschaffen konnte, und hierzu einen Anschein von Recht gehabt hätte, da der Vetter mein ganzes väterliches Erbtheil, das in einigen hundert Thalern bestund, in seinen Händen hatte. Mir war, durch meine frommen Eltern und Lehrer, ein solcher Abscheu vor jeder Art von Veruntreuung

eingeprägt worden, daß ich lieber gestorben wäre, ehe ich mich einem solchen bösen Gelüste hingegeben hätte. Ich wußte keinen Weg noch Steg, denn ich war niemals über etwa tausend Schritte weit, seitdem ich hier lebte, von dem Hause meines Vettern hinweggekommen; nur das Eine war mir bekannt, daß Böhmen von unsrem Dorfe aus gegen Mittag liege, und daß man nur wenige Stunden Weges bis zur Grenze habe.

Als ich so bettelarm und unbekannt, so leicht, aber auch so kraftlos wie ein Schatten über den waldigen Hügel hinzog, da kam mir die Geschichte Jacobs in den Sinn, der auch so einsam wie ich, nur mit einem Stabe in der Hand, seine Straße wanderte. Ich hatte nicht einmal einen Stab bei mir, wohl aber ein gutes Messer, das ich als ein werthes Erbtheil meines lieben, seligen Vaters immer bei mir trug; mit diesem schnitt ich mir aus dem Stämmchen einer jungen Esche einen Stab, und dünkte mich nun, mit ihm in der Hand, dem durch Glauben getrost dahin ziehenden Jacob noch ähnlicher als vorhin. Diesem aber begegneten tröstend die Boten Gottes. Ich hätte einer solchen Begegnung auch gar nöthig bedurft, nicht nur des Trostes, sondern mehr noch und unmittelbarer der Versorgung und Stärkung wegen, denn ich fühlte es bei jedem Schritte, daß das Oel meiner Lebenslampe aufgezehrt sey, und daß, wenn dem Flämmlein nicht bald eine neue Nahrung käme, es auslöschen müsse.

Die aufgehende Sonne strahlte jetzt, wo sich links neben meinem Wege ein tiefes Thal hinzog, in den Wald herein. Ich konnte vor Hunger nicht weiter, ich suchte mir, etwas abgelegen von meinem Fußsteige, denn noch immer plagte mich die kindische Furcht vor dem nachsetzenden Vetter, einen Schlupfwinkel hinter einem Felsenstück

auf, in welchem ich durch Stillesitzen, vielleicht auch durch ein wenig Schlaf, neue Kräfte zum Weitergehen sammlen wollte. Ich lagerte hier, im Hinbrüten, zwischen Schlaf und Wachen, denn der wiedererwachte Schmerz in meinem leeren Magen ließ mich nicht zum rechten Einschlummern kommen, an der Wand des Gesteines, da schreckte mich ein Schuß auf. Die Schrote waren durch meinen alten Hut gefahren, auch an der Stirn mußte mich einer gestreift haben, denn sie blutete. Ich sprang auf, aber ich sahe niemand. Nach einiger Zeit, als ich so eben, Gott weiß von welcher furchtsamen Einbildung geplagt, hinunter eilen wollte in das dicht bewachsne Thal, rief mir eine Stimme, die hinter mir erschallte, ein lautes Halt zu. Ich stund erschrocken still. Der, welcher gerufen hatte, war ein ältlicher Mann, und ich weiß heute noch nicht, ist er ein zufällig dem Waidwerk obliegender Gränzwächter, oder ein, vielleicht vornehmer, Freund der Jagd, oder, was mir am wenigsten glaublich, ein gewöhnlicher Jäger gewesen, und für was er meinen vor Alter mehr bräunlichen als schwarzen Hut gehalten, das weiß ich auch nicht. Der Mann fragte mich: habe ich dich wohl mit meinem Schusse verletzt? — Ich sagte, indem ich mir das Blut an der Stirne abwischte, hier am Kopfe brennt es mich wohl ein wenig. Der Mann trat mir näher, untersuchte mitleidig meine unbedeutende Wunde, fragte mich, ob ich sonst gar nichts, weder an den Armen noch an der Brust verspüre, und sagte dann: „nun Gott Lob, daß ich in meiner Unvorsichtigkeit dich nicht schwer verwundet, oder gar erschossen habe. Aber erschrocken magst du stark genug seyn, denn du siehst weiß aus, wie eine Wand".

„Das mag wohl nicht vom Schrecken seyn", sagte ich, „sondern kommt von meinem Leibweh her". — „Hast du

vielleicht etwas Unrechtes gegessen?" fragte mich der Fremde. „Ach nein", erwiederte ich, „ich habe heute noch gar nichts gegessen, und eine ganze, lange Zeit her so wenig, daß ich bald verhungert wäre." Der Mann fragte mich jetzt weiter aus und ich erzählte ihm, wie mir es seit dem Tode meiner Eltern bei dem Vetter ergangen sey. „Ich kann mir schon denken", sprach der Mann, indem er zugleich seine Flinte hinwegsetzte und seine Jagdtasche von der Schulter nahm, „wer dein Vetter ist, das wird gewiß der alte geitzige Glashüttenmeister unten in jenem Dorfe seyn, der seine eigne Frau hat zu Tode hungern lassen. Jetzt aber komm her und frühstücke mit mir".

Ich vernahm diese Einladung mit herzlicher Freude. Heishungrig verschlang ich das Butterbrod und das kalte Fleisch, welches mir der Fremde gab, der nur scheinbar an der kleinen Mahlzeit Theil nahm, indem er, bis auf wenige Bissen, Alles mir allein zukommen ließ, und immer nur beklagte, daß er so wenig mit sich genommen habe. Doch dieses war für mich ein Glück, denn nach so langem Hungerleiden würde mir eine stärkere Mahlzeit nicht wohl bekommen seyn. Der Fremde fragte mich jetzt, ob ich wieder zu meinem Vetter umkehren, oder wohin ich sonst gehen wolle? Ich sagte ihm, daß ich mir in Böhmen ein Unterkommen und Brod suchen wolle, und er billigte meinen Vorsatz, schenkte mir auch beim Abschied all das einzelne Geld, das er zufällig bei sich trug, und labte mich noch mit einem Schlucke Wein aus seiner Feldflasche.

So war mir dieser Mann, der mir anfänglich fast in der Weise eines blutdürstigen Feindes entgegen kam, dennoch ein Bote Gottes gewesen, welcher mich zu meiner Wanderschaft gestärkt, ja vielleicht vom Hungertod geret-

tet hatte. Ich nahm einen dankbaren Abschied von ihm, und zog, wie berauscht, von meinem Glücke und von der guten Speise, die ich genossen hatte, meinen Weg durch den schönen, grünenden Wald hin. So wohl war mir es in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen, denn nach einer lang anhaltenden, schweren Trübsal, liegt in jedem Tröpflein Freude eine Kraft, welche der Strom eines ununterbrochnen Glückes niemals in sich trägt.

Der Steig, den mir mein seltsamer Wohlthäter als den nächsten gegen Joachimsthal hin beschrieben hatte, führte mich an der andren Seite des Berges nach einem Thal hinunter, durch welches ein kleiner Bach floß. An diesem setzte ich mich, wusch mir die Stirne, welche bereits zu bluten aufgehört hatte, und zählte dann mein Geld. Es betrug fast zwei Gulden, und bestund meist in Kaisermünze, welche in Böhmen gilt. Ein Andrer würde sich mit vielen Tausenden nicht so reich und glücklich gefühlt haben, als ich mit meinen zwei Gulden; ich hatte noch niemals so viel Geld zum eignen, freien Gebrauch besessen. Als ich noch so unter den gelben Frühlingsblumen da saß und ruhete, kam ein Mann bei mir vorüber, den ich kannte. Es war ein Glasermeister, der früherhin mit meinem Vetter in Verkehr gestanden. Auch ihm war meine bleiche, hagere Jammergestalt noch wohl erinnerlich, er fragte mich, wie ich hieher gekommen? Als er hörte, daß ich nach Böhmen wolle, ersuchte er mich, ihn bis zum nächsten, etwas zur Seite liegenden Eisenhammer zu begleiten, wo er einen Brief schreiben wollte, an dessen baldiger Bestellung nach Joachimsthal ihm viel gelegen war. Du ersparst mir einen Boten, sagte er, und ich verlange es auch nicht umsonst von dir, sondern lasse dir dafür zu essen geben. So fand ich meinen Tisch schon wieder für mich

gedeckt, ohne meine kleine Baarschaft angreifen zu müssen.

Als ich am Nachmittag, jenseits des Oertleins Gottesgab, das stattliche Joachimsthal unten in der Tiefe liegen sahe, und sich mir zugleich die weite Aussicht über die schöne, fruchtbare Landschaft aufthat, da war es mir wie einem selig Träumenden zu Muthe. So frei durfte ich jetzt hingehen, wohin ich mochte; ich war erlöst von der Pein des Hungers, und von der harten Arbeit in der Glashütte, und dazu so reich an Geld und noch mehr an Hoffnungen.

Unten im Thale, bei der Stadt, stunden die Obstbäume schon in voller Blüthe, die Vögel sangen ihr Abendlied, mir war es, als sey ich im Paradiese. Dennoch verweilte ich nicht aussen bei den schönen Gärten, sondern eilte hinein nach der Stadt, um meinen Brief, wie ich dies dem Glasermeister versprochen hatte, noch vor Abend zu bestellen. Die Wohnung, in einem Eckhaus am Markte, war auf der Addresse genau beschrieben, ich fand ohne Mühe den Gürtlermeister Schröter auf. Wie stehen mir doch alle Begebenheiten jenes ersten Tages meiner Auswandrung noch so lebendig vor der Seele, als hätte ich sie erst gestern erlebt. Kaum habe ich von dem schönen Rom oder von Neapel, die ich, wie so manche andre große Stadt, in späteren Jahren sahe, eine so genaue Erinnrung behalten, als von der kleinen Bergstadt Joachimsthal in Böhmen. Noch sehe ich den alten Meister Schröter mit seiner ebenfalls schon hochbetagten Frau am Tische sitzen und ihr Abendbrod verzehren, und die wichtig thuende Geschäftsmiene, mit welcher der alte gute Mann seine Brille nahm und den Brief mit halblauter Stimme las. Die alte, gutmüthige Mutter hatte mich indeß auch zum

Tische hinsitzen lassen und mir etwas zu essen, so wie ein Glas Bier vorgesetzt. Als der Vater den Brief gelesen und noch Einiges mit seiner Hausfrau darüber gesprochen hatte, sagte er zu mir: du wirst heute doch nicht mehr weiter wandern wollen, dann kannst du über Nacht bei uns bleiben; ein Ruheplätzlein findet sich für einen jungen Burschen immer.

So war den auch wieder das Abendbrod und selbst die Herberge für mich bestellt; ich sahe mich noch bei hellem Tage in dem Städtlein um, und kaum habe ich später den Dom von Mailand mit einem innigeren Wohlgefallen beschaut, als die Kirche von Joachimsthal. Nach dieser kleinen Wanderung begab ich mich wieder zur Herberge bei Meister Schröter. Die alte Meisterin ließ sich noch Manches von mir erzählen und hörte mit gutmüthiger Theilnahme meine kleine Lebensgeschichte an. Ich schlief in diesem Hause so sanft und gut, als ich wohl niemals seit meiner Eltern Tode geschlafen hatte, und fand, als ich endlich aus dem Kämmerlein herunterkam, die Meistersleute schon rüstig an ihrem Tagwerke. Die Frau Schröter brachte mir ein Frühstück, und ihr Mann fragte mich, ob ich Lust hätte, bei ihm oder bei seinem Nachbar, der ein Schuhmacher war, als Lehrling einzutreten, denn da ich weder Vater noch Mutter habe, und mein Vetter schlimmer gegen mich sey als ein Feind, hielte er es für Christenpflicht, mir zu rathen und zu helfen. Ich sahe wohl ein, wie gut der Mann es mit mir meine, aber wenn ich mir dachte, daß ich jetzt schon wieder still halten, und, wer weiß wie lange an einem Orte bleiben sollte, da wurde mir's ganz weh und bang zu Muthe. Meine Wanderlust war in solcher Heftigkeit erwacht, daß sie mit ein oder zwei Tagmärschen nicht gestillt werden konnte;

mein

mein Traumbild von dem schönen Lande stak mir gar zu tief im Sinne; ich meinte, dort in Süden oder Westen hinter den Bergen müsse das Land liegen, und dahin wollte ich. Auch mag mir ein natürliches Gefühl es gesagt haben, daß diese Entlassung aus den Sklavenbanden meines bisherigen, harten Looses mir nur dann wieder zu meinen verlornen Kräften helfen könne, wenn ich sie, so wie gestern, eine Zeit lang zur Wanderschaft und Bewegung in Gottes freier Luft benutzte.

Ich war verlegen, was ich dem Meister Schröter auf sein Anerbieten sagen solle. „Lieber Herr Meister, stotterte ich, ich möchte gern nach Böhmen.“ „Närrischer Junge, antwortete er, du bist ja jetzt schon in Böhmen, wo meinst du denn sonst, daß dieses liege?“ — „Ja, sagte ich, aber ich habe einen guten Freund hier im Lande, den Sohn eines Bergmanns, der bei meinem Vetter in der Glashütte gearbeitet hat, diesen möchte ich gern besuchen, und zudem tauge ich nicht recht zur stillsitzenden Arbeit.“ — „Nun, sagte der Meister, ich sehe schon, dir gefällt jetzt das freie Herumstreichen noch besser als das Arbeiten; ich will wünschen, daß dich's nicht einmal gereuen möge, daß du meinem guten Rathe nicht gefolgt bist.“ Darauf wußte ich freilich nichts Vernünftiges zu antworten, sondern ich nahm von den guten Leuten einen treuherzig dankbaren Abschied, und auch sie schüttelten mir die Hand und wünschten mir Glück und Segen auf die Reise.

Ganz froh war ich, als ich mich wieder außer der Stadt, im Freien sahe. In der That, ich war, im Vergleich mit dem, was ich noch vor wenig Tagen gewesen, wie man zu sagen pflegt, ganz ausgetauscht. Noch vorgestern hätte ich's mit tausend Freuden angenommen, wenn mich ein Meister Schröter oder sein Nachbar, der Schuh-

macher, aus meines Vettern Haus hätten herausnehmen wollen in das ihrige, wo ich auf einmal des Hungerns und der übermäßig sauren Arbeit wäre überhoben gewesen, und heute mochte ich von einem solchen Glück auch kein Wort hören. Wie schnell schwillt doch uns Menschen das Herz durch ein unerwartetes Glück, durch eine plötzliche Erhebung aus großer Erniedrigung und Noth zum Uebermuth an.

Sollte ich mich da, murrte ich beim Wandern durch die grünen Kornfelder vor mich selber hin, in die Werkstatt eines Gürtlermeisters oder gar eines Schuhmachers hineinsetzen, jetzt, wo ich so viel Geld habe, und ist so schönes Wetter zum Wandern. Ich sehe mir jetzt die Welt an, und wo mir's am besten gefällt, da bleibe ich.

Die Lerchen stiegen fröhlich singend in die Höhe, ich war noch fröhlicher denn sie; ich lernte es jetzt, nach so langer Untertretung meiner armen Natur, erst kennen, was das Gefühl der kräftigen, jugendlichen Gesundheit sey. Nachdem ich einige Stunden Weges zurückgelegt hatte, fühlte ich mich schon wieder hungrig. Heute fand sich kein ungeschickter Schütze, der sein Frühstück mit mir theilen wollte; ich ging in ein Wirthhaus, das an der Straße lag, und ließ mir da Brod geben und ein wenig Bier. Ich dachte nicht mehr an meinen Vorsatz, meinen Bekannten, den Bergmannsknaben, zu besuchen, sondern, sobald ich gesättigt war, ging ich weiter. Dort gegen Süden und Südwesten hin, zog mich ein unwiderstehlicher Instinkt, dem ich, wie der Wandervogel dem seinigen, folgte. Werden doch wir Menschen öfters getragen und geführt auf Mutterarmen, die wir nicht sehen, und dahin, wohin diese Mutterarme uns haben wollen.

Ich ließ mir heute recht gute Zeit zum Gehen, denn

ich hatte keinen Brief zu bestellen, wie gestern, und mein armer Körper hatte sich durch das, was er bisher leisten mußte, wohl eine billige Schonung verdient. Um Mittag kam ich an einen mir sehr ansehnlich scheinenden Gasthof, vor welchem mehrere Kutschen stunden. Bei dem herrlichen, warmen Frühlingswetter hatten sich die Bedienten und die Kutscher der Herrschaften, welche so eben hier fütterten, heraus ins Freie gesetzt, und verzehrten da ihr Mittagsbrod in einer Art von Laube; ich setzte mich auf einer Bank nieder, und als wieder ein Aufwärter in meiner Nähe vorüberging, verlangte ich auch etwas zu essen. Der Mensch sahe mich, mit verächtlich messendem Blicke, vom Kopf bis zum Fuße an, denn in der That, nach meinem Aufzuge glich ich mehr einem Bettler, als einem Menschen, welcher das, was er bestellt, auch bezahlen kann; ich aber hatte die Vorsicht gebraucht, mein Geld aus der Tasche hervorzuziehen und dasselbe, gleich wie spielend, aus einer Hand in die andre zu zählen. Der Aufwärter verstund diese Zeichensprache, und nach einiger Zeit brachte er auch mir ein Gericht, zwar kein so kostbares als die Herren Kutscher und Bedienten der vornehmen Herrschaften genossen, für mich aber dennoch ein sehr annehmliches und dankenswerthes. Nach dem Essen verweilte ich noch bei dem Garten des Hauses, in welchem allerhand schöne Frühlingsblumen stunden. Indem ich da durch den Gartenzaun hineinschauete, trat ein wohl gekleideter junger Bursche, der ohngefähr von meinem Alter war, zu mir, und sprach mit mir über die buntfarbigen Aurikeln und Hyazinthen, welche dort auf den Gartenbeeten prangten. Ich empfand es sehr dankbar, daß ein Mensch von vornehmeren Stande so herablassend mit mir sprach, und nahm mich in all meinen Antworten und Aeußerungen so gut

als möglich zusammen. Jener bemerkte aus meiner Sprache, daß ich, wie man zu sagen pflegt, eine bessere Erziehung genossen habe, als mein ärmliches Aeußere erwarten ließ; ich hatte selbst einige Brocken von meiner Schulgelehrsamkeit anzubringen gewußt, namentlich eine Stelle aus dem Dichter Virgil, die ich bei meinem guten, alten Lehrer, unserm gemeinschaftlichen Verwandten, auswendig gelernt hatte. Vor allem mochte jedoch das Mitleid bei dem fremden Knaben zu meinen Gunsten gewirkt haben. Denn obgleich ich mich seit den wenigen Tagen meiner fröhlichen Wanderschaft schon sehr erholt hatte, konnte man dennoch meinem bleichen Gesichte das Elend und den Jammer recht deutlich ansehen, in welchen ich so lange Zeit hatte schmachten müssen. Der junge Fremde gehörte aber auch schon seit etlichen Jahren zu den Leidtragenden, denn er litt an einer langwierigen, zuweilen sehr schmerzhaften Krankheit, zu deren Linderung oder Heilung ihm der Gebrauch des Karlsbades dienen sollte. Und wie uns die eigne Noth immer mitleidiger macht mit der fremden, so geschahe es auch hier; der Knabe fragte mich, ob ich wohl auch als Kranker nach Karlsbad gehen wolle? Ich verneinte dieses und versicherte ihm, daß ich nicht krank sey. — Aber warum siehst du denn so gar elend und bleich aus? fragte mich der Andre. — Ich erzählte ihm darauf, wie mir es seit dem Tode meiner lieben Eltern bei meinem harten Vetter ergangen, und wie ich erst seit gestern aus der Gefahr des Hungertodes entkommen sey. Dem mitleidigen Knaben traten bei meiner Erzählung die Thränen in die Augen, er ging hinein in den Gasthof und ich sahe ihn bald darauf mit einer Dame (es war seine Mutter) an das Fenster eines oberen Zimmers kommen; er deutete auf mich herunter, und ich konnte wohl errathen, daß er

mit der Dame von mir spräche, denn diese betrachtete mich aufmerksam, ich aber hatte ehrfurchtsvoll meinen Hut abgezogen und stund voller Erwartung da.

Die Beiden traten jetzt vom Fenster zurück, und länger denn eine halbe Stunde hörte und sahe ich nichts von ihnen. Ich meinte, man denke nicht weiter an mich, und als man jetzt schon die Pferde aus dem Stalle zog, und an den Reisewagen der fremden Herrschaft anspannte, griff ich auch nach meinem Wanderstab und wollte mich wieder auf den Weg machen. Da rief mich ein Bedienter in eines der unteren Zimmer hinein, wo ich Kleidungsstücke, selbst einen Hut und Stiefeln fand, die ich, wie der Diener mir sagte, statt meiner alten, von mir ganz ausgewachsenen, anziehen sollte. Alsbald machte ich Gebrauch von dieser Erlaubniß, und war so eben mit meinem Anzuge fertig, als die wohlthätige Dame mit ihrem kranken Sohn so wie einer älteren Tochter in den Hof herunterkam, um in den Wagen zu steigen. Ich eilte hinaus und sagte ihr, mit tiefbewegtem Herzen, meinen Dank; der junge Kranke reichte mir noch die Hand, und sie stiegen ein und fuhren ihres Weges.

In meiner Kleidung dünkte ich mich nicht wenig. Sie war zwar nicht mehr neu, und überdies für meine arme, abgemagerte Gestalt viel zu weit, dabei aber, wenigstens in meinen Augen, so prächtig, daß ich mir selber auf einmal wie ein reicher, vornehmer Herr vorkam. Wahrscheinlich hatte sie einer der Begleiter der fremden Herrschaft getragen, ein junger Mann, welcher mir mehr zu seyn schien, als ein Bedienter, weil er sich mit in das Innre des Wagens setzen durfte; wie ich später erfuhr, war es der Hofmeister des jungen Herrn.

Der Wirth sahe mich lächlend an, als ich, wahr-

scheinlich mit etwas stolzer Miene, wieder in das Haus hineintrat, um meinen Wanderstab zu holen. Nun, sagte er, den Rock da wirst du nicht so geschwind auswachsen, als deinen alten, übrigens will ich noch einen guten Handel mit dir machen, ich will dir deine abgelegten Kleider abkaufen, um sie einem armen Burschen, dem Sohne meines verstorbenen Taglöhners, zu schenken; dein durchlöcherter Hut kann freilich nichts weiter als eine Vogelscheuche im Garten, oder auf dem Felde abgeben. Ich war des Handels gar wohl zufrieden, denn der Mann bezahlte mir reichlich, was meine Sachen werth waren; so behielt ich von dem, was ich vorher besessen, nichts mehr als meine beiden lieben Büchlein, meine Wasche und meine alten Stiefeln, welche zusammen ein kleines Päckchen ausmachten, das ich ohne Beschwerde unter den Armen trug.

Während des Mittagsessens hatte ich neben mir in der Laube das Gespräch der Bedienten und andrer Leute gehört, welche höchlich rühmten, wie schön und wohl zu leben es in Karlsbad sey. Bis an diesen berühmten Badeort, dies erfuhr ich zugleich, hatte man von dem Gasthaus hinweg nur zwei Stunden zu gehen, und überdies noch ziemlich genau in jener Richtung, nach welcher mich mein seltsamer Wandertrieb fortzog. Jetzt hatte ich nun auch noch, zu meinem schon vorherigen Reichthum, durch den Handelsverkehr mit dem Wirthe, eine Summe von mehreren Gulden bekommen, die mir in meiner Unerfahrenheit ganz unerschöpflich schien. Deshalb ließ ich mich durch eine andre Aeußerung der Lobredner von Karlsbad, drinnen in der Laube: durch die Aeußerung, daß es daselbst sehr theuer sey, nicht abschrecken, sondern zog ohne alles Bedenken auf der schönen Landstraße fort, die nach Karlsbad

hinführt. Es kam bald noch ein andrer Grund dazu, der mich schon für sich allein würde bestimmt haben, meinen Weg dorthin zu nehmen. Mehr zu meinem Schrecken als zu meiner Freude machte ich beim Weitergehen die Entdeckung, daß in den mir geschenkten Unterkleidern ein Beutel mit Geld steckte. Wie viel oder wie wenig? das habe ich nicht gezählt, ich wagte es, nachdem ich einen einzigen Blick hinein auf seinen Inhalt geworfen, gar nicht einmal, dieses fremde Gut genauer zu betrachten, sondern wie ein Feuer auf meinem Herzen brannte mich der Gedanke, der gütigen Herrschaft, die mich so reich beschenkt hatte, nachzueilen und ihr das zurückzustellen, was ohnfehlbar nur durch ein Versehen in der Tasche geblieben war.

Es war noch in einer der früheren Nachmittagsstunden, als ich das herrlich, im Engthale der Felsen gelegne Karlsbad erreichte. Wie sollte ich aber nun die edle Dame auffinden, deren vielfacher Schuldner ich heute geworden war? wußte ich doch weder ihren Namen noch ihren Stand. Doch dafür sorgte, wie man zu sagen pflegt, der Zufall. Gleich in einer der ersten Gassen der Stadt, in der Nähe der Brücke, die (damals wenigstens) nach den ersten warmen Quellen führte, sahe ich den Kutscher der Herrschaft, welche ich suchte, mit einem seiner Pferde bei der Werkstatt eines Schmiedes stehen. Ich hatte mir den Mann wohl gemerkt und er, als er mich in den Kleidern sahe, die er vorhin manchmal an einem ganz andern Körper mochte erblickt haben, kannte mich auch. Er lächelte, als ich ihm mein Abentheuer mit dem gefundenen, fremden Beutel erzählte. Ich vermuthe fast, sagte er, daß der Beutel mit seinem Inhalte eben so rechtmäßiger Weise dein gehöre, als die Kleider, worin du ihn fandest. Denn

unsre Frau Gräfin ist gar gütig und freigebig gegen die Armen. Du kannst indeß zum Ueberfluß mit mir gehen und dich deswegen erkundigen.

Ich folgte dem Kutscher, dessen Geschäft bei der Schmiede so eben beendigt war, hinüber nach dem Marktplatze der Stadt, an welchem seine Herrschaft in einem der größesten und schönsten Häuser wohnte. Die Frau Gräfin war nicht zu sprechen, man führte mich zu dem Hofmeister des jungen Herrn, den ich zugleich mit jenem im Zimmer fand. Ich brachte mein Anliegen vor und überreichte dem Hofmeister den Beutel. Dieser betrachtete ihn, versicherte mich jedoch, daß zwar das Kleidungsstück, worin ich das Geld gefunden, nicht aber dieser sein gehört habe, er wisse nicht, wie er hineingekommen sey. Da trat der junge Herr hinzu, und, erröthend darüber, daß die That seines edlen Herzens, welche er im Verborgnen gethan, ans Licht gekommen sey, sagte er: dieser alte Beutel war mein; ich habe ihn aber absichtlich in die Tasche des Gewandes gesteckt, damit der arme Bursche zu der Kleidung auch Nahrung haben möge.

Der junge Herr wollte von meinem Danke nicht viel hören. Er entfernte sich, nachdem er mir noch einmal zutraulich die Hand gereicht; ich aber werde sein Gesicht, mit dem Ausdrucke des herzlichsten Wohlwollens, das aus jeder Miene sprach, niemals vergessen. Mehr noch, als alles Geld, war mir der freundliche Händedruck meines jungen Wohlthäters werth; wir war es, als hätte dieser in mir das Verlangen entzündet, doch auch einmal so zu seyn und zu werden, wie er es war: das Verlangen, zunächst auch nach dem Umgang mit solchen Menschen, wie der junge Graf und seine Mutter es waren. Auch der Hofmeister gehörte ganz zu dieser Art von Menschen; dies

lehrten mich die guten Worte der Ermahnung, die er mir beim Abschiede gab und deren Sinn wenigstens, mir für immer in der Erinnerung geblieben ist.

Die Abendsonne schien noch herein in das Thal, als ich aus der Wohnung dieser guten Leute wieder hinaustrat ins Freie. Bei einer Bäckersfrau, an deren Laden ich mir — denn nach meiner langen Hungersnoth fühlte ich jetzt eine fast unaufhörliche Eßlust — etwas gekauft hatte, legte ich mein Päcklein ab, das sie mir, bis zu meiner Zurückkunft zu verwahren versprach. So gieng ich, zwar mit großer Schüchternheit, doch nach meinem Gefühle selber ein ansehnlicher Herr, unter den Herrschaften spazieren, die sich zur abendlichen Einnahme des heilsamen Wassers oder zur geselligen Unterhaltung zusammengefunden hatten. Ich stund, auf einer Brücke, lange in der Betrachtung des Sprudels still; mir wurde es bei dieser Betrachtung ganz andächtig zu Muthe. Darauf gieng ich noch an der Wiese hinan und bestieg den schönen Felsen des Hirschensprunges. Als ich hier stund und das Thal, mit dem aufsteigenden Dampfe seiner wunderbaren Quellen betrachtete, und zugleich mich dem Gefühle hingab, daß ich schon überaus weit von meinem Vaterlande, in dem fremden, schönen Böhmen, unter lauter fremden, noch niemals gesehenen Leuten sey, trat ein Mensch zu mir, der mich begrüßte und mich dann lange, sehr aufmerksam betrachtete. Ich faßte ihn jetzt ebenfalls ins Auge und erkannte in ihm ohne Mühe, denn er hatte sich nicht, so wie ich, in fremde Gewänder geworfen, einen gewesenen Arbeiter aus meines Vetters Glasfabrik, der kurz vor Anfang der theuren Zeit mehrere Monate lang in unsrem Hause gewohnt hatte. Ich nannte ihn bei seinem Namen und der Mensch konnte nicht aufhören sich zu ver-

wundern, daß ich hier in Karlsbad und augenscheinlich in so guten Umständen sey. Obgleich ich mit ihm, im Hause meines Vettern, nur wenig Verkehr gehabt hatte, freute ich mich dennoch ungemein, mitten unter den vielen unbekannten Leuten, unter deren vornehmen Wesen mir es dennoch etwas unheimlich vorkam, einen alten Bekannten zu finden. Ich erzählte ihm, ohne Rückhalt, von dem Glücke, das ich auf meiner kurzen Wanderung gehabt; ich machte Alles vielleicht noch viel größer, als es, selbst in meinen Augen, wirklich war.

Der Mensch, den ich hier wiederfand, war, dies wußte ich, ein ganz spezieller Landsmann von mir; seine Heimath lag nur eine Stunde von meiner Vaterstadt entfernt. Dieser Umstand gab mir noch überdies ein ganz besondres Zutrauen zu ihm. Ich fragte ihn, ob er in der Stadt bekannt sey und mir ein Gasthaus, das nicht gar zu vornehm sey, empfehlen könne; er rieth mir da einzukehren, wo er wohne, nämlich in der Herberge der Schmiede und Schlosser, denn da sey es nicht gar zu vornehm.

Meiner noch jungen, und darum desto lebhafteren Einbildung auf ein eben so unverhofftes als unerwartetes Glück wollte es freilich bei dem Eintritt in die Herberge der Schmiede und Schlosser, darzu auch der Sattler nicht recht gefallen. Das Abendessen, das uns die Herbergsmutter auftrug, war freilich, im Vergleich mit der Hausmannskost meines Vettern ein wahres Königsmahl, aber dort auf der Streu zu schlafen unter den Handwerksburschen, dazu konnte sich ein Mensch, der so vornehme Kleider trug, wie ich, und der erst in der vorhergehenden Nacht, freilich seit langer Zeit zum ersten Male, in einem ordentlichen Bette geruht hatte, unmöglich entschließen.

Ich begehrte eine eigne Kammer mit einem Bette und man wies mir eine an, worinnen zwei Betten ſtunden. Der Landsmann hatte mich hinaufbegleitet; wenn es mir nicht zuwider ſey, ſagte er, wolle er das andre, leer ſtehende Bett einnehmen und bezahlen. Ich hatte nichts dagegen und ſchlief unter den Gedanken an mein großes Glück bald und ſehr feſt ein.

Als ich aufwachte, war es noch nicht vollkommen Tag. Ich wollte meinen Landsmann nicht in ſeiner Ruhe ſtören und blieb deshalb noch ſtill auf meinem Lager; mich beſuchten da allerhand Gedanken, die mir, weil ſie ſich auf ſo ſonderbare Weiſe an Das anſchloßen, was mir an dieſem Tage begegnete, recht unvergeßlich in der Erinnerung geblieben ſind. Ich freute mich, mit herzlicher Dankbarkeit gegen Gottes Erbarmung über all das Gute, das mir in den letzten beiden Tagen widerfahren war und nahm mir recht feſt vor, daß ich doch niemals an Seiner Treue und väterlichen Hülfe in der Noth verzweifeln wollte. Wenn dir aber nun, ſo dachte ich weiter, auf einmal all dein Geld verloren gienge, würdeſt du dann auch dein Vertrauen auf Gott noch behalten?

Mein Herz zögerte einige Augenblicke, ehe es auf dieſe inwendige Frage ſeine Antwort gab. Ich, der ich vor wenig Tagen keinen Heller beſeſſen, und dennoch muthig mich auf den Weg nach einem ganz fremden Boden gemacht hatte, war in dieſer kurzen Zeit, ohne mirs ſelber bewußt zu werden, dahin gekommen, daß ich mein meiſtes Vertrauen auf die, vielleicht etlich und zwanzig Gulden Geldes geſtellt hatte, die mir, freilich durch ganz ſonderbares Glück, zugekommen waren. Endlich faßte ich mich dennoch zu der rechten Stimmung zuſammen und antwortete mir ſelber: „Ja, mit Gottes Beiſtand würde

ich wohl auch dann, wenn ich auf einmal wieder ein Bettler würde, mein Vertrauen auf Ihn und seine Hülfe nicht fahren lassen.“

Ich wurde gar bald darauf geprüft, ob mein guter Vorsatz auch Farbe hielte. Es war hell geworden; ich erhub mich leise von meinem Lager, doch hätte ich dieses Leisethuns nicht bedurft, denn ich bemerkte bald, daß das Bette meines Landsmanns leer, daß dieser schon aufgestanden sey. Desto mehr beeilte ich mich selber mit meinem Anzuge und gieng hinunter in das Wirthszimmer. Mein Landsmann, so sagte man mir, war heute schon sehr frühe abgereist; mich wunderte in etwas die Undankbarkeit, mit welcher er, ohne Abschied von mir sich weggegeben, da ich doch gestern Abend, nach der Sitte des Hauses, mit dem meinigen zugleich auch sein Abendessen, so wie das noch künftige Nachtlager berichtigt hatte. Ich wollte jetzt ein Frühstück einnehmen und griff deshalb in die Tasche, nach meinem Gelde, da konnte ich dieses in keiner der Taschen finden. Ich eilte hinauf in die Schlafkammer, vielleicht, so meinte ich, sey mir der Beutel, beim Auskleiden verloren gegangen. Mein Suchen war vergeblich; sehr erschrocken kam ich wieder hinab und klagte der alten Wirthin meine Noth. Der Trost, den diese mir gab, war schwach genug: „Wenn der Musje,“ sagte sie, „wirklich so viel Geld bei sich gehabt hat, als er angiebt, warum hat er es nicht besser verwahrt oder dem Herbergsvater aufzuheben gegeben? Meine Zimmer und meine Betten verlieren nichts, aber neben seinem Landsmann, der in der vergangenen Nacht bei ihm in der Kammer schlief, hätte er sollen des Sprichwortes eingedenk seyn: Trau, schaue Wem? Denn wenn überhaupt Geld verloren gegangen ist, dann hats kein Anderer als jener

Taugenichts; dem möchte ich nicht allein draussen in dem Wald begegnen, so spitzbübisch sieht er aus."

Was den Landsmann betraf, da konnte ich freilich nichts Andres als dem Verdacht der Frau beistimmen. Jener Mensch hatte sich schon, als er bei meinem Vetter in der Glasfabrik war, durch seine Faulheit und Liederlichkeit so gezeigt, wie der größere Haufe jenes Gesindels war, das sich zum Dienst in unsere Fabrik hergab. In die von innen wohlverwahrte Kammer hatte niemand gekonnt, außer ihm; sein heimliches, frühes Aufstehen und Hinausschleichen aus dem Hause gab zum Verdachte noch größres Recht. Doch was war hier zu thun? bei wem sollte ich klagen? Durfte ich doch selber mich kaum vor der Polizei sehen lassen, weil ich ohne Paß war. Denn obgleich man es mit dergleichen Dingen damals, namentlich in Karlsbad, gar nicht streng nahm, hatte mir dennoch der Herbergsvater schon gestern gesagt, daß wenn jemand von der Polizei mich befragte und ohne Paß fände, ich große Unannehmlichkeit haben würde. Und durch eigne Kraft mir zu helfen, konnte mir auch nicht einfallen, denn gesetzt auch, daß ich ihn hätte einzuholen gewußt und vermocht, was wollte ich gegen den ungleich stärkern Mann ausrichten?

Es war dies die erste bittre Erfahrung der Art, welche mein natürlicher Zug zu den Landsleuten machen mußte; später habe ich leider deren noch mehrere und viel schwerere gemacht, und ich muß dir gestehen, daß mich, als ich dich in mein Haus aufgenommen hatte, die Entdeckung, daß du ein Deutscher seyst, anfangs wahrhaft erschreckt und von dir abgestoßen hat, während der schärfer blickende Vater Gregoire mir nach wenig Tagen für dich und deine Gesinnung ein vollgültiger Bürge geworden ist.

So war ich auf mein gestriges Reichseyn auf einmal wieder ein ganz armer Mensch geworden und ich durfte nur froh seyn, daß ich ohne Schulden und frei aus dem Herbergshause hinweggehen konnte. Sehr traurig und muthlos schlich ich über den Markt hin; ich wagte es nicht nach dem Hause aufzublicken, in welchem meine Wohlthäter wohnten; eine Art von Schamgefühl hätte mir es auch unmöglich gemacht, irgend einem von ihnen meine jetzige Noth zu klagen. Meine wenigen Sachen hatte ich gestern bei der Bäckerin liegen lassen; ich nahm sie jetzt zu mir und erkundigte mich zugleich bei den guten Leuten, wo die nächste Glasfabrik sey? denn eine solche gedachte ich aufzusuchen, um mir durch der Hände Arbeit mein Brod zu verschaffen. Die Nachricht, welche ich über die Entfernung der nächsten Glashütten erhielt, erschreckte mich sehr, denn wie sollte ich ohne Brod und Geld den Weg zurücklegen? Da fiel mir mein gestriges Selbstgespräch ein. Hast du doch auch, so dachte ich, als du vor etlichen Tagen dem Hungertode entfloheſt, weder Geld noch Brod gehabt, und Gott hab dich doch versorgt und ernähret, warum sollte er das nicht auch jetzt thun?

Etwas muthiger ging ich meinen Weg, und ich hatte schon das Ende der Stadt erreicht, da hörte ich jemand hinter mir rufen. Obgleich der laut Rufende meinen Namen nicht nannte, sahe ich mich dennoch unwillkührlich nach ihm um, und erkannte in ihm einen Bedienten der wohlthätigen Gräfin. Er winkte mir, stehen zu bleiben, und sobald er mir nahe genug gekommen, richtete er mir den Auftrag seiner Herrschaft aus, mich zu fragen, ob ich nicht bei einem vornehmen Herrn, der einen ehrlichen deutschen Burschen zu seiner Aufwartung suche, für etliche

Wochen in Dienste gehen wolle? Ich könne sogleich in mein Geschäft eintreten.

Daß ich mich bei diesem Anerbieten nicht lange bedachte, sondern sogleich mit umkehrte, darf ich dir wohl nicht erst versichern. Der vornehme Herr, bei dem ich in Dienste gehen sollte, war ein Franzose. Er wohnte in einer Etage desselben großen Hauses, das die Gräfin bezogen hatte; er selber war schon ausgegangen nach dem Brunnen; seinem Bedienten, der auch ein Franzose war, fand ich in einem kleinen Zimmer des Hofraumes bei dem Frühstück. Mein Führer sprach zu ihm Einiges auf Französisch, und der künftige Standesgenosse war höflich genug, mich durch Worte, und als ich diese nicht verstund, durch Winke zur Theilnahme an seinem Frühstück einzuladen. Auch mein nunmehriger Herr, ein stattlich aussehender ältlicher Mann, mit vielen Ordenszeichen an seiner Brust, verstund kein Wort Deutsch; er brachte unsre Angelegenheit durch Vermittlung eines Bedienten der Gräfin in Ordnung; durch diesen wurde mir auch der Kreis meiner täglichen, leichten Geschäfte angewiesen.

Ich habe dich gar zu weitläufig mit der Geschichte der ersten Tage meiner Wanderschaft unterhalten; es sind mir aber auch freilich nur sehr wenige Ereignisse aus meinem ganzen übrigen Leben so frisch in der Erinnrung geblieben, als gerade diese scheinbar unbedeutenden und doch bedeutenden. Ueber meinen weitren Aufenthalt in Böhmen, und nachmals in Oesterreich, will ich mich kurz fassen.

Mein neuer Herr, der Maltheserritter de la Romagne, war ein herzensguter Mann, ja er war weit mehr, als in der Welt öfters mit diesem Worte bezeichnet wird. Dennoch hatte der treffliche Mann ohne Aufhören mit einem Naturfehler zu kämpfen: dies war seine ganz außerordentliche

Neigung zum aufbrausenden Jähzorn. Gleich am andern Tage, nach dem Antritt meines Dienstes bei ihm, mußte ich selber den Ausbruch einer solchen Heftigkeit meines Herrn bestehen. Er wollte zu einem Geschäft, das er mir schon, durch den verdollmetschenden Bedienten der Gräfin, auftragen lassen, noch eine andre Bestellung machen; bei dem Namen, den er mir gleich von Anfang gegeben, ohne daß es weder mein wirklicher Vor- noch Zuname war, rief er mich zurück, und sprach sehr langsam und deutlich einige Worte auf Französisch zu mir. Ich verstund sie nicht. Der gute Herr gab sich die Mühe, mir das Gesagte noch einmal ganz langsam zu wiederholen, aber ehe er noch damit fertig war, übermannte ihn der Zorn; er griff nach seinem Stocke und schien mir diesen um den Kopf schlagen zu wollen, doch faßte er sich so weit, daß er mir mit einigen schnell und heftig gesprochnen Worten die Thüre wies, welches Zeichen ich besser verstund als seine Rede, und sogleich auch befolgte. Ganz erschrocken ging ich hinunter in mein Zimmer, ich war aber hier nur kurze Zeit gewesen, da kam der Bediente der Gräfin und brachte mir ein nicht unansehnliches Geldgeschenk von meinem Herrn, mit dem Befehl desselben, ich solle eiligst Französisch lernen.

Ich hatte später gar vielfältige Gelegenheit, ähnliche schnelle Wechsel in der Gemüthsstimmung des edlen Malteserritters zu beobachten. Im Grunde waren das für alle seine Leute und Untergebenen die glücklichsten Tage, wenn er einmal mit Worten, ja selbst mit Werken sein Zornfeuer an ihnen ausgelassen hatte, denn der vortreffliche Mann wußte dann gar nicht Mittel und Wege genug zu finden, um seine Uebereilung wieder gut zu machen; der vermeintlich Beleidigte wurde, wenn er nur sonst sich brav gezeigt hatte, mit Beweisen von Güte und Freundlich-

lichkeit überhäuft. Dennoch dauerte mich mein guter Herr, den ich in Kurzem so lieb gewann, wie einen Vater, bei solcher Gelegenheit sehr, weil sein Zorn ihm selber am allerwehesten that; ich gab mir daher die größeste Mühe, ihm niemals dazu Veranlassung zu geben, und darf auch sagen, daß mir dieses besser gelang, als jedem andren seiner Leute.

Die Zumuthung, ganz eilig Französisch zu lernen, kam mir gar nicht ungelegen. Das Erlernen fremder Sprachen ist mir von Kindheit auf nicht schwer geworden, und zu dem Französischen hatte ich eine ganz besondre Lust und Neigung. Ich wendete jetzt jede freie Minute zum Erlernen dieser Sprache an, wozu mir ein in der Stadt wohnender französischer Lehrer die mündliche, mehrere Bücher aber die schriftliche Anleitung gaben. Ich hatte nach wenig Tagen schon eine Menge Redensarten auswendig gelernt, mit denen ich meinem Mitbedienten öfter zusprach, doch dauerte es lange, ehe ich seine freien, nicht auswendig gelernten Antworten verstehen lernte. Vor allem bemühte ich mich, mir jene Worte und Sätze einzuprägen, durch welche ich meinem Herrn über die mir aufgetragnen Geschäfte Rapport erstatten konnte; schon bei Tagesanbruch und bis spät in die Nacht war ich mit der Zubereitung auf diese Vorträge beschäftigt, und noch in der ersten Woche meiner Dienstzeit wagte ich es eines Morgens, ohne Hülfe des bisherigen Dolmetschers, ein französisches Gespräch mit dem Herrn zu bestehen. Der Mann lächelte über meine Kühnheit, und selbst die Ungeschicklichkeit, mit welcher ich seine kaum halb verstandnen Worte durch meine auswendig gelernten Redensarten zu beantworten suchte, schien ihn sehr zu belustigen; diese, meine Antworten, mochten freilich nicht viel passender herauskommen als jene,

die ein tauber Mann einem Hörenden ertheilt; doch sahe der Herr daraus wenigstens meinen guten Willen, ihm zu gehorchen.

Du, mein lieber Sohn, hast dich zwar auch sehr gelehrig gezeigt; du hast dein Französisch aus dem Munde der Liebe in ziemlich kurzer Zeit erlernt, doch darf ich wohl sagen, daß ich dich in dieser Gelehrigkeit noch übertraf. Mein Herr blieb gegen 7 Wochen in Karlsbad, und in dieser Zeit hatte ich es im Verstehen und Sprechen der französischen Sprache so weit gebracht, daß ich, wenn man keine besondern Ansprüche auf Feinheit und Eleganz des Ausdruckes machte, mich vor keiner allgemeineren Unterhaltung in jener Sprache zu scheuen hatte. Freilich trieb mich zu meinem Eifer im Lernen auch noch ein ganz besondrer Sporn an. Es gefiel mir gar so wohl in meinem Dienste, und ich meinte oft, es könne mir in meinem ganzen Leben nicht glücklicher ergehen, als in diesen jetzigen Verhältnissen. Dazu wußte ich, daß mein Herr im Begriff stehe, bald eine weite Reise anzutreten, was meine heftige Wanderlust in hohem Grade aufreizte. Mir lag deshalb Alles daran, mich ihm in jeder Beziehung so brauchbar zu machen, und so dienstbeflissen zu zeigen, daß er mich mitnehmen möchte.

Mein Wunsch gelang mir; der Malteser fragte mich einst, ob ich Lust habe, ihn in weit entfernte, fremde Länder zu begleiten? und ich sagte zu dieser Frage ein freudiges Ja.

Ich habe versäumt, dir noch etwas von der Familie meiner Wohlthäter: dem jungen, edlen Grafen und seiner Mutter zu sagen. Ich sahe jenen jungen Herrn, dem ich mein ganzes Glück verdankte, fast täglich, indem ich ihn mit der ehrfurchtsvollen Bescheidenheit eines Bedienten

grüßte, wobei meine von dankbarer Verehrung leuchtenden Augen mehr sprachen, als der Mund. Auch er grüßte mich dann immer ganz freundlich, fragte mich auch zuweilen, im eiligen Vorübergehen (als wollte er meinen Dank vermeiden), wie mir's ergehe. Der Tag, an welchem diese guten Herrschaften, welche nur 5 Wochen lang die Cur gebrauchten, unser Haus verließen, war mir ein sehr trauriger; ich hätte es für ein großes Glück meines Lebens gehalten, wenn ich den jungen Grafen, der mir wie ein guter Engel vorkam, täglich nur einmal, wenn auch von ferne, hätte sehen dürfen.

Mein Herr fühlte sich durch den Gebrauch des heilsamen Karlsbader Wassers von seinem langjährigen Leberleiden fast ganz genesen, und ich war aus einem abgemagerten Jammerbilde ein blühend gesunder Jüngling geworden, so heiter und fröhlich, daß ich mich selber nicht mehr erkannte. Ich trug jetzt die Livree eines Jägers, und als solcher, vorn auf dem Bock unsrer Reisechaise sitzend, beschaute ich mir das herrliche Böhmerland, durch welches zunächst der Weg uns führte, mit unbeschreiblichem Vergnügen. Schon auf dieser Reise, so wie während unsres Aufenthaltes in Prag und Wien, hatte ich vielseitige Gelegenheit, meinem Herrn manche Aufwallung seines Zornes, und manchen Aerger über die Wirthe, Postleute und Zolleinnehmer zu ersparen, und ich that dies mit einem recht treuen Eifer, weil der Arzt in Karlsbad den kaum Genesenen auf's Angelegentlichste ermahnt hatte, sich vor Zorn und Aerger zu hüten.

Einmal hatte ich dennoch mein Wächteramt über die Gesundheit des guten Herrn nicht sorgfältig genug versehen, und ich hatte Mühe, die Folgen meiner Unachtsamkeit wieder gut zu machen. Es war auf unsrer Reise

von Prag nach Wien, da hatte einmal ein starker Gewitterregen, welcher in der vorhergehenden Nacht gefallen war, einen Theil unsrer Straße überschwemmt und Steingerölle darüber geführt. Unser Postillon, ohne viel zu fragen, hatte seinen Weg über eine höher gelegene Wiese, und dann selbst über ein Saatfeld eingeschlagen. Ich hatte meine ganze Aufmerksamkeit auf den seltsamen Weg gerichtet, den der Postknecht nahm, und deshalb weder bemerkt, daß mein alter Herr im Wagen eingeschlafen war, noch auch, daß ein Feldwächter mit einer Art von Spieß der jetzt langsamer fahrenden Chaise nachgelaufen und an das Kutschenfenster hingetreten war. Auf einmal hörte ich den Herrn in seiner sonstigen Art zornig aufschreien, und in demselben Augenblick einen Schuß fallen. Ich sahe mich erschrocken um; der Bauer mit seinem Spieße lag blutend am Boden da; der Postillon wollte im Galopp davonfahren, um sich und seinen Passagier aus der Verlegenheit zu reissen, der edle Malteser aber, mit einer Löwenstimme, rief „Halt".

Sein Erstes, sobald der Wagen hielt, war es, daß er aus der Chaise sprang und zu dem verwundeten Landmann hinlief. Dieser hatte in sehr unschicklicher Art seinen Wachtspieß in das offne Chaisenfenster hineingestreckt; der alte Herr, aus seinem Schlafe erwachend, hielt den ungestümen Menschen für einen Raubmörder, und drückte im ersten Zornfeuer ein Pistol gegen ihn ab. Zum Glück hatte ihn die Kugel nur an der linken Schulter und am Halse verletzt; mein Malteserritter, als er dieses sahe, befahl mir, bei dem Verwundeten zu bleiben, während er selber zu dem Dorfe, das zugleich unsre Poststation war, hinfuhr, um einen Wundarzt herauszusenden.

Der Ort war ganz nahe, der Chevalier hielt vor dem

Posthause still und parlirte auf Französisch zum Kutschenschlag hinaus. Aber kein Mensch war da, welcher seine Sprache verstund. Indeß war das Geschrei: der Fremde habe einen ansäßigen Mann aus der Gemeinde erschossen, herein ins Dorf gekommen. Viele hatten den Schuß gehört, Einige hatten auch den Geschossenen gesehen, Keiner aber war so verständig gewesen, die Sache genauer zu untersuchen, und sich zu überzeugen, daß der Bauer nur leicht verwundet, keineswegs todt sey. Freilich wäre auch so schon die Sache keine ganz gleichgültige und leichte gewesen, denn immerhin erschien der Schuß als ein Anschlag auf ein Menschenleben. Der Chevalier hätte sich deshalb nicht so sehr ereifern und erzürnen sollen, als sich jetzt zuerst ein Haufe des Pöbels um den Wagen her drängte, und diesen, ohne viel Umstände zu machen, nach dem, nahe bei der Post gelegnen, Amthause hinschleppte. Und als nun jetzt vollends der Amtmann heraustrat, und in grob gebieterischer Weise dem Fremden befahl, heraus zu steigen und in die Gerichtsstube zu treten, ja, als dieser den Befehl eben so wenig befolgte als verstand, sogar selber, mit Hülfe eines Gerichtsdieners, ihm beim Arme herausziehen wollte, da konnte sich mein alter Herr nicht mehr halten; er zog seinen, neben ihm im Wagen liegenden Degen, und gab dem Amtmanne einen so kräftigen Hieb über die Hand, dem Gerichtsdiener aber über die Wange, daß beide alsbald von ihrem Angriffe abließen.

Doch was konnte dieser Sturmwind des Zornes, der aus einem einsamen Fremden hervorbrach, Anders thun, als die Flamme der Pöbelwuth, die gegen ihn ausgebrochen war, nur desto furchtbarer anzufachen. Ein toller Haufe, mit Flinten, Säbeln und Spießen bewaffnet, drang gegen die Chaise an; mein armer, alter Herr war in

wirklicher Lebensgefahr, denn die geringste, neue, und dabei nach seinem Naturell fast unvermeidliche Aeußerung der heftigen Abwehr gegen die allerdings ungebührliche Behandlung, hätte ihm den sichren Tod zugezogen. Da kam, zu seinem Glücke, gerade ich auf das Tummelfeld der wechselseitigen Misverständnisse. Ich hatte mit eigner Hand den leicht verwundeten Bauern verbunden, und ihm durch das Versprechen eines guten Geschenkes, das ihn, dies konnte ich ja mit Sicherheit sagen, aus der Hand meines freigebigen Herrn erwarte, so viel Kräfte gegeben, daß er, ohne eines Führers zu bedürfen, mit mir hereinging nach dem Dorfe. Mit uns kam der Haufe der Neugierigen — meist Weiber und Kinder — der sich schon draussen auf dem Felde um uns versammlet hatte. Als ich jetzt in die Nähe unsres Wagens kam, und das wüthende Rachegeschrei des verwundeten Amtmannes gegen den fremden Mörder hörte, als ich die gegen meinen Herrn gezückten Waffen der tollen Bauern sahe, da stürzte ich mich, ohne mich einen Augenblick zu bedenken, in die wüthende Schaar und zwischen ihre Waffen hinein, nach dem Wagen. Einen Stich, der meinen Herrn treffen sollte, fieng ich mit meiner rechten Seite auf, wurde jedoch nicht sehr tief von ihm getroffen; ein Säbelhieb verwundete meinen Arm. Mit einer Stimme, die ich mir selber nicht zugetraut hätte, gebot ich der versammleten Menge Ruhe und Schweigen. Als man mich deutsch reden hörte, legte sich wirklich das Getümmel. Ich erzählte den ganzen Hergang der Sache, rühmte die Großmuth und Herzensgüte meines Herrn, die sich auch bei Gelegenheit dieser unwillkührlichen Uebereilung, wie bei so vielen andern, gezeigt hatte, und entschuldigte die Aeußerung seiner Heftigkeit theils durch seine Unbekanntschaft mit unsrer Sprache, vor

allem aber durch das edle Ehrgefühl, das ihm sein Stand, als Kämpfer für die heiligen Rechte des Christenthumes gegen die Türken, zur andern Natur gemacht habe. Vor allem aber zeigte ich auf den Bauern hin, den das blinde Gerücht als einen Getödteten ausgeschrieen hatte, und welcher jetzt, ganz guten Muthes, neben seiner Frau und seinem Sohne in der Nähe der Kutsche stund.

Die größere Menge des Volkes ward durch meine Vorstellungen beruhigt; die bewaffneten Bauern traten bescheiden von der Chaise zurück und blickten mit einer Art von Ehrfurcht auf den Mann hin, der gegen den „allgemeinen Feind der Christenheit," den Türken gekämpft hatte, nur der erbitterte Amtmann, dessen gewaltübende Hand vielleicht noch niemals eine so nachdrückliche Zurechtweisung empfangen, als die heutige war, wollte sich nicht zur Ruhe geben, er spornte die Gerichtsdiener an, den Fremden aus der Chaise herauszureissen; ein mörderischer Ausfall gegen die Ortsobrigkeit, welche an des Kaisers Stelle da sey, müsse als Criminalverbrechen behandelt und geahndet werden.

Herr Amtmann, so rief ich laut zur Chaise hinaus halten Sie noch einen Augenblick an. Der Herr Abt des hiesigen Klosters hat vorher auch noch ein Wort mit Ihnen zu sprechen; diesem geht mein Herr näher an, als Sie vielleicht wissen.

Ich hatte, ohne dies zu vermuthen, einen Flecken in dem mannichfach durchlöcherten Herzen des Amtmannes getroffen, an welchem dieser für meine Warnung sehr zugänglich war. Zufällig hatte ich, beim Heimgehen vom Felde, von einem der mich begleiteten Bauern erfahren, daß das größeste, augenfälligste Gebäude des Ortes der Aufenthalt eines Abtes, aus hohem, fürstlichen Stamme

sey, eines Mannes, der in der ganzen Umgegend wie ein gütiger Herrscher und Vater geehrt war. Das aber, was seit Kurzem zwischen diesem Abte und dem Amtmanne vorgefallen, wußte ich nicht. Eine Art von innrer Eingebung oder Instinkt veranlaßte mich diesen mir im Grunde noch unbekannten Hebel in Bewegung zu setzen.

Nur um einen Stillstand des Tumultes, auf kurze Zeit, bat ich; der Herr Abt werde die ganze Streitigkeit entscheiden. Diese Worte, wie eine magische Beschwörungsformel, brachten vollends den Tumult zum Schweigen; selbst der erbitterte Amtmann wagte keinen Einspruch mehr. Ich stieg aus dem Wagen und eilte zu dem Klostergebäude. Der Abt, von hohem Alter darniedergebeugt, richtete sich kräftig auf, als ich ihm von der Gefahr erzählte, die meinen edlen Malteserritter betroffen und ihm alle einzelne Umstände des Ereignisses auseinandersetzte. Ich habe wenig hochbetagte Greise gesehen, die auf mich jenen Eindruck von inniger Ehrfurcht machten, welche, wo sie auch erscheine, die im Menschenherzen wohnende Liebe gegen Gott und die Brüder in andren Herzen hervorruft. Der edle Greis erhub sich von seinem Sitze; er gieng mit mir selber zur Stätte des Tumultes hin. Als wir uns naheten machte das Volk ehrerbietig nach beiden Seiten uns Raum. Der Abt, welcher in seinen Jugendjahren selber Offizier gewesen und zugleich der französischen Sprache vollkommen mächtig war, begrüßte den Malteserritter freundlich, und setzte sich neben ihm im Wagen nieder. Nach einer kurzen Unterhaltung mit dem edlen Fremden, hieß er das versammelte Volk ruhig nach seiner Wohnung gehen, dem Amtmann sagte er einige Worte, welche mehr einem Verweise, über sein ungestümes Betragen, als einem Lobe für seinen Diensteifer glichen, und dieser zog

sich alsbald in sein Haus zurück, denn, wie ich dies von dem Postillon erfuhr, der uns von hier aus weiter brachte, hatte er eine wohlgegründete Ursache, den Abt zugleich hoch zu ehren und zu fürchten, weil dieser ein strafwürdiges Vergehen des Mannes, welcher nur über Andre, nicht über sich selber Gewalt zu üben wußte, vor Kurzem, zwar mit Ernst, doch zugleich auch mit Besserung hoffender Schonung behandelt hatte. Daß mein großmüthiger Herr dem unschuldigen Bauern, den er in seiner Schlaftrunkenheit verwundete, so wie dem Gerichtsdiener, den seine eifernde Hand fast so, wie eine andere den Malchus getroffen hatte, ein überreichliches Schmerzens- und Entschädigungsgeld zurückließ, darf ich dir kaum erwähnen, ich meine, du mußt den Mann schon aus Dem, was ich dir bisher von ihm erzählte, genugsam kennen.

Im Grunde genommen hätte ich von meinem guten Herrn einen recht tüchtigen Verweis verdient: darüber, daß ich ihn nicht aus seinem Schlafe erweckte und auf den herbeilaufenden Spießbauern aufmerksam machte. Er aber nahm es anders; er rechnete mir die geringen, schwachen Beweise von Diensteifer und pflichtschuldiger Dankbarkeit, welche ich bei dieser Gelegenheit bewiesen, ganz besonders hoch an. Er behandelte mich seit dieser Zeit fast mehr als einen Sohn, denn als einen Diener; eine fast übertriebene Dankbarkeit gehörte zu den Hauptzügen seines Wesens. Wie hätte eine solche Güte, wie die seinige war, nicht in mir, eine wenigstens gleichmäßige Dankbarkeit und Liebe wecken sollen. Ich behandelte diesen meinen zweiten Vater zwar immer mit jener Ehrfurcht, welche seinem hohen Stande und seinen reiferen Jahren, vor Allem aber seiner überlegnen Geisteskraft und innren Bildung geziemte, zugleich aber konnte ich gegen ihn kindlich

offen seyn wie gegen einen leiblichen Vater und auch er würdigte mich seines Vertrauens in einem hohen Grade. Ich habe deshalb im Umgange mit diesem edlen Herrn an innerlichen Gütern noch mehr gewonnen, als an äußern, so bedeutend auch Das war, was ich in der letzteren Hinsicht ihm zu danken hatte. Dieser Malteserritter trug das Kreuz nicht als leeres Zeichen an seinem Gewand, sondern er trug die lebendige Erinnerung an das, was dieses Kreuz bedeute und wozu dasselbe seine Kämpfer auffordere, tief in seinem Herzen. Seine liebsten Schriftsteller, deren Werke er am öftersten las und auf allen seinen Reisen mit sich führte, waren Fenelon und einige diesem an Geist und Gesinnung verwandte. Er nannte diese Werke, namentlich jene des milden Fenelon, seine Toilettenspiegel, vor welche er, wenn an seinem innerlichen Gewand des Herzens Etwas in Unordnung gerathen und zerrüttet sey, dieses wieder in Ordnung bringen müsse. Auch pflegte er, besonders dann, wenn ihn sein Jähzorn einmal wieder überwältigt hatte, sich unter seine lieben Bücher zurückzuziehen und vor mir verbarg er, bei mehreren solchen Gelegenheiten die Reue und Beschämung nicht, von welchen er dann immer in reichlichem Maaße heimgesucht war. Und daß diese Heimsuchungen nicht ohne Früchte blieben, davon durfte ich selber Zeuge seyn. Mein alter guter Herr wurde von Jahr zu Jahr milder und sanfter und ich kann mich nicht erinnern in den letzten beiden Jahren seines Lebens ihn leidenschaftlich heftig oder zornig gesehen zu haben, ohne daß diese Milderung seines ganzen Wesens eine Folge von leiblicher Schwäche war.

Ich muß mich in Acht nehmen, daß mich die Liebe nicht gar zu geschwatzig mache, denn wenn ich von meinem lieben, seligen Herrn erzähle, da kann ich gewöhnlich

gar kein Ende finden. Nur dies will ich deshalb noch erwähnen, daß der Unterschied der christlichen Confessionen, denen wir beide zugethan waren, niemals eine Störung zwischen uns machte. Mein edler Malteser war römisch-katholisch, und achtete es sehr hoch, daß er dieses sey; jene innre Umkehr aber, durch welche er aus einem leidenschaftlichen Verehrer des Voltaire und andrer Prediger des Unglaubens unter seiner Nation, zu einem frommen, kindlich gläubigen Christen geworden war, dankte er einem christgläubigen Engländer, welcher einer andren Kirchengemeinschaft angehörte, als der römisch-katholischen. Obgleich es ihm deshalb eine innige Freude gewesen wäre, wenn ich mich aus Ueberzeugung zu seiner „Mutterkirche" gewendet hätte, beunruhigte er mich dennoch niemals im Kreise meines Glaubens, wendete niemals die große Ueberlegenheit seines Geistes, oder die Macht, welche ihm meine dankbare Liebe gab, dazu an, mich, seitdem er sahe, daß ich in meiner Ueberzeugung fest sey, aus meinem innren Boden herauszureissen. „Ich danke Gott, sagte er öfters, daß Er mich hat die Erfahrung machen lassen, daß er auch unter euch seine Kinder habe; Kinder, welche in Gestalt und Wandel die Aehnlichkeit des Vaters an sich tragen, und deshalb eben so gut seine wahren, ächten Kinder sind als jene, welche er unter uns wohnen hat." Dieselbe Milde und brüderliche Liebe, wie gegen mich, bewies dann mein Herr auch bei andrer Gelegenheit auf seinen Reisen gegen alle rechtschaffene Christen der verschiedenen Confessionen.

Doch, nach dieser Abschweifung in ein innerliches Gebiet, muß ich wieder zur Erzählung unsrer äußerlichen Begebenheiten zurückkehren.

Mit der Beschreibung der vielen Reisen, welche ich

mit meinem Herrn zuerst nach Italien und Malta, dann an einige Residenzorte des südlichen Europas machte, wohin meinen Malteserritter die Angelegenheiten seines Ordens führten, will ich mich nicht aufhalten. Ich hatte dabei sattsame Gelegenheit, meine Kenntnisse und Erfahrungen zu vermehren, wiewohl ich die letzteren mir nicht immer so zu nutze machte, als ich gesollt hätte. So ließ ich mich namentlich in Rom durch etliche deutsche Landsleute verleiten, an ihren Trinkgelagen Theil zu nehmen. Eines Abends hatten diese, meine Gefährten, in ihrem Weinrausche, Händel mit Bürgern aus der Stadt angefangen, wobei von beiden Seiten Mehrere verwundet wurden. Die Wache kam, auf das entstandene Geschrei, herzugelaufen, und auch ich wurde mit den Andren in Gewahrsam genommen. Wie sehr mußte ich mich vor meinem guten Herrn schämen, als ich, durch seine Verwendung meiner Haft entlassen, am andren Tage wieder unter seine Augen trat. Doch er sahe meine tiefe, innige Reue, und vergab mir. So wurde ich übrigens auch noch auf andre Weise und an andren Orten von deutschen Landsleuten getäuscht und betrogen, am unbegreiflichsten ist mir aber immer noch an mir selber eine Verblendung solcher Art, die mir in Madrid begegnete, weil sich dabei fast ganz Dasselbe wiederholte, was mir von Karlsbad her noch hätte bekannt seyn sollen. Ein junger Deutscher, in sehr dürftigen Umständen, mußte, ich weiß nicht auf welche Art, es erfahren haben, daß auch ich ein Deutscher sey. Er kam öfter zu mir und nahm mein Mitleid in Anspruch; ich ließ ihn niemals von mir gehen, ohne ihm seine Noth nach Kräften erleichtert zu haben. Wir tragen nur gar zu leicht Das, was uns selber eigenthümlich ist, in die Beurtheilung Andrer über. Mir selber wäre es, nach mei-

nem ganzen Naturell, unmöglich gewesen, Einem, der mir Gutes erwiesen, seine Liebe mit Bosheit zu bezahlen, so traute ich dies auch meinem Landsmann nicht zu. Er ging bei mir aus und ein, ich ließ ihn öfters, wenn meine Geschäfte mich abriefen, lange in meinem Zimmer allein. Einstmals kam er auch, mir zu sagen, daß er morgen auf einem holländischen Fahrzeuge abreisen werde, dankte mir noch mit vielen Worten für die ihm erzeigten Wohlthaten, fügte aber zugleich die Bitte hinzu, ihm für diese letzte Nacht einen Ruheort, sey es auch nur auf dem Fußboden des äußersten Vorzimmers, anzuweisen, weil er mit seinem bisherigen Wirthe sein Miethverhältniß abgeschlossen habe. Ich wies ihm ein Lager in einem kleinen Zimmer an, das neben dem Meinigen war. Am andern Morgen kam er sehr frühe noch einmal vor mein Bette, um Abschied zu nehmen; das Anerbieten eines Frühstücks, das ich ihm machte, schlug er aus. Fast schäme ich mich es zu erwähnen: am andern Tage machte ich durch einen Zufall die Entdeckung, daß jener Undankbare, wahrscheinlich durch Dietriche, eines unsrer Zimmer und in diesem ein Behältniß geöffnet hatte, worinnen ein großer Theil meines ersparten Geldes, und selbst einiges fremde Geld lag, das ich meinem Herrn zu verrechnen hatte. Der Dieb hatte zum Glück nur dieses genommen, er hätte, in demselben Zimmer, gar leicht eine noch viel werthvollere Beute an Gold und Juwelen machen können. Der schlechte Bursche war fort, mein Herr, dem die Sache zu Ohren kam, verwies mir ernstlich meinen Leichtsinn, konnte es aber dennoch nicht unterlassen, mir meinen gehabten Verlust auf's Reichlichste zu ersetzen. Wie gerne möchte ich sagen können, daß dieses der letzte und größeste Unfall gewesen sey, den mir meine deutsche Landsmannschaft zugezogen

habe, leider mußte ich aber noch traurigere Erfahrungen solcher Art machen.

Die neun Jahre, welche ich im Dienste und im Umgange des Herrn de la Romagne zubrachte, vergingen mir sorgenlos und heiter; die kleinen, selbst verschuldeten Unfälle, deren ich so eben erwähnte, konnten jene Heiterkeit kaum auf einen oder etliche Tage trüben. Der Wunsch, nach einer Veränderung meiner Lage, kam mir niemals ein, noch weniger der, in mein Vaterland zurückzukehren; mir erging es so wohl, wie Kindern, die im Hause ihrer reichen Eltern gut versorgt sind. Desto schmerzlicher wurde ich aus meiner gewohnten Ruhe und Sorglosigkeit aufgeschreckt, als mein guter Herr plötzlich in Venedig, wo wir uns damals aufhielten, schwer erkrankte und nach wenig Tagen an seiner Krankheit starb. Vom ersten Augenblicke an, in welchem er sich legte, hatte er die feste Ueberzeugung, daß sein Ende nahe sey. Schwerlich kann wohl ein einiger Sohn tiefer und herzlicher um seinen Vater trauern, als ich um meinen Wohlthäter, dem ich meine ganze geistige Entwicklung und Erziehung verdankte. Auf seinem Sterbenbette, welches ich bei Tag und bei Nacht keinen Augenblick verließ, hatte er mir noch einmal sein ganzes unbegränztes Vertrauen bewiesen. Er überreichte mir eine Abschrift seines Testamentes, dessen Original sich in den Händen eines Freundes und Ordensgenossen in Valette befand. In diesem Testamente vermachte er mir die Hälfte seines ganzen, ansehnlichen Vermögens, welches theils an sichren Orten auf Zinsen gelegt war, theils aber in einem werthvollen Gute, nahe bei Digne, bestund. Doch war bei diesem Vermächtniß die Bedingung gestellt, daß ich die mir zustehende Hälfte erst dann erhalten sollte, wenn ich seine Schwester, eine geborene Gräfin von Cha-

messon, aufgefunden habe, welche, obgleich schon im ungetheilten Besitz eines beträchtlichen mütterlichen Vermögens, zur Erbin der andren Hälfte bestimmt war, und wenn diese in den Besitz ihres Antheiles gesetzt sey. „Du bist jung und unternehmend", sagte er, „dir wird es ohnfehlbar gelingen, meine Schwester, oder ihre vermuthlichen Leibeserben, aufzufinden, und mir selber würde es gelungen seyn, wenn ich die Nachricht über ihren vermuthlichen Aufenthalt, welche du hier unter diesen Papieren finden wirst, früher empfangen hätte. Sage ihr, wenn du sie findest, daß ich ihr Alles verziehen habe, sie aber solle mir auch den unmäßigen Ausbruch meines Zornes vergeben. Und dafür, daß dir es nicht an den Mitteln zu einer Reise fehlen möge, auch wenn du mehrere Jahre zu deinen Nachforschungen nach meiner Schwester nöthig haben solltest, habe ich auch, wie ich meine, auf hinreichende Weise gesorgt. Du wirst nach meinem Tode eine nicht unbeträchtliche Summe an Geld und geldwerthen Papieren unter meinen Sachen finden. Davon hast du die Geschenke an den Arzt und etliche andre, wahrend meiner Krankheit um mich beschäftigt gewesne Leute, die Kosten des stattlichen Leichenbegängnisses, einige reichliche Gaben an die Kirche, die Legate an deine Mitbedienten und manche von mir in meinen Papieren namhaft gemachte Gaben an Arme und wohlthätige Stiftungen zu bezahlen. Aber obgleich die Summe, welche auf diese Weise von meiner Baarschaft abgehen wird, ziemlich bedeutend ist, wird dir dennoch genug übrig bleiben, und daß die wunderlich strengen Gesetze drr Republik Venedig dich nicht an deiner Besitznahme hindern oder beeinträchtigen, dafür wird mein hiesiger edler Freund, der Marchese Solari, sorgen, mit welchem ich bereits schriftlich und mündlich Alles fest-

gesetzt habe. Du bist als armer Knabe zu mir gekommen, und wirst als ziemlich reich aus meinem Dienste gehen. Hiermit ist gerade noch nicht sonderlich viel für dich geschehen. Gott, welcher das Herz der Menschen lenket nach Seinem Wohlgefallen, hat mich Anfangs zum Mitleid und Erbarmen gegen dich bewegt, als ich dich in deinem Elend und Jammer sahe. Späterhin ist aus diesem Mitleid eine Liebe geworden, die vielleicht jener eines Vaters zu seinem Sohne ähnlich seyn mag. Außer meinen Eltern, meinem zweiten Vater, den Engländer, von dem ich dir erzählte, und meiner einzigen Schwester, habe ich keinen Menschen so lieb gewonnen, als dich. Meine liebe Schwester hat mich tief betrübt, doch es ist ihr vergeben; du hast mich niemals betrübt. Darum möchte ich dir gern, so wie ihr, noch ein andres besseres Vermächtniß hinterlassen, denn alle Güter der Erde sind. Das ist der Friede mit Gott, den ich, auf diesem meinem Sterbelager, inniger denn jemals empfinde, und welcher sich auf das feste Vertrauen gründet, daß ich aus Gnaden, nicht aus Verdienst der eigenen oder fremden Menschenwerke, solle angenommen werden. Von dir weiß ich es, daß der Grund zu diesem Frieden in dich gelegt ist, und auch von meiner lieben Schwester, von der ich freilich nun seit 20 Jahren nichts mehr gehört habe, hoffe ich es zuversichtlich. Sey wachsam und nüchtern; halte fest was du hast, damit niemand dir deine Krone raube. Du wirst, bei deinem weichen Herzen, noch in manche große Gefahren gerathen, aber du weißt ja auch, wo die nöthigen Waffen, zum Kampfe, der uns verordnet ist, täglich und reichlich zu finden sind."

Der gute, väterliche Herr reichte mir seine Hand, welche ich mit vielen Thränen der herzlichen Wehmuth be-

benetzte. Ich versprach ihm, in diese seine sterbende Hand, alle seine Wünsche zu erfüllen, und nicht eher nachzulassen, bis ich seine Schwester gefunden; ich gelobte ihm ein Treusein bis zum Tode.

Es war die letzte Unterredung, welche ich mit dem väterlichen Freunde auf Erden hatte. Schon in der darauf folgenden Nacht beschlichen ihn die Phantasieen des Fiebers, welche besonders gegen das Ende hin von so lieblicher Art waren, daß mich ein herzliches Heimweh ergriff nach der ewigen Wohnung des Friedens, in welche mir mein guter Herr jetzt voranging. Er entschlief in meinen Armen; ich selber, von dem unausgesetzten Wachen vieler Nächte bis zur Ohnmacht erschöpft, war unter Thränen der Wehmuth und im Gebet eingeschlafen; mein Haupt auf das Kissen, neben dem seinen, hingelehnt. So fand man uns am Morgen. Den einen der Schläfer, dessen Zustand nur eine ohnmacht-ähnliche Ermattung war, konnten Menschen erwecken, den andren wird die Stunde der letzten, höchsten Verklärung des Leibes zum seligen Anschauen erwachen lassen.

Sobald ich es vermochte, suchte ich den edlen Marchese Solari auf. Das große Ansehen, welches mein seliger Herr durch seinen Stand, und noch mehr durch die Geschäftsverhältnisse, in denen er im Namen seines Ordens mit der Republik Venedig gestanden, bei den Gewalthabern von dieser genoß, erleichterte mir die Uebernahme und Vertheilung seines hiesigen Nachlasses in hohem Grade. Die sehr kostspielige, gerichtliche Beaufsichtigung, welche unter andren Verhältnissen das Vermächtniß eines hier verstorbenen, reichen Fremden würde getroffen haben, fiel, zum großen Theil wenigstens, hinweg. Mein alter Mitbedienter, den ich in Karlsbad bei meinem Herrn gefun-

den hatte, war vor etlichen Jahren in Rom gestorben, und mein Herr hatte das Erbtheil seiner Ersparnisse, welches der treue Diener seinen Verwandten in Frankreich hinterlassen, um das Vielfache vermehrt an diese abgesendet. Mir blieben mithin nur die Legate für die seit kürzerer Zeit im Dienste meines Herrn befindlichen Personen, nebst allen den vorhin benannten Gaben zu bezahlen übrig, und nach Abzug all dieser Summen behielt ich noch so viel in Händen, daß ich nicht nur etliche Jahre, sondern, nach meinen Ansprüchen, eine ganze Lebenszeit damit hätte auf Reisen zubringen können.

Ich darf dirs nicht versichern, daß mein erstes, innigstes Anliegen nach dem Tode meines Herrn das war: seine Schwester, meine Miterbin, aufzusuchen, und dieser den letzten Willen, wie die letzten Worte ihres Bruders, mitzutheilen. Die Papiere, welche mir zu Wegweisern dienen sollten, bestunden hauptsächlich in zwei Briefen eines Freundes meines seligen Herrn, worinnen die Versicherung ausgesprochen war, daß die gewesene Gräfin Chamesson seit ihrem Entweichen aus Frankreich sich einige Zeit in Piemont, unter fremdem Namen, aufgehalten habe, daß sie aber von dort, wie man glaube, an der Hand ihres vermögenden Gemahles nach dem Orient gegangen sey. Ein alter Nobile, welcher vormals die Stelle eines Unteradmirals bei der Flotte der Republik Venedig begleitet habe, jetzt aber in Pirano oder in Rovigno wohne, werde ohnfehlbar nähere Auskunft über den Aufenthaltsort und über alle jetzigen Verhaltnisse der Gräfin geben können. Doch dürfe es Mühe kosten, die natürliche Schweigsamkeit und Verschlossenheit dieses mürrischen Mannes zu einer Mittheilung, gerade über diesen Gegenstand, zu bewegen.

Der letztere Brief, welcher diese genaueren Nachweisungen erhielt, konnte, seinem Datum nach, nur wenige Wochen vor dem Tode meines Herrn, in die Hände von diesem gekommen seyn. Er hatte uns wahrscheinlich in Mailand getroffen, und die Veranlassung gegeben, zu unsrer Rückreise nach Venedig, das wir erst kurz vorher verließen. Allem Anscheine nach war mein Herr schon auf der Forschungsreise nach seiner Schwester, zunächst nach Istrien, wohin der Brief ihn wies, gewesen, als der Tod ihn von diesem Werke der Bruderliebe abrief.

Während ich in Venedig, so eilig und zugleich auch so pünktlich als möglich, die Angelegenheiten und Vermächtnisse meines seligen Herrn in Ordnung zu bringen suchte, machte ich, durch Marchese Solari, die Bekanntschaft eines nicht bloß durch seine Geburt, sondern mehr noch durch seine Gesinnung, edlen Jünglinges, dessen Vater ein vertrauter Freund meines seligen Herrn gewesen war. Dieser Signor Marcello, so war der Name des jungen Mannes, stammte aus einer vormals sehr reich begüterten und ansehnlichen, jetzt aber ganz verarmten, und durch die Selbstsucht der jetzigen Machthaber der Republik ganz herabgedrückten Familie. Er hatte Neigung, und durch Aufforderung eines in Kleinasien wohnenden Verwandten auch Veranlassung, sein Glück in dem Orient zu suchen, wohin jetzt meine vermuthliche Reise gehen sollte. „Ich weiß gewiß", sagte der Marchese Solari zu mir, „daß Sie ganz in dem Sinne und nach den Wünschen Ihres verstorbenen Herrn und väterlichen Freundes handeln, wenn Sie den hülfsbedürftigen Sohn seines Jugendfreundes als Begleiter mit sich auf Ihre Reise nehmen, und Ihm den Weg zu seinem hoffentlichen Lebens-

glück durch die Mittel erleichtern, welche Ihnen ja so reichlich zu Gebote stehen.“

Ich war zu der Erfüllung dieses Wunsches schon durch jene natürliche Zuneigung bewegt, welche ich seit der ersten Bekanntschaft mit ihm gegen den wahrhaft liebenswürdigen jungen Marcello empfunden hatte. Für sein Alter erschien freilich der tiefe, männliche Ernst, der sich in seinem ganzen Wesen aussprach, als etwas Befremdendes und Ungewöhnliches, man konnte jedoch bei jeder Gelegenheit bemerken, daß mit jenem Ernste keine abstoßende Kälte, sondern eine warme, innige Theilnahme des Herzens an fremdem Leid wie an fremdem Wohl gepaart sey. Es war der bald schweigende, bald wieder lebhaft beredte Ernst eines Menschen, an dessen Herzen ein beständiger innerer Kummer nagt; eines Menschen, welcher in der Schule der Leiden früher reif und geläutert worden, als Andre. Eben jetzt, nach dem Tode des Mannes, der mir Vater und Freund, der mir Verwaisten Alles auf Erden gewesen war, zog mich diese Schwermuth des jungen Marcello nur desto inniger zu ihm hin; sie war der Stimmung meines eignen Gemüthes verwandt und befreundet; sein bescheidnes und demüthiges Benehmen gegen mich, der ich doch nach Geburt und Stand so weit unter ihm stund, ließ meine Hochachtung gegen ihn nur noch inniger werden; ich fühlte mich ihm so ganz und so treu ergeben, daß ich, um diesem Freund zu dienen, weder Todesgefahr noch irgend ein schweres Opfer würde gescheut haben.

Mein Freund, denn als ein solcher zeigte auch er sich nach all seinem Vermögen gegen mich, erkannte es wohl, wie so ganz und treu ich ihm ergeben sey; er wurde immer offner gegen mich und ließ mich unverhohlener in das Geheimniß seines Kummers hineinblicken: in die Tiefe sei-

nes Grames über den Jammer und den nahen Untergang der Republik, die für ihn nicht nur das Interesse eines Vaterlandes hatte, sondern eines Ideales aller Verfassungen, das er aus dem Stoffe der älteren Geschichte derselben mit jugendlich feurigem Griffel sich entworfen hatte, und an welchem nun seine ganze Seele mit einer allerdings schwärmerischen Ueberspannung hing.

Mit einem solchen Ideal verglichen, mußte sich freilich die Republik Venedig, wie sie damals, in den Jahren 1779 und 1780, erschien, wie ein halbvermoderter Leichnam neben einem blühend schönen Jüngling ausnehmen. Wohin war es mit Venedigs Herrschaft über das Meer und über manches Land, mit seinem Reichthum und seiner Herrlichkeit gekommen; was war aus dieser Stadt geworden, deren edlere Bürger an äußrem Glanz und innrer Würde den Fürsten glichen, die im Verkehr des Friedens als einsichtsvolle, tiefblickende Weise, im Kriege als siegreiche Helden sich zeigten, deren Hand die Gaben und Güter der verschiedenen Welttheile erfaßte und vertheilte, um deren Gunst und Bündniß die Herrscher der Throne sich bewarben. Die Schiffe lagen großentheils seit vielen Jahren ungebraucht in den Häfen, und wenn jetzt irgend eine nahende Gefahr ihren Gebrauch gefordert hätte, dann wäre der erste Windhauch, früher denn jeder feindliche Angriff, ihr Untergang gewesen, denn sie waren verfault und morsch geworden, weil kein Sachverständiger sich ihrer Aufsicht annahm. Das Landheer, dessen besserer, der Menschenzahl nach geringerer Kern aus Slavoniern, der größeren Menge nach aber aus dem zusammengelaufenen untauglichen Gesindel der verschiedensten Nationen bestund, hatte fast lauter Fremdlinge zu seinen Offizieren und Befehlshabern; Fremdlinge, welche kein andres Interesse an

die Republik band, als jenes des Geld- und Broderwerbes. Denn die furchtsamen Machthaber, wohl einsehend, auf welchem leicht zerreißbaren Gewebe von Unrecht und Unlauterkeit ihr Ansehen ruhete, wagten es nicht die kräftigeren Talente, die etwa in den Nachkommen einer von ihnen zurückgesetzten, edlen Familie sich kund gaben, hervor zu heben und aufkommen zu lassen. Wie einst, in den früheren Jahrhunderten, als viele Familien durch den Handel zu besondrem Reichthum gelangt waren, die Stelle der Gemeindeversammlungen, welche das Wohl des Ganzen beriethen, von jener geringeren Zahl der durch ihren Reichthum Geadelten eingenommen wurde; so hatten zuletzt die vormalige Gesammtmacht des Adels einige wenige Familien wie ein Erbgut an sich gerissen, welche den übrigen, im Verlauf der Zeiten verarmten, Familien nur einen spärlichen Antheil der öffentlichen Einkünfte zukommen ließen, um damit etwa, bei solchen Wahlen, an denen der ganze Adel dem Namen nach Antheil hatte, ihre Stimmen zu erkaufen, oder um sie als polizeiliche Auflaurer zu besolden. Denn diese Art von Menschen, welche bezahlt waren, um die Worte und Handlungen der Andren, Einheimischen wie Fremden, zu bewachen, fand man an allen öffentlichen Orten und in allen Gesellschaften; man durfte in dem sittlich tief gesunknen Venedig ungestraft den Ausbrüchen der rohesten Sinnlichkeit und der Laster sich hingeben, während jedes treugemeinte Wort über die Staatsverwaltung und über die Angelegenheiten der Republik als ein Verbrechen galt. Wie eine Spinne in der Mitte ihres Netzes lauerte der furchtbare Rath der Zehn auf jede solche Bewegung des freien Denkens und der ernsteren Gesinnung; die Opfer, welche sich seinem politischen Inquisitionsgericht verdachtig gemacht hatten, wurden selbst

vom Ruhelager der Nacht, oder aus ihren verborgensten Schlupfwinkeln hervorgeholt, und die Meisten von ihnen wurden niemals wieder öffentlich gesehen; man erfuhr nicht, welche Todesart sie erduldet hatten, oder in welchem Kerker sie vergeblich einer Errettung warteten. Mit Grauen betrachtete deshalb der Fremde diese Bleidächer, so wie die fest vermauerte Stätte der Qualen und geheimen Hinrichtungen, von denen man nur außer den Gränzen der sogenannten Republik reden und sich erzählen durfte. Eine der betrübendsten Folgen dieser polizeilichen Tyrannei war die Auflösung alles gegenseitigen Vertrauens; selbst im vertrauteren Kreise der Freunde stockte öfters plötzlich die Unterhaltung, wenn irgend Einem ein Wort von politischer Art entschlüpft war; die Andern Alle schauten dann erschrocken den Sprecher an, ja Viele verließen augenblicklich die Gesellschaft, weil sie nicht wissen konnten, ob nicht selbst in ihrer Mitte einer gewesen sey, der, um hohen Lohn, das Gesprochene verriethe, und hierdurch zugleich Alle verdächtig mache, die es gehört. Denn da, wo der Durst nach sinnlichem Genuß und äußerm Flitterglanz wie ein wucherndes Unkraut fast jeden edleren Keim der Menschennatur erstickt hat, wird die Treue der Freunde zu einer so seltnen Erscheinung, daß man leicht in Versuchung kommt, an ihrem Daseyn ganz zu verzweifeln.

Der tiefe Gram meines Freundes hatte noch einen andren, ihm persönlich näher liegenden Grund. Sein eigner Vater, zugleich mit dem älteren Bruder, war auf einer kleinen Reise, die er im Auftrag der Machthaber, nach einem benachbarten, zum Gebiet der Republik gehörenden Orte machte, plötzlich verschwunden. Der alternde Mann, weil der Ernst seiner Gesinnungen so wie die Klarheit seines Blickes nicht unbemerkt geblieben, war bisher

bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt worden, jetzt fiel der erste Strahl eines anscheinenden Glückes auf ihn. Aber eben dieser Strahl war ein verrätherischer; es blieb kaum einem Zweifel unterworfen, daß man den Vater meines Freundes nur aus der Stadt hinausgelockt hatte, um ihn desto unbemerkter zu verhaften. Die Mutter starb bald nachher an Gram; mein Freund, damals fast noch Knabe, war seitdem ein Gegenstand des besondern Aufmerkens geworden, und hatte deshalb sehr frühe es gelernt, das, was ihn im Innersten bewegte und beschäftigte, vor den Augen andrer Menschen zu verbergen. Es war zunächst auch die Vorsorge seiner Freunde, für sein immer in Gefahr schwebendes Leben, welche ihn zu der Ausführung seines Reiseplanes veranlaßt hatte.

An einem heitren Sommermorgen verließen wir, auf einem bequemen, ganz zu unsrer Disposition stehenden, Segelschiffe Venedig, und schon am darauf folgenden Abend landeten wir in Pirano. Als mein Freund die Küste von Istrien erblickte, gerieth er in eine unverkennbar starke, innre Bewegung. Er schien meine Fragen kaum zu hören, und wenn er zuweilen eine derselben beantwortete, geschahe dieses in solcher Zerstreuung, daß mir es vorkam, als wisse er nicht, was er spräche. Er konnte kaum den Augenblick des Anlandens erwarten, und als dieses endlich geschehen, ließ er weder mir noch sich selber Zeit, auf die Ausschiffung unsrer Sachen zu warten, sondern er bat mich, ihn noch auf einem kleinen Spaziergang am Ufer hinab zu begleiten, weil ihm das Gehen ein unabweisbares Bedürfniß sey. Ich folgte ihm durch das am Hafen versammlete müssige Volk, und bald fanden wir uns in einer ganz menschenleeren Gegend des Strandes, auf einem kleinen, nahe am Ufer emporsteigenden Hügel.

„Endlich", so sagte er, „bin ich der Stadt entronnen, deren Mauern und Dächer auflauernde Ohren haben, so wie dem engen Schiffe voller unheimlicher Menschen und böser Dämpfe; endlich darf ich auch die geheime Last, die mich seit Jahren so allein drückt, von der Brust hinwegnehmen und sie an das Herz eines Freundes legen, der sie mir treulich wird tragen helfen. Siehe, hier auf dieser Halbinsel, in einem der vielen alten Thürme oder verfallenen Kastelle, die als Erinnrungszeichen an eine längst verschwundne Macht und Größe meines Vaterlandes dastehen, schmachten mein alter Vater und mein Bruder nun seit mehreren Jahren. Es wird in unsrer Macht stehen, sie zu befreien, wenn du mir deine Hülfe nicht versagen willst. Das Wie? theile ich dir ein andres Mal mit."

Ich reichte meinem Freunde die Hand. Es that nicht Noth, ihm mit vielen Worten meiner treuen Ergebenheit zu versichern. Er selber, ohne mein Erinnern, dachte jetzt daran, daß wir uns noch im Gebiet von Venedig befänden; er bat mich um Vergebung, daß er mich, von seinem überwallenden Gefühle zum ersten Male, seit Jahren, hingerissen, so stürmisch mit seiner Bitte überfallen habe, und ersuchte mich zugleich, ihm einen Wink zu geben, wenn ich etwa wieder einmal die Vorzeichen eines solchen Sturmes an ihm bemerken sollte. Wir kehrten zum Hafen zurück, wo wir uns unter gleichgültigen Gesprächen und Beschäftigungen zwischen den andern Fremden herumtrieben, bis wir für uns und unsre Sachen ein gutes Unterkommen gefunden hatten.

Mein erstes Geschäft am andren Morgen war es, mich nach dem Manne zu erkundigen, an den mich meine Papiere, um Auskunft wegen der Grafin Chamesson, ge-

wiesen hatten. Er war nicht in Pirano; vielleicht möge er, so sagte man mir, in Rovigno seyn. Ich suchte und fand alsbald eine Schiffsgelegenheit, die mich dorthin brachte; mein Freund begleitete mich; ihm konnte nichts Erwünschteres begegnen, als diese Gelegenheit, die Halbinsel und ihre Bewohner etwas näher kennen zu lernen, und so vielleicht eine Spur zu finden, welche ihn auf den Vergungsort seines Vaters zu leiten vermöchte. Eine solche Spur war ihm schon zu Citta nuova gekommen, wo unser Küstenfahrer, um Waaren auszuladen, mehrere Stunden anhielt. Vor der Hand gab mir mein Freund nur einen Wink darüber, das Nähere theilte er mir erst später mit.

In Rovigno war es abermals mein erstes Anliegen, den Auftrag meines verstorbenen väterlichen Freundes zu besorgen. Ich erkundigte mich gleich bei meiner Ankunft nach dem alten Admiral; unser Wirth, den ich befragte, zuckte die Achseln und sagte: es wird schwer halten, etwas Sichres über seinen jetzigen Aufenthalt zu erfahren; in Rovigno ist er schon seit mehreren Monaten nicht mehr, und für uns Alle war er so schwer zugänglich, und so verschlossen gegen uns, daß von seinem Thun und Treiben, von seinen Reisen und andren Angelegenheiten Keiner, außer etwa sein alter Diener, Kunde nahm und bekam. Sein Haus liegt übrigens nahe hierbei, am Hafen, vielleicht erfahrt Ihr dort etwas.

Ich mußte lange pochen, an der fest verschlossenen und verriegelten Thüre des Hauses, ehe mir jemand aufschloß. Und doch hörte ich, indem ich wartend aufsen stund, deutlich, daß Jemand mit starkem Fußtritt auf der Hausflur umherging, und die Thüre eines Zimmers, beim Aus- und Eingehen, mehrere Male auf- und

zuthat, auch vernahm ich sonderbare Töne einer Menschenstimme. Als man mich endlich einließ, begriff ich die Ursache von beidem wohl. Der Mann, den ich drinnen gehört hatte, war ein Taubstummer, die Person, welche mir aufthat, war ein Weib, gebeugt und entkräftet von der Last der Jahre, so daß sie nur mühsam an ihrer Krücke einherschlich. Ich redete zuerst den Mann an, der von sehr kräftiger Gestalt und trotzigem Aussehen war. Seine Zeichensprache und übellautenden Töne verriethen mir bald, daß er meine Worte weder vernehme noch zu erwiedern vermöge; ich wollte mich nun bei der Alten über ihren Herrn erkundigen, da sprang, durch die geöffnete Hofthüre, zuerst ein lautbellender Hund auf mich zu, dann von der Treppe herab ein zweiter, und zu diesen beiden gesellte sich eine solche Zahl ähnlicher, großer wie kleiner, Klaffer, die aus allen Winkeln des Hauses hervorkamen, daß ich vor dem scheußlichen Lärmen weder meine eigne Stimme, und noch weniger die der schwachen Alten vernehmen konnte. Ich hatte mich schon nach der Hausthür zurückgezogen, um wenigstens den Rücken gegen das wüthende Heer der Hunde zu schützen, da sahe ich über den Hof her noch einen andren Mann, von fast riesiger Gestalt kommen. Von ihm hoffte ich etwas Näheres über den Hausherrn zu erfahren; denn wenn die Stimme dieses Starken nur zum Theil das vermochte, was die Gestalt versprach, dann konnte sie wohl das Hundegebell übertönen, auch wenn er nicht, wie ich dies von ihm hoffte, dem Gekläff der Thiere durch ein Machtwort, oder durch Schläge ein Ende machte. Der Mann kam näher, ich wendete mich, so laut schreiend als ichs vermochte, mit meinen Fragen an ihn, aber leider mußte ich alsbald bemerken, daß auch dieser Mensch so taub und so stumm sey,

wie sein Hausgenosse. Ich dachte unwillkürlich an die Türkei, mit den taubstummen Hütern ihrer Häuser und mit ihren verwilderten Hunden, und mir ward in dieser seltsamen Umgebung so unheimlich zu Muthe, daß ich mich gern wieder im Freien gesehen hätte, aber die Alte hatte gleich nach meinem Hereintreten die Thüre wieder verschlossen und verriegelt, so daß ich ohne ihre Hülfe nicht hinaus konnte.

Ich versuchte von neuem mit ihr ins Gespräch zu kommen, denn sie sahe mich fragend an, und hätte gern mich angehört, auch gab sie sich alle Mühe, mit guten und bösen Worten, so wie mit ihrer drohend aufgehobenen Krücke, die Hunde zum Schweigen zu bringen. Wenn aber auch jetzt einmal die tiefe Stimme der großen Doggen auf kurze Zeit still ward, da erhub sich desto lauter das Gekläff der Kleinen, und die beiden Taubstummen, welche dieser Lärmen auch nicht im Mindesten belästigte, gingen unbekümmert um mich und die alte Haushälterin ihren häuslichen Geschäften nach. So viel hatte ich am Ende doch verstanden, daß die Frau nichts wisse von dem Aufenthalt ihres seit mehreren Monaten abwesenden Herrn, und daß sie vielmehr selber von mir, als ich eintrat, etwas von dem Herrn zu erfahren gehofft hatte. Das arme Mütterchen konnte seine Traurigkeit nicht verbergen, als sie diese Hoffnung getäuscht sahe. Sie öffnete mir die Hausthüre, und ich kam, mit ganz betäubten Ohren, zu meinem Freund zurück.

Wenn nur nicht, sagte dieser, als ich ihm mein Abentheuer erzählt hatte, der wunderliche Sonderling, der gegen die Hunde eine so große Attrativa zu besitzen scheint, zuletzt dennoch eine Beute andrer Spürhunde geworden ist, welche von ungleich gefährlicherer Art sind, als die in

seinem Hause. Ich weiß gar wohl, daß er dem Wohlfahrtsausschuß unsrer Republik schon längst verdächtig gewesen, denn er war ein Mann von Thatkraft und voll glühenden Eifers für das wahre Beste des Vaterlandes, obgleich er die innre Gluth und alle ihre Bewegungen, wie unter einer eisernen Maske, zu verbergen wußte, und, wie man mir erzählt hat, im Verkehr mit Andren sich fast eben so anstellte, wie seine beiden Taubstummen, denn in den meisten Fällen schien er die fremden Gespräche gar nicht zu hören, noch weniger aber geneigt zu seyn, selber redend, auf sie einzugehen. Wir müssen uns jetzt in Acht nehmen, uns zu angelegentlich und öffentlich nach dem Admiral zu erkundigen, damit wir durch die Theilnahme an einem Verdächtigen nicht selber verdächtig werden. Bei rechter Zeit und Gelegenheit hören wir doch Etwas von ihm. Wer hier bei uns den beständigen Gefahren, denen die mannhaft ernste Gesinnung ausgesetzt ist, entgehen will, der darf, wie ein Schwimmer, durch manche Gegenden der Lagunen weder seinen Fuß dem Boden, der unter ihm ist, noch seine Hand dem Grün anvertrauen, welches er neben sich sieht. Denn der Boden ist ein zäher Schlamm, aus dem sich der Fuß nicht wieder herausreissen lässet, das Grün ist ein leichtes, trügerisches Seegras, welches alsbald mit dem Sinkenden hinabsinkt.

Wir waren mehrere Tage in Rovigno geblieben; auf den Rath meines Freundes hatte ich bei einem hier wohnenden Franzosen Stahlwaaren und allerhand Erzeugnisse der europäischen Kunstfertigkeit aufgekauft, welche mit Vortheil im Orient abgesetzt werden können, und wir beide spielten auf diese Weise die Rolle von Handelsleuten, die auf nichts Andres, denn auf ihren Gewinn bedacht sind. Auf unsren Geschäftsgängen nach den verschiednen Kauf-

mannsläden der Stadt, hatte mein Freund einen Glashändler aus Murano aufgefunden, in welchem er alsbald einen Gespielen seiner Kindheit wieder erkannte. Seine Eltern hatten auf der kleinen, in den Lagunen gelegenen Insel, welche die halbe Welt mit ihren feinen, bunten Glasperlen versorgt, ein Landhaus besessen, welches, so gering es an Umfang und Bequemlichkeit war, dennoch von der Mutter und ihren Kindern einen Theil des Sommers hindurch bewohnt wurde. Der erwähnte Glashändler war der Sohn des nächsten Nachbars jenes kleinen Landhauses; von gleichem Alter mit meinem Freunde hatten die beiden täglich, bald am Ufer, bald auf dem grünen Rasenplatze unweit der Kirche mit einander gespielt, und der kleine Marcello, obgleich der Sohn eines Nobile, hatte aus der Befreundung mit dem Sohne des wohlbegüterten Landmannes den größeren Vortheil gezogen, denn er bekam am Tische, so wie aus der Vorrathskammer der Nachbarin, deren ganz besondrer Liebling er war, manche wohlschmeckende Gabe, welche seine dem Stande nach vornehmere, dem Vermögen nach aber ungleich ärmere Mutter ihm nicht gewähren konnte. Marcello und der junge Glashändler hatten sich seit länger denn zehn Jahren nicht mehr gesehen, denn das kleine Landgut, das letzte Erbtheil der Mutter, hatte im Drange der Noth müssen verkauft werden; der Besuch des Ortes, der aus langer Gewöhnung der Familie so lieb und werth geworden, hätte nur wehmüthige Erinnrungen geweckt. Dennoch erkannten beide, fast im ersten Augenblicke, sich wieder; ein Bündniß der Zuneigung, das zwischen zwei wohlgestimmten Seelen in der frühesten, unbefangenen Kindheit sich anknüpft, ist von festerem Gewebe als die meisten geselligen Verbindungen der späteren Jahre.

Wie oft, sagte der Handelsmann zu Marcello, habe ich Ihrer mit herzlichem Verlangen gedacht, und mir gewünscht, daß ich Sie nur noch einmal in meinem Leben sehen möchte. Ich hörte über Sie und Ihre werthe Familie so manches Gerücht, wovon doch kein einziges wahr seyn möge. Das, welches ich noch am liebsten hören mochte, war jenes, daß Sie in ausländische Dienste gegangen und weit von unsrer Stadt weggekommen seyen. Und nun finde ich Sie unvermutheter Weise hier in Rovigno, wo ich ein ansäßiger Bürger bin, während mein älterer Bruder nach dem Tode des Vaters das Geschäft in Murano fortführt. Auch meine alte Mutter, welche Ihrer oft gedachte, wohnt hier bei mir. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mit Ihrem Freunde in meinem sehr geräumigen Hause Ihre Wohnung nähmen und mir die Ehre schenkten, Gäste an meinem und meiner Mutter Tische zu seyn.

Mein Freund, nach einigen Einwendungen der Höflichkeit, nahm für sich und mich dieses Anerbieten unter der Bedingung an, daß wir nicht Gäste, sondern bezahlende Kostgänger des Hauses seyn dürften, und der Glashändler, mit einem Blick auf mich, der ich in der ganzen Stadt ohne mein Zuthun in das Ansehen eines besonders reichen Mannes gerathen war, ließ sich dieses Anerbieten zuletzt nach einer für uns sehr billigen Uebereinkunft gefallen.

„Für uns beide", sagte mein Freund, als wir wieder allein waren, „wird es zur Erreichung unsrer Zwecke das Vortheilhafteste seyn, wenn wir uns, wie Bürger und gemeine Handelsleute, denen nichts so am Herzen liegt, als ihr Gewerbe, zu den Bürgern und Handelsleuten gesellen; erst hier, im Hause meines alten Ge-

spielen, werde ich recht ruhig und unbefangen seyn können; an der öffentlichen Wirthstafel, an der ich täglich so Vieles hören mußte, das mich gewaltig aufregte und erbitterte, war ich in beständiger Gefahr, mich durch einen, wenn auch noch so unbedeutend scheinenden Ausbruch meines Unmuthes zu verrathen. An dem bürgerlichen Tische dieses ehrlichen Glashändlers wird kein Auflaurer sitzen, er gehört zu den Besten unsres Volkes, und dieses, das weiß ich, fühlt, so weit es noch nicht vom Gifte des Lasters der höheren Stände durchdrungen ist, auf eine durchaus gesunde und richtige Weise, sowohl das Krankheitsübel unsrer Republik, als auch den Zug zu den Heilmitteln, welche hier allein zu helfen vermögen. Unter diesem Stande finden wir, das wirst du bald aus Erfahrung lernen, die einzigen treuen Gehülfen und Beförderer unsrer Wünsche."

In dem kleinen, harmlosen Familienkreise, in welchem wir jetzt lebten, wurde mein Freund Marcello ein ganz Andrer, als er bis dahin gewesen. Ich hatte ihn noch niemals so offen, so gesprächig, so heiter gekannt, als ich ihn hier, im Hause seines Jugendgenossen, sahe. Als wäre er bei diesem Geschäft geboren, trieb er sich am Tage, Einkäufe für uns besorgend, im Bazar und in den Kaufläden herum, besuchte die Kaffeehäuser und andre öffentliche Orte, scheinbar in keiner andren Absicht, als sich zu vergnügen, zugleich aber, indem er behaglich aus seiner langen, türkischen Pfeife rauchte, oder einem Spiel der andren müßigen Gäste zusahe, gespannt auf jedes Gespräch, ja auf jedes Wort, das uns auf die gesuchten Spuren leiten konnte. Er fand zuletzt das, was er außer dem Hause gesucht hatte, in diesem selber, bei einem Gespräch, das am Tische unsres Hauswirthes statt fand.

Die-

Dieser hatte auch wieder einmal, wie dies öfters geschahe, einige Gäste aus dem Stande der Bürger und Seeleute bei sich. Die meisten von ihnen kannten uns, man betrachtete uns als unverdächtige Handelsleute, deren Sinn nicht mehr rückwärts, nach Venedig und seinen Angelegenheiten, sondern vorwärts nach einem fremden, fernen Ziel gerichtet sey. Ueberdies wußte man, daß ich von Geburt ein Fremder, mein Freund aber durch die Schicksale seines Hauses den Interessen der jetzigen Gewalthaber der Republik entfremdet sey. Es war von allerhand Seefahrten, von ihrem Glück so wie von ihrem Ungemach, die Rede.

Langweiliger, sagte ein anwesender alter Seekapitän, ist mir doch fast in meinem ganzen Leben noch keine solche Fahrt geworden, als die kleine, unbedeutende, hier von Rovigno nach Pirano, die ich vor etlichen Monaten machte, und von welcher ich euch schon erzählt habe. Anhaltender Sturm und Ungewitter bei Tag und bei Nacht, jeden Augenblick meinte ich, das Schiff werde an den Felsen in tausend Trümmer gehen, und doch erlaubte es mir die bewaffnete, gewaltthätige Schaar, der ich leider damals das Schiff, so wie Leib und Seele um schnöden Gewinnes willen ergeben hatte, nicht, in einem Hafen oder einer Bucht einzulaufen, so daß ich immer das freie Meer suchen mußte, und durch den Sturm fast bis an die Sandbänke von Rimini verschlagen wurde. Diese Söldner hatten kein gutes Gewissen, sie wollten mit ihrem Menschenraub niemand unter die Augen kommen, und in meinem Gewissen sahe es, von dem Augenblick an, in welchem ich meine Hauptladung hatte kennen lernen, auch ganz erbärmlich schlecht aus. Ich versichre euch, wenn der Alte nicht dabei gewesen wäre, an dessen Leben mir mehr gelegen war,

als an meinem eignen, ich hätte die Schurken zugleich mit mir und dem Schiff in die Luft gesprengt, und hätte ich voraus gewußt, wen ich transportiren sollte, ich hätte mich lieber in Stücke reissen lassen, als einen Anker gelichtet. Sie kamen aber, mit dem Alten, den sie, wie mir mein Steuermann erzählte, vom Haupt bis zu den Füßen vermummt hatten, Abends, in später Dämmrung, auf einem fremden Boote ans Schiff gefahren, während ich noch hier in der Stadt in Geschäften war. Erst gegen Mitternacht kam ich auch an Bord, und bald nachher ließ ich die Anker lichten, und bei noch ziemlich günstigem Winde auslaufen. Ich hatte mich auf etliche Stunden zur Ruhe begeben; als ich am Morgen aufstund, sahe ich meinen alten Admiral, stumm vor sich hinstarrend, wie einen Stein in der Nähe des Mastbaumes auf dem alten Tauwerk sitzen, um ihn herum stunden und saßen mehrere Soldaten mit scharf geladenem Gewehr. Ich kannte den alten Herrn gleich auf den ersten Blick, denn ich habe ja lange unter ihm gedient und manchen Waffentanz gegen die Seemacht der Raubstaaten, so wie gegen andre feindliche Schiffe mitgemacht, wobei er immer unser rüstiger Vortänzer war. Venedig hat, das kann ich euch sagen, seit alten Zeiten keinen solchen Seehelden und einsichtsvollen Admiral gehabt, aber eben weil er ihnen zu viel Held und Mann war, haben sie ihn bei Seite gesetzt, und zuletzt wohl gar auf die Schlachtbank geführt.

Und meinest du ernstlich, fragte einer der Anwesenden den Schiffskapitän, daß man dem alten Ehrenmann, welcher, seitdem man ihm seine vieljährigen, treuen Dienste mit Undank gelohnt, fast nichts weiter gethan hat, als still zu Hause sitzen und schweigen, so ohne Weitres ans Leben gehen könne? Oder sollte er wirklich, wie es ihm

unsre Herren schon damals, als sie ihn seiner Würden entsetzten, Schuld gaben, ohne es jedoch beweisen zu können, sich in landesverrätherische Verbindungen mit einer fremden Macht eingelassen haben?

„Das wird wohl, antwortete der Kapitän, Keiner glauben, der ihn kennt. Der Admiral war von jeher ein unverbrüchlich treuer Venezianer und ist dies noch, denn der ändert seine Farbe so wenig, als eine alte Felsenwand. Ich weiß, daß, wenn er anders noch lebt, er sich noch heute todtschlagen ließe für das Wohl und die Rechte der Republik. War er doch auch der Einzige auf unsrem Schiffe, der, als der Sturm mit Blitz und Donner uns Andere über unsre Fahrt zur Rede stellten, mit der Ruhe eines guten Gewissens, ja ich kann sagen, in den Augenblicken der stärksten Gefahr mit heitren Mienen da saß. Die Soldaten wollten ihn gleich am ersten Tage in die Kajüte hinunterschleppen, er stieß sie, ohne ein Wort zu sagen, mit starkem Arme von sich, und sie ließen ihn am Ende auf dem Verdecke sitzen, deckten ihn aber, so oft ein andres Schiff in unsre Nähe kam, mit einem Mantel zu, was er sich auch schweigend gefallen ließ. Als aber das Sturmwetter kam, da deckten sie ihn nicht zu, sondern ließen die Regenströme unaufgehalten über sein graues Haupt und seinen Leib herunterrinnen, und er ertrug auch dieses schweigend. Da wir endlich auf die Rhede von Pirano kamen, wurde die Verkappung wiederholt, und sie schifften den Alten bei später Nacht aus; ich aber hätte damals, statt des Ueberfahrtgeldes, gewiß einen andren Lohn bekommen, wenn sie gemerkt hätten, daß ich den Admiral kenne. Denn sie trauen in diesem Punkte uns Seeleuten, unter denen der alte Held noch große Schaaren von treuen Anhängern hat, nicht besonders, und wissen

gar gut, daß ihre böse Sache auf morschen Pfählen ruht, weil's auch unter den fremden Landtruppen, seitdem man ihnen neulich ihren Obersten genommen, ganz gewaltig gährt. In der That, ich bin um seinetwillen froh, daß der Feuerkopf, der Antonio, nicht hier ist, der setzte am Ende die ganze über die Halbinsel ausgeschüttete Theermasse in Brand, und brächte sich dadurch, wenn's etwas misriethe, nicht nur selber in Lebensgefahr, sondern verdürbe auch dem alten, frommen Bischof von Pola sein Spiel. Denn daß dieser bei den Patriarchen und andren wichtigen Männern der Republik seinen ganzen, ansehnlichen Einfluß zum Schutz und zur Rettung seines Freundes, des Admirals, so wie manches andren unschuldig Gefangenen verwenden wird, das darf man versichert seyn. Auch ist schon der alte, treue Diener des Admirals seit längerer Zeit in Pola bei dem Bischof, und mag wohl besser über das seitherige Schicksal seines Herrn unterrichtet seyn, als wir Alle".

Daß mein Freund, so wie ich, während wir scheinbar nur mit dem Verzehren unsrer Melonen und des Nachtisches der andern Früchte beschäftigt waren, kein Wort von diesem Gespräch verloren hatten, darf ich dich nicht erst versichern. Der alte Schiffskapitän, welchem zum Theil auch der gute Wein unsres Hauswirthes die Zunge, zu solcher Redseligkeit, mochte gelöst haben, blickte, als er mit seiner Erzählung zu Ende war, dennoch bedenklich im Kreise der Tischgenossen umher und sagte, ich hoffe, ich habe hier unter Freunden gesprochen, die mit dem Wohlfahrtsausschusse und seinen Aufpassern weder bisher Salz und Brod gegessen haben, noch auch künftig dieses mögen.— „Ich stehe dir für alle meine Gäste, Francesko, sagte unser Hauswirth, vor Allem hier für meine Fremden, welche

ich besser kenne als dich. Du hast nichts Andres gesprochen, als was recht und gut war, und wir Alle sind darin mit dir eines Sinnes".

Ist das nicht höchst sonderbar, sagte mein Freund zu mir, als wir wieder allein auf unserm Zimmer waren, und sollte es nicht wie ein Wink von oben zu achten seyn, daß ich nun schon auf dreifache Weise nach Pola hingewiesen bin? Zuerst neulich in Citta nuova, wo mir ein alter Bekannter, ein Offizier unter den Landtruppen, begegnete, an dessen treuer Meinung ich keine Ursache habe zu zweifeln, der mir die Frage zuflüsterte: ob ich nicht nach Pola zum dortigen Bischof gehen wolle, der mir vielleicht Manches sagen werde, das mich interessiren könne; dann zweitens schon dadurch, daß eben dieser alte Bischof ein Oheim meiner seligen Mutter, und mithin mein Großonkel ist, endlich jetzt durch das Gespräch des Schiffskapitäns. Laß uns jetzt beide, jedoch nicht ohne die nöthige Vorsicht, an die Reise nach Pola denken, die wir, sobald es ohne Aufsehen zu machen, geschehen kann, ins Werk setzen wollen.

Wir konnten wohl bemerken, daß wir auch in Rovigno nicht unbeaufsichtigt waren. Eine Art von Beamteten, ein geborener Venezianer, hatte sich, seit wir hier waren, öfters, wo wir öffentlich erschienen, zu unsrer Gesellschaft gedrängt; er schien sehr warmen Antheil an seinem „edlen Landsmanne" Marcello und an dem Fortgang unsrer Handelsgeschäfte zu nehmen, wieß uns auch einige Male Gelegenheiten zu vortheilhaften Geschäften zu, und fragte uns nicht selten, wann wir unser Schiff befrachten und die Handelsreise nach dem Orient antreten wollten? Da fand sich für uns eine sehr günstige Veranlassung, unsren Aufenthalt in Rovigno, ohne Verdacht zu erregen,

auf unbestimmte Zeit zu verlängern. Ein armenischer Kaufmann war mit seinem Schiffe, welches Erzeugnisse des Morgenlandes gebracht hatte, hier angekommen, und wünschte in möglichst kurzer Zeit europäische Waaren als Rückfracht nach Constantinopel einzunehmen. Er fand in der ganzen Stadt kein so vollständiges Lager dieser Art als das unsrige, schon zu gleichem Zwecke bestimmte es war, fragte bei uns an, ob wir ihm nicht, gegen einen nicht unbedeutenden Gewinn, unsern Besitz abtreten, und, da ja wohl unsre Reise nicht die gleiche Eile habe, als die seinige, uns auf anderm Wege wieder mit Waaren versorgen möchten. Mein weltkluger Freund stellte in Gegenwart mehrerer Handelsleute eine so übertriebene Forderung an den Mann, daß dieser alsbald von seinem Gebot abstund. Doch nur auf kurze Zeit, denn Marcello besuchte am Abend den Armenier, machte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit andre, annehmbarere Bedingungen, bat ihn aber zugleich, unsres Credits wegen, das Publikum bei der Meinung zu lassen, als sey man von dem ersten Gebot nicht viel abgegangen.

Wie sehr kannte mein junger Venezianer das damalige, tiefe Verderben seiner Landsleute. Es schien fast so, als ob die öffentlichen Auflaurer nur Solche als dem Staat gefährlich beachteten, welche sich durch Edelmuth und fleckenlosen Wandel auszeichneten, Die aber, welche den Lastern der niedersten Sinnlichkeit und Selbstsucht ergeben waren, ließ jenes Gesindel eher als seines Gleichen gelten, und hielt sie der geistig höher gehenden Unternehmungen für unfähig. Die hiesige größere, und leider auch verdorbenere Masse des Volkes belachte, auch wenn sie uns beneidete, die vermeintliche Ueberlistung des Fremden; man hielt uns für sehr geschickte und glückliche Kaufleute, und fand die

weitren Aeußerungen unsrer Gewerbthätigkeit, nach einem solch glücklichen Anfang derselben, ganz natürlich.

Unter dieser, wenigstens der Natur meines Freundes fremdartigen, Form der Kaufmannschaft machten wir von jetzt an manche kleinere und größere Reise auf der Halbinsel umher, handelten bald Oel, bald Wein, Honig oder Wachs ein, und hatten mit Hülfe unsres Hauswirthes einen so geschickten und ehrlichen Factor in Rovigno selber in Dienst genommen, daß unser Handel, im Kleinen wie im Großen, anfieng, seine Leute zu ernähren. Unter solchen Umständen konnten wir, schon etliche Wochen nach dem Tischgespräche mit dem Schiffskapitän, ohne Bedenken unsre Reise nach dem nahe gelegnen Pola antreten, um so mehr, da wir auf Mauleseln zu Lande, und durch einen Umweg dahin gingen. Wir waren am Mittag angekommen, Marcello hatte sich alsbald zu seinem Großoheim, dem alten Bischof, begeben, und mich darauf vorbereitet, daß er vielleicht erst spät, am Abend, wieder zu mir kommen werde. Ich war am Nachmittag allein ausgegangen, um mir die alten und neuen Merkwürdigkeiten des Oertleins, so wie seine Umgegend, zu besehen.

So wenig ich auch von dergleichen Dingen verstehe, rührt mich doch jederzeit der Anblick einer Macht und Herrlichkeit der vergangenen Jahrhunderte, in ihren Trümmern; mir ist es immer, als wollten diese Trümmer zu mir sagen: baue du auf andre Weise und mit andren Stoffen für die Ewigkeit, als der Menschengeist in und mit unsren Steinen gebaut hat, zugleich aber auch mich versichern, daß der Mensch dazu gemacht ist, mit seinen Werken nicht nur der diesseit des Grabes liegenden Zeit, sondern eines Nachkünftigen, zu gedenken. Pola, das jetzige, außer der Domkirche und dem sogenannten Palast des Bischoffes fast

nur aus Hütten bestehende Städtlein, in welchem noch nicht einmal tausend Bewohner ihr Obdach haben, nimmt sich freilich nur ärmlich neben und zwischen den prachtvollen Ruinen der alten, römischen Bauwerke aus, unter denen das ansehnlich große Amphitheater am meisten ins Auge fällt.

Die Sonne war schon nahe am Untergang, als ich in die Gemäuer dieses Gebäudes hineintrat. Ein einsamer Vogel sang auf den Zinnen der Ringmauern sein Abendlied, sonst war es so still, daß ich den Wiederhall meiner eignen Fußtritte auf dem steinernen Getäfel des Fußbodens vernahm. Ich fühlte mich in einer Stimmung der Seele, welche mich mehrmalen, in den entscheidendsten Augenblicken meines Lebens, besucht hat; mir war so still, so hingebend zu Muthe, als hätte mein Herz keine andren Worte, als jene des israelitischen Knaben: „rede Herr, denn dein Knecht will hören". Ich hatte mich auf einem der Marmorsitze, zwischen dem herabhängenden Gesträuch der blühenden Kappern niedergelassen und hörte dem lauten, wie eine Klage tönenden Gesange der Blaudrossel zu, da vernahm ich ein Geräusch von menschlichen Fußtritten.

Durch einen Eingang, der gerade unter meinem Sitze war, kamen jetzt zwei Frauengestalten herein; ich hörte, wie die eine auf Französisch zur andren sagte: hier ist kein Mensch, hier werden wir armen, gescheuchten Tauben wohl ein sichres, ungestörtes Ruhelager für die Nacht finden. Unwillkührlich verbarg ich mich hinter dem Gebüsch der wilden Feigen, das neben mir aus dem zerklüfteten Gemäuer hervorragte; ich hätte die beiden Sprechenden gerne mit meinen Augen gesehen. Sie setzten sich so, daß mir die Erfüllung dieses Wunsches ganz leicht ward; ich sahe nun, daß beide in jenes Gewand der Pilgerinnen

gekleidet waren, welches man öfters an den aus Jerusalem zurückkehrenden Frauen sieht; die eine war eine Dame von mittleren Jahren, noch jetzt aber mit allen Reizen einer Schönheit geziert, welche zugleich Ehrfurcht gebietet; die andre war ein lieblich blühendes Mädchen, welches seine ältere Gefährtin Mutter nannte.

Das Mägdlein legte sein Haupt in den Schooß der Mutter und weinte inniglich; seine Stimme und noch mehr seine Worte hatten für mich Etwas so Rührendes, daß ich mein Herz von einer noch niemals so tief empfundenen Theilnahme bewegt fühlte, ich hatte nur Ohren für diese Stimme, und Augen für dieses still weinende, schöne Mädchengesicht. Ich vernahm bald, daß diese beiden um einen verlornen Vater, Schützer und Versorger jammerten. Mutter, sagte die Jungfrau, es ist nicht die Pein des Hungers, oder die Sehnsucht nach einem sichren Obdache, und die Müdigkeit, in welche mich unsre lange Wandrung durch Wald und Gebüsch, so wie die letzten drei schlaflosen Nächte, versetzt haben, was mich an diesem Abend so gar wehmüthig stimmt, sondern es ist vor Allem die Sorge um dich und die Furcht vor jenen, nicht bloß leiblichen, sondern geistigen Gefahren, die du mich gestern ahnden ließest, als wir, nur durch Gottes besondren Schutz, den Händen der thierisch rohen Soldaten entgangen waren. Was soll aus dir, du arme Mutter, und was soll aus deinem Kinde werden, wenn uns nicht bald Hülfe kommt.

Die Mutter tröstete das geängstete Mädchen, mit einer Zuversicht und Kraft, wie sie nur das Vertrauen auf Gott der Seele geben kann; mir selbst wurde durch dieses Gespräch der viel erfahrenen Frau eine innre Stärke gegeben, welche mich in diesem Augenblick den rechten Gedanken, wie die rechte That finden ließ. Mein Gedanke

war: entweder diese Jungfrau da soll deines Lebens liebe Gefährtin werden, oder wenn das unmöglich wäre, keine Andre mehr, und die That, zu der ich mich entschloß, war die Hülfe, welche ich noch in demselben Augenblick den beiden Verlassenen anzutragen ging.

Ich war durch einen der oberen Ausgänge von den ringförmig herumlaufenden Sitzen, so leise als möglich hinabgestiegen, und trat jetzt, durch denselben Haupteingang, durch welchen die beiden Frauen hereingekommen waren, ihnen näher. Wie verschüchterte Lämmer sprangen sie beide auf und wollten durch einen andern, gegenüberliegenden Ausgang entfliehen, ich aber rief ihnen in ihrer Muttersprache die Versichrung zu, daß ich als theilnehmender Freund zu ihnen komme. Ich habe ihr letztes Gespräch gehört, sagte ich, und glauben Sie mir vorerst das Eine, daß ich Gott fürchte wie Sie, und daß ich lieber sterben wollte, als an solchen Seelen, wie die Ihrigen sind, eine Unlauterkeit beweisen. Ich bin ein Fremder an diesem Orte, so fuhr ich fort, wie Sie es sind, und ich bin selbst ein Fremdling in diesem Lande, aber mir fehlt es nicht an den Mitteln, das Elend meiner Mitfremdlinge zu erleichtern. Vertrauen Sie sich meiner Führung an; lassen Sie sich nur vorerst für heute von mir ein Obdach und eine Pflege anweisen, deren Sie so bedürftig sind.

Die beiden aufgescheuchten Tauben stunden still; sie sahen sich schweigend an, und als die Blicke der Jungfrau den meinigen begegneten, da war es, als ob zwei vieljährig sich verbundne Freunde einander die Hand reichten. „Ich hoffe, ja ich weiß es, sagte die Mutter, Sie sind der Retter und Helfer, den ich mir heute von Gott erbeten; denn unsre Noth ist sehr groß, und darum wohl auch,

weil wir darauf vertrauen, die Hülfe nahe. Wir wollen Ihnen folgen, wohin Sie uns führen.

Ich eilte voraus. Die Locanda, darinnen ich mit meinem Freunde das Nachtlager bestellt hatte, war nicht besonders geräumig, doch wußte ich, wie sehr in solchem Falle Marcello mit mir eines Sinnes sey; ich ließ eiligst unser Gepäck herabbringen in einen der unteren Räume, das obere, von uns schon in Besitz genommene, Geschoß wurde zur Aufnahme der Damen eingerichtet.

Du siehst es mir an, mein lieber Sohn, fuhr Herr Guillibaud in seiner Erzählung fort, daß ich nicht der Mann bin, der sich in seinem Leben mehrere Male leidenschaftlich, und ich möchte sagen bis zum Sterben verlieben kann, denn ich bin von ziemlich ruhigem Naturell; du hast es daher, schon von dem Augenblick an, wo ich dir von dem weinenden Mädchen sprach, das ich im Amphitheater von Pola sahe, gewiß errathen, daß diese Weinende deine nun baldige Schwiegermutter, meine edle Frau, und die andre, sie begleitende Dame, die gute Großmutter Gregoire war.

Ich hatte zwar die Beiden hinaufgewiesen in ihre Zimmer, und sie auf's Reichlichste mit allen nur in Pola zu habenden Erquickungen versorgt, ich war aber gleich darauf wieder herabgegangen in den, freilich etwas engen und unbequemen Verschlag, den uns der Wirth zum Ersatz für das obere Gastzimmer angewiesen hatte. Hier saß ich, wie Einer, der mitten im Meeressand einen kostbaren Schatz gefunden hat, von welchem er noch nicht weiß, ob er ihn behalten darf oder nicht, der aber dennoch, in Erwartung Dessen, das kommen soll, ängstlich bei seinem Funde wacht, als schon ziemlich spät bei Nacht, mein Freund kam. Er war, durch das, was er von dem

Bischof vernommen hatte, für uns Beide von fröhlichen Aussichten und Hoffnungen erfüllt; ich weiß, so sagte er, nun ganz sicher den Aufenthalt des Admirals, der dich zu deinem Ziel führen soll, so wie den meines Vaters; beide, hoffe ich, werden bald gerettet seyn. Ich hörte alle diese erfreulichen Nachrichten in einer, meinem Freund befremdenden, zerstreuten, ja fast untheilnehmenden Stimmung an, und erzählte ihm dann, was mir an diesem Nachmittage begegnet sey, beschrieb ihm die schönen Gäste, die von unsern Zimmern Besitz genommen hatten, mit solcher Wärme des Gefühles, daß er verwundert ausrief: Mensch, du bist verliebt, schlafe für's Erste deinen Seelenrausch aus, dann will ich weiter mit dir reden.

Ich vermöchte zwar überhaupt nicht zu sagen, ob ich in jener Nacht schlief oder wachte; das aber weiß ich wohl, daß mir der Seelenrausch, wie Marcello den Zustand meines Herzens nannte, während der Nacht nicht vergangen war. Wie Gewölke, die aus dem Meere aufsteigen und bald so, bald anders sich gestaltend, über das ebene Land nach den Bergen ziehen, waren Gedanken nach Gedanken, wie das tief bewegte Herz sie erzeugte, an meiner Seele vorübergegangen, und diese hatte den flüchtigen Traumbildern die verschiedensten Gestalten gegeben. Das feststehende Gebirge, nach welchem alle diese Wolken hinzogen und an dem sie sich sammleten, war das innige, heftige Verlangen, daß die fremde Jungfrau mir ihre Hand reichen, daß sie meine liebe Lebensgefährtin werden möge, wie und auf welchem Wege dies am leichtesten, am besten möglich sey, das hatte ich nach allen Seiten überlegt, Anreden und Fragen an Mutter und Tochter mir ausgesonnen, Pläne gemacht und wieder verworfen, jetzt aber, da der Morgen kam, und als mit dem klaren Lichte zugleich

die klare Ueberlegung zurückkehrte, welche das bunte Gebilde der nächtlichen Phantasieen festhalten wollte, da fielen alle meine schönen Pläne hinweg, wie die farbigen Schüppchen vom Flügel eines Schmetterlinges. Schwierigkeiten und Hindernisse jeder Art, dachte ich mir jetzt als möglich; sie stellten sich wie Mauern zwischen meinen Wunsch und meine Hoffnung, mir wurde so bang, daß ich mich leise aus dem Zimmer, in welchem mein Freund noch schlief, hinausbegab ins Freie, an das Ufer des Meeres.

In dem kleinen Hafen des Städtleins war noch fast Alles still und leer. Einige Fischer waren mit der Ausbeute ihrer nächtlichen Arbeit zurückgekehrt, und wuschen jetzt am Ufer ihre Netze; eine einsame Barke bewegte sich über die Bucht herüber und landete am Hafen an. Ich achtete, nur mit meinen Gedanken beschäftiget, wenig auf die Leute, welche in dem Fahrzeuge saßen und aus ihm herausstiegen, doch weckte mich aus meinem Traum ein lautes Zanken und Schelten, welches nahe bei mir sich Luft machte. Ein Mann mit tiefen Narben im Gesicht und mit einem Stelzfuß, übrigens aber von fester, kräftiger Haltung, schien die Hauptveranlassung zum Streit gegeben zu haben. Der Gegenstand dieses Streites war übrigens ein höchst alltäglicher und gemeiner. Der Mann mit dem hölzernen Beine wollte oder konnte den Schiffern nicht so viel für die Fahrt, die sie mit ihm gemacht hatten, bezahlen, als sie forderten, da wollten sie ihm sein Gepäck nehmen, er aber protestirte dagegen laut und heftig, weil das Gepäck nicht sein, sondern seines Herrn Eigenthum sey. Es schien zu Thätlichkeiten kommen zu wollen, wobei der arme Stelzfuß doch offenbar den Kürzeren gezogen hätte; ich trat deshalb näher und fragte die Schiffer, wie hoch sich ihre Forderung belaufe? Diese war,

für eine Fahrt von Parenzo bis Pola, keineswegs übertrieben, ich fragte deshalb den Andren, warum er sich der Bezahlung weigere? —

Warum? antwortete dieser, weil ich keinen Heller weiter im Vermögen habe, als die beiden türkischen Silbermünzen, die ich so eben hier den Leuten gab. Mit diesen wären sie auch zur Genüge bezahlt, wenn sie das Geld so hoch annehmen wollten, als es im ganzen türkischen Reiche steht, sie wollen es aber kaum um das Viertel seines Werthes nehmen. Ueberdies weiß ich auch, was in der Welt Gebrauch ist, und daß ein Seemann mit dem Andren es nicht so genau nehmen darf; ich wenigstens, so lange ich Seemann war, habe mich bei Leuten meines Gleichen, wenn sie meiner Dienste bedurften, niemals nach einer Bezahlung umgesehen.

„Nichts vor ungut, Herr", sagte einer der Schiffer zu mir, „wir sind arm und haben Weib und Kinder zu versorgen, wir können von unserm sauer verdienten Lohne nichts wegschenken." — Ich machte der Sache ein Ende, indem ich das ganze Fährlohn, so wie das Trinkgeld, das mir die Leute noch abforderten, bezahlte, und dem Invaliden seine beiden türkischen Münzen wieder zurückgeben ließ. Der Stelzfuß, fröhlich lächelnd, nahm sein weniges Gepäck unter den Arm, dankte mir mit Hand und Mund, und wollte gehen, da fragte ich ihn noch, ob er Hunger habe und vielleicht einen Bissen Brodes bei mir essen wolle. „Das nehme ich sehr dankbar an, mein lieber, junger Herr", sagte der Stelzfuß, „denn ich habe seit fast zwei Tagen nichts zu mir genommen, und weiß nicht, wie lange und wie weit ich mit meinen beiden ausländischen Geldstücken noch haushalten muß. Gott verläßt doch auch, das sehe ich, einen alten, einbeinigen Seemann nicht".

Ich nahm den Invaliden mit mir in unsre Locanda, deren Inhaber so eben vom Bette aufgestanden waren; mein Gast bekam, was die Vorrathskammer an kalter Küche darbot, und ließ sich Alles, vornämlich aber den Wein, ganz vortrefflich schmecken.

Indeß war mein Freund Marcello auch erwacht. Er lachte, als er mich beim Heraustreten auf den Vorplatz des Hauses mit der Bewirthung des Seemannes beschäftigt fand; ich sehe, sagte er, daß du neben unserm Handelsgeschäft auch noch eine Wirthschaft anlegen willst; einen guten, und ich meine zum Theil glücklichen Anfang dazu hast du, seit dem gestrigen Abend, schon gemacht.

Der Invalid, nach dem reichlichen Genuß des Weines, fieng an laut zu werden. Er erzählte dem Wirthe, der ihn fragte, wo er die tiefen Narben im Gesicht herhabe, von einer mörderischen Schlacht mit den Türken, bei welcher er auch mit gewesen, und gerieth dabei in so lebhafte Bewegung der Hände, in denen er so eben ein Messer hielt, daß sich seine aufmerksamen Zuhörer aus seiner Nähe zurückzogen.

Etienne, rief eine mir gar bekannt tönende, weibliche Stimme, von oben herunter, bist du da? Ich sahe mich um und erblickte, oben an der Treppe stehend, die liebliche Jungfrau, deren Bild meine ganze Seele erfüllte, und neben ihr die Mutter. „Ja freilich bin ich's selber, meine werthen Herrschaften, rief der Invalid hinauf, und wie danke ich Gott, daß ich euch hier finde. Aber, fügte er hinzu, ich hätte euch da etwas zu bringen, wenn's erlaubt wäre, auf ein Paar Augenblicke zu den Herrschaften hinauf zu kommen. Die Erlaubniß wurde ertheilt, und der alte Seemann, mit seinem Päcklein unter dem Arme, stelzte die Treppe hinan.

Fürwahr, sagte mein Freund zu mir, als wir allein waren, du hast keinen schlechten Geschmack, Willibald, das Mädchen ist schön wie ein Engel, und wenn ihr Gesicht und ihre Augen nicht lügen, auch eben so gut als ein Engel. Laß dir diese Beute, die du so glücklich zwischen den alten Gemäuern von Pola aufgejagt hast, nicht wieder entgehen; spanne alle Netze auf, um das schöne, weiße Reh für dich zu fangen und festzuhalten.

Aber, so erwiederte ich traurig, wer weiß von welch hohem Stande die Jungfrau ist, so daß ich mich keiner Heiraths-Werbung unterfangen darf, und wenn das auch nicht wäre, wird sie mich plumpen Burschen doch schwerlich haben mögen.

Ei was Stand, erwiederte Marcello, heut zu Tage schlägt der Geldsack, nicht die Lanze, den Knappen zum Ritter; um Geld sind Adel und Würden käuflich. Daß die beiden Frauen gerade nicht in glänzenden Umständen, sondern arm wie die Bettler und eines männlichen Schutzes höchst bedürftig sind, muß dir einleuchten. Du aber bist, mit dem, was dir noch künftig zukommen wird, reicher denn gar mancher hochadeliger Herr, und, das kann ich dir ohne Schmeichelei sagen, ein so hübscher Junge, als ich wenige gesehen habe. Obgleich deine Augen nur blau sind, werden sie doch nicht leicht einem Mädchenauge begegnen, das ihnen nicht gern zu andrer Zeit wieder begegnen möchte.

Etienne kam jetzt wieder herunter. Er faßte mich bei der Hand und führte mich hinaus in den Garten des Wirthes. Lieber Herr, sagte er zu mir, ich habe meinen Herrschaften zwar ein Päcklein gebracht, aber kein Geld war nicht darinnen. Ihr habt die beiden Damen gestern so reichlich erquickt, habt ihnen ein sichres Obdach verschafft,

habt

habt nun auch mich, den alten Knecht, gespeist und getränkt, aber wir haben kein andres Geld zum bezahlen, als meine beiden türkischen Münzen, und die möchten für eure Auslagen nicht weit reichen. Seht, so fuhr er fort, wir sind nicht arm. Wenn uns nur jemand Vorschuß darreichen wollte, zu einer Reise nach Ankona, wohin uns jetzt eben ein großes Anliegen führt, dort haben meine Herrschaften nicht bloß mächtige Freunde, sondern können auch Geld erheben, so viel sie wollen. Sicher dürft Ihr seyn, daß Ihr keinen Asper an uns verliert. Uebrigens weiß meine Herrschaft nichts davon, daß ich diesen Antrag an euch stelle, sondern die sitzen oben in ihrem Zimmer und fädeln, gleich Paternosterkügelchen, eine Sorge und eine düstere Einbildung an die andre an, da habe ich mich fortgeschlichen, um ein Mann ein Wort mit euch zu wagen.

Mein Freund, sagte ich, und wenn deine Herrschaft Tausende von mir begehrte, ohne mir jemals eine Wiedererstattung versprechen zu können, so wäre ich gern zu diesem Dienst bereit. Ich halte dafür, daß Gottes Hand mir diese Hülfsbedürftigen zugeführt hatte, und so thue ich, was ich an ihnen thue, gern um Gottes willen. Auch fehlt es mir nicht an Mitteln, euch zu helfen.

Lieber Herr, sagte Etienne, indem er mir treuherzig die Hand schüttelte, ihr sprecht wie ein braver Mann, und so werdet ihr auch handeln. Ich will nur jetzt hinauf zu meinen Herrschaften, die vielleicht allerlei Bedenklichkeiten dabei haben werden, und die Sache einleiten. In solcher Noth, meine ich, darf man nicht zu delikat seyn.

Man sagt mit Recht, daß starke Leute, die niemals krank waren, wenn sie dies einmal werden, nur um desto heftiger zu leiden haben. Ich meines Theiles hatte in meinem Leben noch niemals an Liebe gelitten, darum packte

sie mich jetzt, da sie über mich kam, desto gewaltsamer an. Die Furcht, daß die Geliebte meines Herzens vielleicht schon morgen, denn es war ein Schiff da, welches dorthin bestimmt war, nach Ankona abreisen möchte, und daß ich dann niemals sie wieder sehen werde, dann die Hoffnung, daß der kleine Dienst, den ich leisten wollte, eine Annäherung würde möglich machen, stürmten, wie entgegengesetzte Winde, auf das Schifflein meines Herzens ein, und wirbelten dasselbe in einem Kreise herum, aus welchem mir kein Entkommen möglich war.

Die beiden Damen kamen jetzt herunter, Etienne ging voraus. Sie traten hinein in den Garten; unter dem Schatten eines Lorbeerbaumes bot ich ihnen, auf den Marmorstufen, die vormals den Eingang zu einem römischen Tempel gebildet hatten, jetzt aber der Bequemlichkeit des Garteninhabers dienten, einen Sitz an.

„Sie haben sich", hub die Mutter an, „von dem ersten Augenblick, in welchem wir Sie sahen, uns als ein Retter, von Gott gesendet, kund gegeben, gegen einen Solchen darf und muß man Vertrauen haben. Was wir zunächst wünschen und bedürfen, ist nicht Geld oder Geldeswerth, obgleich wir beide auch einer solchen Hülfe bedürftig sind, sondern Rath und Beistand, wie ihn nur ein landeskundiger, muthiger Mann uns gewähren kann. Wir waren nicht immer so schutzlos und verlassen, wie Sie jetzt uns finden, sondern es sind noch nicht zehn Tage, da war der Gemahl und Vater bei uns, dessen starker Arm und muthiges Herz, dessen äußeres Ansehen und Vermögen uns bis dahin eine Burg waren, in der wir so manches Jahr sicher und geschützt gewohnt hatten. Man riß ihn von uns, weil er sich mit Kraft und Nachdruck der Rettung eines alten Freundes angenommen, der ihm seit

Jahren verbunden war; man führte ihn gefangen, wir wissen nicht wohin?

Wir warteten in Parenzo mehrere Tage, ich bot Alles auf, den theuren Gemahl zu befreien, Geld und eindringliche Bitten, wie Ermahnungen, welche ich, von einem Ort zum andren reisend, an alle Leute von Macht und Ansehen verschwendete; die traurige Folge meiner Bemühungen war die, daß man nun erst auf mich aufmerksam wurde, und selbst uns arme, wehrlose Frauen fast zu fürchten anfieng; man nahm Alles, was wir hatten, es war nicht von unbedeutendem Werth, in Beschlag, uns beide brachte man etwas tiefer landeinwärts, in ein Nonnenkloster, welches mitten in Bergen und Wald versteckt liegt. Ich weiß nicht, ob ich unsrem Retter, ohne ihn vielleicht etwas anders gegen uns zu stimmen, als er's bisher war das frei herausſagen darf, was man zum Theil hier in diesem Lande, wie wir bemerkt haben, mit einiger Ungunst betrachtet: wir sind nicht römisch-katholisch, sondern gehören zu den von Rom geschiedenen Christen. Wir verbargen dieses den Bewohnerinnen des Klosters nicht und wurden seitdem freilich mit einiger Zurückhaltung behandelt. Doch nicht dieses oder irgend eine andre Unbequemlichkeit des Klosterlebens, sondern nur die Liebe zu dem Gemahl und Vater hat uns zu dem allerdings kühnen Schritte getrieben, nach einem Aufenthalt von nur wenig Tagen aus den Klostermauern zu entweichen, und, von allen Geldmitteln entblößt, meist bei Nacht, den Weg hieher zu machen. In Pola, das hatte ich vernommen, gewahrt der Einfluß des frommen Bischoffes einen nicht unkraftigen Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten der Republik von Venedig, und von hier aus hoffte ich, würde mich auch niemand hindern, die Reise nach Ankona anzutreten,

wo ich für die Befreiung meines Gemahles etwas einzuleiten hoffe. Auch zu dieser Reise, höre ich, wollen Sie uns die Mittel darreichen; ich nehme dieses Darlehen aus Ihrer Hand, hoffentlich auf kurze Zeit, an. Aber unsre Sache duldet keinen Verzug. Eine Woche, ja ein einziger Tag, kann die Angelegenheiten unsres theuren Gefangenen an einen Abgrund führen, an dem sie auf immer verloren gehet.

Ich trage ein reiches Buch bei mir, das sind die Erfahrungen meines stürmevollen, und dennoch so glücklichen Lebens. In diesem Buche stehet auf gar mancher Seite geschrieben: daß, wenn Gott einmal anfängt die Banden unsrer Noth, die ja auch seine liebende Hand uns sendete, zu lösen, Er nicht abläßet von diesem uns beglückenden Werke, bis die Trübsal ganz gehoben ist. Er braucht dazu seine eignen Werkzeuge, durch welche er die That unsrer Erledigung beginnt und vollendet. Ein solches Werkzeug sind Sie uns gewesen, darum frage ich an: fühlen Sie sich vermögend und zugleich geneigt, mittelbar oder unmittelbar uns in der Befreiung eines unschuldig — ja wahrlich unschuldig — Gefangenen beizustehen; geneigt, auch für uns arme Hülflose, welche leider, selbst durch die Scheidewände der Kirche, von Ihnen getrennt sind, auf kurze Zeit zu sorgen?

„Was die Scheidewände der Kirchenbekenntnisse betrifft, erwiederte ich, so fallen diese zwischen mir und Ihnen hinweg, denn auch ich bin ein nicht römischer Christ, gleich Ihnen. Aber ich bin auch zugleich kein Sohn dieses Landes, sondern von Geburt ein Deutscher. Dennoch kommt Ihre Bitte, auf eine mir höchst merkwürdige Weise, dem entgegen und schließt sich ihm an, was mich seit mehreren Monaten auf's Angelegentlichste beschäftigt. Sie haben

sich mir vertraut, ich vertraue mich Ihnen wieder. Ich hoffe in wenig Wochen mehrere Gefängnisse gesprengt, und manche unschuldig Gefangene aus ihnen hervorgehen zu sehen, fröhlich wie die lieblich Träumenden".

So hat mich, sprach die Mutter, die Hoffnung nicht getäuscht, die mir, ich möchte wohl sagen, Ihre ersten Worte erregten, welche Sie gestern zu uns sprachen. Sie sind uns, so jung Sie auch sind, bis zum Tage seiner Befreiung an die Stelle des verlorenen Vaters gegeben, wir vertrauen uns, nächst Gottes Schutz, dem Ihrigen an, und sind bereit mit Ihnen zu bleiben oder zu gehen, ja Alles zu thun, was Sie zur Erreichung unsrer gemeinsamen Wünsche für das Beste halten.

Vorläufig, denn hierzu hatte mich schon mein Freund Marcello bestimmt, wurde noch ein Aufenthalt von einer, ja vielleicht von zwei Wochen in Pola beschlossen, denn von hier mußte, wie ich dies gleich weiter erwähnen will, der Ariadnefaden angeknüpft werden, der uns durch das Labyrinth unsrer Unternehmungen leiten sollte. Ich miethete noch an demselben Vormittag für die beiden Damen eine anständigere Wohnung, in einem in der Nähe des Amphitheaters gelegnem Landhause, dessen Besitzer seit mehreren Jahren mit seiner Familie in Florenz wohnte. Außer der weiblichen Dienerschaft, für deren Anwerbung ich sorgte, nahm sich der muntre Etienne aller häuslichen Angelegenheiten seiner Herrschaft auf's Eifrigste an; er wohnte, neben der Familie des Gärtners, unten im Erdgeschoß des Hauses.

Unsre gemeinsame Hauptangelegenheit nahm einen stillen, aber sichren Gang. Ehe ich jedoch von dieser rede, erzähle ich dir vorerst von dem Fortgang der besondren Hauptangelegenheit meines Herzens. Hierbei muß ich

gleich zum voraus erwähnen, daß meiner Liebe das Geschäft der Werbung um Gegenliebe nicht so schwer gemacht wurde, wie der deinigen zu Julien. Du kennst ja selber das heitre, offne, so gern sich mittheilende Naturell meiner guten Hausfrau Charlotte. Wie ein fröhliches, unschuldiges Kind hatte sie in wenig Tagen sich mir genähert; nicht nur ihre Blicke, sondern auch ihre Worte sprachen es unbefangen aus, welche herzliche Dankbarkeit sie gegen den Wohlthäter ihrer Mutter und den künftigen Befreier ihres Vaters empfände; meinem Herzen, das so gerne die fremde Sprache in seine eigne übersetzte, schien es, als ob die schönen Augen meiner Charlotte noch etwas Andres, denn bloße Dankbarkeit: als ob sie Liebe aussprächen.

Die Mutter hatte mir Einiges von ihren Reisen und den Schicksalen ihres Lebens, von ihrem Aufenthalte, einst an einem königlichen Hofe, zu einer andren Zeit in armen Hütten, erzählt, Vieles aber blieb mir dabei noch dunkel; ich wußte nicht einmal von welchem Stande die Familie sey, an welche ich mich schon so inniglich verbunden fühlte. Auch ich hatte, als wenn mich das Geheimhalten der Andern angesteckt hätte, Einiges aus meiner Lebensgeschichte erzählt, Vieles aber auch verschwiegen; namentlich, ich habe es später manchmal bereut, hatte ich die genauere Erwähnung meines Zusammenlebens mit meinem edlen, verstorbenen Herrn übergangen, weil ich mich schämte, mir diesen beiden vornehmen Damen gegenüber etwas von meinem früheren, dienenden Verhältniß merken zu lassen. Dieses aber hob ich desto stärker heraus, daß mich ein vornehmer, mächtiger, väterlicher Freund nicht nur schon bei seinem Tode in den Besitz eines ansehnlichen, baaren Vermögens gesetzt habe, sondern daß mir eine noch reichere Erbschaft aus seiner Hand bevorstehe.

Bei diesen Leuten hätte es eines solchen Hervorhebens meines äußeren Reichseyns nicht bedurft; sie sahen nicht auf Geld und Gut, sondern die tiefblickende Mutter nahm mich in eine andre, genauere Prüfung der Gesinnungen, welche ich, ohne es selber zu bemerken, bei ihr mit Glück bestund. Während jedoch das, was die Mutter, der meine Liebe zu ihrer Tochter, und die Zuneigung derselben zu mir nicht entgangen war, mit ihrer Prüfung eigentlich vorhatte, noch unter gar manchen Decken und Entwicklungen der Zukunft verborgen lag, hatten sich die Herzensangelegenheiten zwischen mir und Charlotten auf eine ungleich schnellere und freiere Weise entwickelt. Ich war mit dem lieben Kinde bald so vertraut geworden, wie mit einer Schwester, und eines Tages, während die Mutter mit meinem Freunde in angelegentlichem Gespräch war, wir beiden aber, weit vorausgeschritten, die kleine Anhöhe des Gartens erreicht hatten, von welcher man weit in das Meer hinausblickt, wagte ich kühnlich die Frage an sie, ob sie wohl einem solchen Manne, wie ich sey, ihre Hand zum Bunde der Treue für das ganze Menschenleben reichen möge? Sie antwortete, mit erröthenden Wangen und niedergeschlagnen, jedoch bald wieder heiter aufblickenden Augen ein ganz entschiedenes „Ja, wenn die Mutter es will", und wir beiden reichten uns — wir wußten, was wir uns gelobten — die Hand.

Als ich am andern Morgen die beiden Freundinnen besuchte, da fand ich die Mutter schon von dem, was gestern zwischen mir und Charlotten geschehen, unterrichtet. Ich hätte nicht geglaubt, sagte sie, daß ich jemals so schnell und so leicht mich den Gedanken einer Verbindung meiner Tochter mit einem Manne hingeben könne. Aber es liegt in der Liebe eine mächtig überredende Kraft. Mein gutes,

unschuldiges Kind ist nun einmal für Sie so eingenommen, daß sie auch meinen Willen mit hingenommen hat; ich gebe euch beiden in meinem, und, ich weiß ich darf dieses thun, auch in des abwesenden Vaters Namen, meinen Segen zu eurer künftigen Verbindung.

Ich erzählte das, was mir geschehen, noch an demselben Abend, es war der zwanzigste unsres Aufenthaltes in Pola, meinem Freunde. Ich kann dir nicht genug beschreiben, sagte dieser, wie sehr mir dieser rasche Ausgang deiner Liebschaft, in all meinen Plänen, zu statten kommt. Ein verheuratheter Mann ist ungleich mehr ein politisch unverdächtiger, harmlos erscheinender Mensch, als ein unverheuratheter. Ohnehin möchte, wenn wir jetzt Hand an die Ausführung unsres Planes legen, das Schicksal dieser Frauen uns viele Sorgen machen, wenn du dich nicht geradezu in ein hausväterliches Verhältniß zu ihnen stelltest. Nach Ankona würdest du sie nicht gern gehen lassen, und es ließen sich auch manche andre Gründe gegen diese Reise anführen; in Pola sie zurückzulassen, wenn unser Unternehmen uns gelingt, und die gemeinschaftliche Stunde der Errettung für uns und unsre lieben Gefangenen schlägt, halte ich auch nicht für rathsam; sie als Fremde, gar nicht zu uns Gehörige, mit uns an die Orte zu führen, an denen das Werk nun in Kurzem beginnen soll, wäre noch bedenklicher, und würde manches unnöthige und vielleicht sogar für uns gefahrliche Fragen über das Wer und Woher der beiden schönen Frauen erregen, darum ist es mein weislicher Rath, du lässest dich mit deiner Charlotte lieber heute als morgen von meinem Vetter, dem ehrlichen Bischof von Pola, oder einem seiner Geistlichen, zusammengeben, und die für dich wie für mich ihrem Stande und Zunamen nach bisher unnennbare Charlotte

bequemt sich dazu, als Madame Willibald benannt zu werden.

Ich mußte, so gern ich das hörte, über den kühnen Gedanken meines Freundes herzlich lachen. Was würde, sagte ich, die ernste, in allen ihren Worten und Handlungen so gemessene Mutter dazu sprechen, wenn sie uns so reden hörte!

Die Unterhandlung mit dieser, sagte Marcello, überlasse nur mir. Wie du, mit der Tochter in einer Uebereinstimmung der Herzen, stehe ich mit der Mutter in einer Einigkeit des Verstandes; sie wird meinen wohlbegründeten Ansichten nicht entgegen seyn.

Durch meinen Freund war ich auch mit dem ehrwürdigen, damaligen Bischof von Pola näher bekannt geworden. Auch er war ein Solcher, wie mein verstorbener Malteser gewesen; er wußte die Einheit des Glaubens mitten in der Verschiedenheit der Meinungen zu erkennen und zu ehren. Er war als Jüngling Kämpfer mit dem Schwert gewesen: tapferer Soldat, in mancher Schlacht, zu Wasser und zu Lande; jene Siege aber, welche er in und außer sich mit den Waffen des Geistes, die er später trug, errungen hatte, waren von höherer Art als die Thaten seines Armes. Er hatte eine besondre Vorliebe für die Deutschen, unter denen er bei seinem Aufenthalte in Florenz, in der Umgebung des dortigen, edlen Herrschers, dann in Wien einige ganz vorzügliche Männer kennen gelernt, und von denen er viel Gutes genossen hatte. Dieses Gute, das er einst von Deutschen genossen, suchte denn auch sein dankbares Gemüth bei jeder Gelegenheit an Leute dieses Volkes zurückzuerstatten; Menschen, welche etwa aus einer in der Nachbarschaft von Istrien gelegnen, deutsch redenden Provinzen kamen, um dort ein Unterkommen zu

suchen, oder ein Geschäft zu betreiben, brachten gewöhnlich Empfehlungsbriefe von ihrer deutschen Geistlichkeit an den trefflichen Bischof von Pola, von welchem so leicht Keiner ohne Rath und Hülfe, oder ohne weiter führende Empfehlungen hinweggieng.

Vor einiger Zeit war auch ein junger Deutscher aus einer etwas nördlicheren Gegend unsres Vaterlandes zu dem wohlthätigen Manne gekommen; er hatte keine Empfehlungen an diesen mitgebracht, aber die sehr hülflose Lage, in der er sich befand, war ihm für das Herz des guten Bischoffs eine hinreichende Empfehlung, als er, nur durch das Gerücht von der Milde desselben herbeigezogen, voll Vertrauen ihn um seine Hülfe bat. Ich will diesen Landsmann bei seinem Vornamen Rudolph nennen, denn der Zuname, welchen er als den seinigen angab, ist mir später sehr zweifelhaft geworden, so viel ist jedoch gewiß, daß er der Abkömmling einer adeligen Familie war, und eine äußere Erziehung und Bildung verrieth, wie sie gewöhnlich nur bei den höher gestellten Ständen gefunden wird. Wie Marcello mir erzählte, hatte der junge Deutsche, als er, fast im Aufzuge eines Bettlers, zum Bischof kam, diesem, mit einer, wie es schien, wahrhaft innigen Reue es gestanden, daß er durch eigne Schuld in seinen jetzigen Zustand gerathen sey. Er hatte durch eine Handlung, welche sein Wohlthäter nicht näher bezeichnete, das Leben, oder wenigstens die Freiheit, auf lebenslang verwirkt, und war nur mit Mühe der wohlverdienten Strafe entflohen; hatte sich, versteckt auf einem Donauschiffe, bis über die türkische Gränze gerettet dann, nach mannigfacher Noth, in welcher ihm, wie es schien, sein Herz weich geworden war, durch Slavonien und Kroatien hindurch gebettelt, bis er, leiblich wie geistig niedergebeugt,

hieher kam. Der gute Bischof hatte ihn gespeist und gekleidet, dann sein Gesuch um Aufnahme unter die venetianischen Landtruppen durch schriftliche Verwendung unterstützt; in dieser neuen Laufbahn hatte derselbe sich in Kurzem den einflußreichsten Männern der Halbinsel, und als er unlängst nach Venedig beordert gewesen, auch hier einigen der Mächtigsten so vortheilhaft empfohlen, daß er bereits zu einer ziemlich hohen Offiziersstelle befördert worden war.

Freilich konnte sich auch Keiner so leicht besser darauf verstehen, sich zu empfehlen, als dieser Rudolph; denn ich habe niemals einen Menschen von vielversprechenderem, glanzenderem äußeren Scheine kennen gelernt, als der seinige war. Ein, nach dem gewöhnlichen Maßstab, vollkommen schöner Mann, wußte er diesen leiblichen Vorzug noch durch eine gewisse, unnachahmliche Grazie zu erhöhen, worein er alle seine Bewegungen und Mienen kleidete. Er sprach die meisten neueren, europäischen Sprachen, vornämlich die französische, in großer Geläufigkeit und mit wahrhafter Eleganz, besaß überhaupt eine Gabe der Wohlredenheit und der Unterhaltung, wie sie nur selten gefunden wird; in allen seinen Gesprächen verrieth sich eine vielseitige Bildung und Kenntniß der Welt; es war ihm, wenn er mit innrer Aufregung sprach, eine wahrhaft hinreissende Gewalt über die Seelen seiner Hörer verliehen.

Dieser Mann befand sich eben damals, als wir dort waren, auf Urlaub bei seinem alten Wohlthäter und Gönner, dem Bischof, dessen Herz er ganz für sich eingenommen hatte, dessen Vertrauen er im höchsten Maaße besaß. Der gute Bischof stellte mir ihn als einen ausgezeichneten Landsmann vor, dessen Freundschaft es werth sey, daß man aus allen Kräften sich um sie bewerbe. Rudolph

kam mir mit großer Zutraulichkeit und Gefälligkeit entgegen, und in meiner und meines Freundes Gesellschaft lernte er auch Charlotten mit ihrer Mutter kennen. Diese Bekanntschaft schien für ihn von ganz vorzüglichem Interesse, er suchte von nun an jede Gelegenheit auf, um, wie er sagte, die Unterhaltung dieser höchst interessanten und liebenswürdigen Damen zu genießen, wußte sich sogar den Eintritt bei ihnen zu verschaffen, und kam so oft als man nur, ohne die Höflichkeit zu verletzen, ihn nicht hinwegweisen konnte, bald in Aufträgen des Bischoffes an die Mutter, bald mit kleinen Geschenken an Blumen oder Früchten für die Tochter.

Mir waren diese Zudringlichkeiten keineswegs gleichgültig, sondern sie bekümmerten mich sehr. Denn ich hätte blind seyn müssen, wenn mir's entgangen wäre, daß alle diese Besuche zunächst nicht der Mutter galten, sondern der reizenden Charlotte, obgleich sich Rudolph alle nur ersinnliche Mühe gab, eine seiner glänzenden Eigenschaften nach der andren vor den Augen der Mutter zu entfalten, und sich in die Gunst derselben einzuschleichen. Schien es mir doch sogar, als wenn auch Charlotte gegen den schönen, einnehmenden Offizier, welcher ihr an Stand und Bildung so viel näher stund als ich, nicht gleichgültig wäre; ich glaubte alle Zeichen einer entstehenden, ja einer wachsenden Zuneigung gegen meinen Nebenbuhler bei ihr zu bemerken, und, obgleich es mich hätte beruhigen können, daß ich ja schon das Wort der Verlobung von ihrem Munde hatte, traute ich dennoch dem jungen Herzen zu wenig Festigkeit zu, um der großen, feindlichen Macht zu widerstehen.

Dazu kam nun auch noch der Umstand, daß der gute Bischof selber die Werbung seines Lieblinges um Char-

lottens Gunst und Hand (denn er kannte aus vertrauter Mittheilung der Mutter die künftigen vortheilhaften äußern Verhältniße des Mädchens) aus allen Kräften unterstützte. Er lud Mutter und Tochter, dazu freilich auch mich und meinen Freund, öfter zu sich in seinen schönen, großen Garten ein, und suchte bei solcher Gelegenheit immer eine Annäherung zwischen Rudolph und den beiden Damen zu vermitteln. Da der gute Mann keine Ahndung davon hatte, in welchem Verhältniß ich mit Charlotten stund, denn die Mutter hatte uns ein Geheimhalten unsrer Verlobung zur Pflicht gemacht, mußte ich selbst einmal, als der Offizier nicht zugegen war, Zeuge davon seyn, wie er gegen die Mutter ganz unverhohlen mit dem Wunsche hervortrat, daß sie doch zu ihrer Stütze und Freude jenen Mann in ein näheres Bündniß aufnehmen möge, welches dadurch geschehen könne, daß man die beiden jungen Leute, welche sich beide nicht abgeneigt schienen, mit einander vermähle. Er selber, so fügte er hinzu, wolle gern zur Aussteuer seines jungen Freundes und der für diesen Augenblick mittellosen Braut das Seinige beitragen. Ja, er wendete sich an mich, dem jedes seiner Worte ein Dolchstich war, und ersuchte mich, die Werbung meines Landsmannes bei diesen Damen, deren Vertrauen ich besäße, zu unterstützen. Die Mutter, in sichtbarer Bewegung, antwortete ausweichend, und das Gespräch wurde, als jetzt Rudolph hereintrat, unterbrochen.

Wie verschieden sind doch die Gefühle, welche die eine Sonne der Liebe wirkt. Angenehm wärmend und belebend, wie die Morgenstunden eines Frühlingstages, wenn sie ungehemmt ihre Strahlen auf die Seele fallen läßet, brennend und zerstörend, wenn, in den Fieberanfällen der Alles vergrößernden Eifersucht, jene Strahlen, wie durch

ein Brennglas, sich brechen. In der That, mir war es innerlich wie Einem, der sich am ganzen Körper im heftigen Feuer, oder durch siedendes Wasser verbrannt hat; der glühende Schmerz, der mich peinigte und verzehrte, konnte durch Nichts gefühlt und gelindert werden.

Ich hätte mich gern von Charlotten, die ich mir in meinem kranken Wahne als eine Treulose dachte, zurückgezogen, aber ich konnte dies immer weniger. Wie ein angeschmiedeter Wächter bei einem Pulverthurm, den eine nahende Flamme in jedem Augenblick zu entzünden drohete, belauschte ich mit den bänglichsten Gefühlen, so weit mir es nur möglich war, jede Bewegung der beiden Damen und Alles, was zu ihrem Hause aus und eingieng, besuchte sie, so oft ich dies nur durfte; aber, entweder drängte sich dann auch gewöhnlich mein furchtbarer Nebenbuhler hinzu, oder, wenn ich auch auf Augenblicke mit den Frauen allein war, fühlte ich meine Zunge wie gelähmt, ich konnte nur einzelne Worte hervorbringen, welche mir neben den glänzenden Einfällen und witzigen Reden meines Landmannes ungemein arm und abgeschmackt vorkamen; ich konnte, durch das peinliche Schweigen hindurch, welches die Unterhaltung oft lange unterbrach, das Klopfen meines Herzens hören; mit den Worten zugleich, so war mir's, wollte der Odem stocken.

Die innre Zerstörung mochte sich auch äußerlich an mir verrathen. Der treue Etienne sahe mich einst stehen, als ich, wie in der Angst eines Verbrechers, mit meinen Blicken den Schritten der beiden Damen durch den Garten folgte. Was habt Ihr denn, junger Herr? sagte er; wahrhaftig Ihr kommt mir, nehmt mir's nicht für ungut, seit etlichen Tagen wie nicht recht eurer mächtig vor. Geht, denn das merke ich längst, auf Freiersfüßen und liegt vor dem

Hafen so stille, wie ein Schiff, dem der Sturmwind Steuerruder und Segelstange zerbrach; solltet fröhlich seyn wie ein Kaiser, über all die guten Hoffnungen, die Ihr habt, und laßt den Kopf sinken, wie ein armer Seemann, dem sein Schiff mit Mann und Maus im Meer untergegangen ist.

Lieber Etienne, sagte ich, stecke deinen Scherz wieder ein. Was sollten denn das für gute Hoffnungen seyn, die mich so fröhlich stimmen könnten, wie du mich haben möchtest? und wie käme ich zu den Freiersfüßen?

Ei, sagte Etienne, macht mich doch nicht blind. Wenn ich als Schiffsjunge oder als Matrose oben im Mastbaume hieng, und nach dem Lande so wie nach jedem aufsteigenden Gewölk hinausschaute, da habe ich wohl ordentlich sehen, so wie alle Zeichen von Wind und Wetter kennen gelernt. Wie bei euch die Sache steht, daß Ihr mit dem günstigsten Winde gegen das Herz meiner jungen Herrschaft hingesegelt seyd, und daß Ihr in Kurzem werdet rufen können: Land, Land, das weiß ich gar wohl, und kann darum nicht einsehen, weshalb Ihr so betrübte Mienen annehmt.

Guter Etienne, sagte ich, wenn ich auch, wie du behaupteſt, wirklich mit günstigem Winde mich dem Hafen meines Friedens genahert hatte, so bin ich doch jetzt durch einen furchtbaren Sturm wieder hinausgeschleudert ins weite, wilde Meer.

Pah, sagte der Stelzfuß, ich merke schon, was ihr sagen wollt. Ihr meint wohl gar, der hohle Windbeutel von Offizier habe euch das Herz meiner jungen Herrschaft weggekapert? Da seyd Ihr weit aus der Fahrstraße hinaus. Der hat weder bei der Mutter noch bei der Tochter ein sonderliches Glück gemacht; ich weiß es am besten, wie

gern man, wenn's wegen des alten Bischoffs angienge, seine Besuche abwiese, und wie ungern er von den Herrschaften gesehen wird, während man dagegen euch immer gern sieht.

Weißt du das auch gewiß? Etienne, fragte ich, freudig bewegt.

Mein gesundes Bein setze ich euch zum Pfande dafür ein, antwortete der Stelzfuß.

Die Zuversichtlichkeit und gute Laune des muntren Invaliden hatte mich auf ganz unbegreifliche Weise ermuthigt, obgleich ich auf seine scherzhaften Reden kein recht volles Gewicht legte. Ich gieng in den Garten und suchte die beiden Frauen auf. Ich war unbefangener und heitrer, als ich's seit vielen Tagen gewesen, und wie ein Echo der rufenden Stimme, kam mir auch aus Charlottens Wesen heitre, freundliche Vertraulichkeit entgegen. In ihrem, keiner Verstellung fähigem, Gesicht sprach sich unverholen die Liebe der Verlobten zu ihrem Bräutigam aus.

Der böse Dämon der Eifersucht war jetzt, so meinte ich, auf immer von mir gewichen. Ich selber hatte es vernommen, wie die Mutter den Offizier, wenn er, wie gewöhnlich, zum Besuch kommen würde, für heute ganz abweisen hieß, zugleich hatte sie sich mit uns in einen Theil des Gartens begeben, in welchem sich in der Regel die Familie des Gärtners aufhielt, und in deren unscheinbarer Verborgenheit kein solcher Gast die vornehmen Damen aufsuchte. Gleich wie trunken von meinem Glücke kehrte ich nach diesem so glücklich hingebrachten Nachmittag am Abend heim, zu meinem treuen Marcello.

Höre, sagte dieser, als ich zu ihm ins Zimmer eintrat, du kömmst mir gerade recht, um meinen Unmuth, welcher eigentlich einem Andren gilt, an dir, seinem Landsmanne

manne auszulassen. Dieser Deutsche da, der Offizier, kann uns durch die kindlich harmlose Verblendung meines guten Großoheims, des Bischoffs, noch Allen gefährlich werden. In der festen Meinung, daß Rudolph in Kurzem Charlottens Gemahl und hierdurch ein bereitwilliger, Alles aufopfernder Schützer und Befreier seines gefangenen, künftigen Schwiegervaters werden solle, hat der wohlmeinende, hierinnen aber schwache Greis schon angefangen, jenem Menschen Mittheilungen zu machen, welche ihn, wenn er nur noch einiges Wenige dazu erfährt, zu einem Mitwisser unsres gefährlichen Geheimnisses werden lassen. Und, mit aller Achtung von der sonstigen Ehrlichkeit der Deutschen gesprochen, diesem Deutschen da traue ich so wenig, als dem ärgsten Schelm in Venedigs Gassen. Er ist es, dies sage ich dir im Vertrauen, der es durch seine Ränke dahin gebracht hat, daß jener mit Recht vielgeschätzte Oberst, von welchem neulich der alte Seekapitän erzählte, seinem Regiment entrissen wurde. Ich sehe mich jetzt genöthigt, einen noch engeren Kreis der verborgenen Pläne und Verabredungen zu bilden, als der bisherige war, aus welchem ich selbst meinen guten Bischof von Pola und vor der Hand auch dich ausschließe, und niemand aufnehme, als deine männlich feste, verständige, tiefblickende künftige Schwiegermutter. Nur Eines sage ich dir, weil du da auch dabei seyn mußt; ein Hochzeitsmahl allein, in kürzest möglicher Zeit, kann uns vor einem Leichenmahle bewahren; bist du nicht binnen wenig Tagen Charlottens Gemahl, so bringt dich dieser Schuft von Landsmann um deine Braut, mich aber und manchen andren ehrlichen Mann, ja vielleicht selbst dich, um Freiheit und Leben.

Marcello hatte dieses Alles mit einer Bitterkeit und Heftigkeit gesagt, welche sich noch mehr in Stimme und

Mienen, als in dem Sinn seiner Worte kund gaben. Ich war über das Ende seiner Reden eben so sehr erschrocken als erfreut. Für heute ließ er sich Nichts weiter abfragen, ich mußte die Unruhe, welche er in mir aufgeregt hatte, mit mir auf das Lager der Ruhe nehmen.

Mein böser Dämon schien durch die guten Stunden des gestrigen Tages verscheucht; heute kehrte er in voller Stärke wieder. Ich wollte die theuren Freundinnen am Vormittag besuchen, man sagte mir, daß sie ausgegangen seyen, und selbst den treuherzigen Etienne konnte ich nicht finden. Am Mittag, das wußte ich, waren die Damen, und mit ihnen mein Freund Marcello, eingeladen, zur Tafel des Bischoffes, in seinem nahe bei der Stadt gelegnen Landhause; mich hatte man nicht zu dieser Gesellschaft geladen, ich sollte mich aber, so ließ mich der Bischof ersuchen, am Nachmittag, im Garten seines Landhauses, zu einem traulichen Gespräche, bei einem Glase Wein und Früchten, einfinden. Mich quälten, während der Stunden, die bis dahin verstreichen mußten, unbeschreibliche Angst und Sorgen. Die Worte meines Freundes, er, der Landsmann, bringt dich um deine Braut, waren mir allein von Allem, was er sonst gesprochen, im Herzen geblieben; jedes Tröstliche, das noch dabei war, hatte ich vergessen. So gieng ich, zur bestimmten Stunde, hin nach dem Landhause des Bischoffes.

Ich fand die Gesellschaft im Garten. Aber, du mein lieber Sohn bist niemals eifersüchtig auf deine Julie gewesen, und wirst es auch, denn ich wüßte nicht wie es zugehen sollte, niemals seyn, darum kannst du dir es auch niemals, weder jetzt noch künftig, vorstellen, wie mir zu Muthe war, als das erste, das ich unter dem Schatten der Orangenbäume erblickte, Charlotte war, welche an der

Seite des Offizieres gieng. Dieser warf, wie mir schien, einen verächtlichen, triumphirenden Blick auf mich, das Mädchen schlug die Augen nieder, wahrscheinlich weil sie meinen Blick nicht mehr zu ertragen vermochte. Ich wankte vorüber, ohne mich nach Dem, was mich so zerschmettert hatte, noch einmal umzusehen; in kleiner Entfernung von dem jungen Paare begegnete mir die Mutter, die an der Seite des Bischoffes gieng. Auch sie schien mich nicht bemerken zu wollen, der Bischof aber begrüßte mich kalt. Ich schlich mich in einen fernen Winkel des Gartens, wo ich in der Nähe eines Springbrunnens, auf der vom Gebüsch versteckten Bank, mich setzte. Die Tropfen, welche vom Springbrunnen herunterfielen, erschienen mir wie Thränen, das Geräusch des herabfallenden Wassers wie Töne einer Klage; ich aber weinte und klagte nicht, ich saß, wie erstarrt, ganz stumm und still da.

Wie lange ich so in stummen Schmerz gesessen, das weiß ich nicht. Auf einmal weckten mich aus meinen düstern Träumen ein leiser Schlag auf meine Schulter, und die wohlbekannte Stimme meines Freundes Marcello. Siehe da, rief er aus, Freund Willibald, wie treffe ich dich hier so zerflossen, wie das Eis im Sommer; schickt sich solche Stimmung für einen Bräutigam, der morgen oder übermorgen Hochzeit machen soll?

Wie magst du doch, erwiederte ich, einen zum Tode betrübten Menschen noch so tief mit deinem Spotte kränken; ein armes zerstoßenes Rohr noch vollends ganz mit Füßen zertreten; meinst du denn, ich habe den Triumph meines Feindes und Nebenbuhlers nicht bemerkt, und die Erfüllung deiner gestrigen Vorausfagung: daß dieser Mensch mir das ganze Glück meines Lebens entreissen werde? Die Wunde ist nun geschlagen, darum lasse sie ruhig aus-

bluten, ohne sie durch hineingestreutes Salz nur schmerzlich zu reitzen.

Mensch, sagte Marcello, du weißt nicht was du sagst. Es geht dir wie so Vielen, die der Frost, den sie vorher erduldet haben, erst dann recht anpackt und durchschüttelt, wenn sie schon in die Nähe des wärmenden Ofens gekommen sind. Geh' heraus aus deiner selbstgegrabenen Höhle, du tief Betrübter, und stelle dich an die schöne, wärmende Sonne. Eben jetzt in dieser Stunde hat dich Charlottens Mutter vor den Ohren des gutmüthig zudringlichen Bischoffes, so wie vor Rudolphs und den meinigen, nicht nur als den erklärten, festbestimmten Bräutigam ihrer Tochter genannt, sondern hat zugleich hinzugefügt, daß schon an einem der nächsten Tage eure Vermählung solle gefeiert werden, und deine Braut, als der Bischof sie fragte, ob diese Verbindung ihre freie Wahl sey, hat es freudig bejaht, und hinzugefügt, daß sie nie einem andren Manne, als dir, ihre Hand reichen möge.

Einigen Dank von deiner Seite habe ich mir wohl bei dieser Gelegenheit verdient, denn ob ich dir gleich gestehe, daß bei allen meinen Handlungen der leitende Hauptstern, nach dem ich mich richte, die Rettung meines Vaters ist, habe ich doch auch nach Kräften dabei für meinen Freund Willibald gesorgt. Ich bin es gewesen, der die Mutter deiner Charlotte zu dem freilich nothwendigen Entschluß bestimmt hat, eure ganz nahe Verbindung zuzugeben, und sogar öffentlich zu erklären; in Gesellschaft der beiden Damen habe ich heute Vormittag ein Schiff besehen und bereits gemiethet, das uns, wo möglich morgen, von Pola hinwegführen soll. Denn unser Werk ist jetzt hier vollendet; unsres Bleibens ist nicht mehr. Die Fäden, welche hier angeknüpft werden sollten, sind angesponnen, selbst

der alte treue Diener des Admirals, wie mir scheint muß die Mutter deiner Charlotte ihn schon früher gekannt haben, ist aufgefunden und wird uns morgen begleiten; du hast noch die Zeche bei den Wirths- und Hausleuten für dich und alle deine Gäste, ich aber die bei meinem guten, alten Großoheim, dem Bischof, zu bezahlen, denn diesen darf ich nicht, ohne ihn vollkommen beruhigt und ausgesöhnt zu haben, verlassen; er ist dieser Liebe werth. Für heute sind freilich er und seine Gäste sehr verstimmt auseinander gegangen; die Erfrischungen, welche drinnen im Gartensaal aufgestellt sind, wird heute schwerlich einer von Denen kosten, für die sie bestimmt waren. Auch dir rathe ich, deinen Durst nicht hier in diesem Garten, sondern in der Gesellschaft der Deinigen — wie lieblich muß dir dieses Wort klingen — zu stillen. Ich weiß, sie erwarten dich.

Ich wußte in der That nicht, ob ich gienge oder flöge, als ich jetzt nach Charlottens Hause eilte. Die beiden Damen konnten es an meinen vor Freude leuchtenden Augen, und aus allen meinen Mienen und Bewegungen merken, welche Worte des Dankes und der innigsten Liebe sich in meiner Brust bewegten, ohne daß sie, weil sie gar so groß waren, den engen Ausgang nach der Zunge finden konnten. Ich merke wohl, sagte die Mutter lächelnd, Sie haben mit Marcello gesprochen und wissen Alles. Nun wohl, ich begrüße Sie als meinen lieben Sohn, und Charlotte als ihren nahe künftigen Gemahl, und in meinem wie in des abwesenden Vaters Namen gebe ich euch meinen Segen zu eurer Verbindung. Ich küßte der theuren Mutter ihre segnende Hand, Charlotte lehnte ihr Haupt an meine Brust und sagte: Gott Lob, daß nun dein Kummer um mich, den ich dir wohl anmerkte, von seiner Wurzel aus gehoben ist.

Für den andern Mittag war die Abfahrt unsres Schiffes angesetzt. Selbst der ehrwürdige Bischof, mit welchem Marcello noch lange vertraulich gesprochen hatte, entließ mich freundlich und gab mir beim Abschied seinen väterlichen Segen. Meinen Landsmann, den Offizier, sahe ich an diesem Tage nicht mehr, und möchte ich ihn doch auch später niemals mehr gesehen haben! Ich erfuhr später, daß auch dem Bischof durch Marcello's, seines treugesinnten Verwandten, Mittheilungen die Augen über den wahren Werth seines bisherigen Lieblinges in etwas aufgegangen waren, und daß beide, am darauf folgenden Tage, einen ziemlich kalten Abschied von einander nahmen. Uns aber begünstigte von außen wie von innen ein freundlicher Himmel; wir landeten schon am andern Morgen vor Aufgang der Sonne in dem für uns bereits heimathlich gewordnen Rovigno.

Die Frauen waren noch in ihrer Kajüte, Marcello und ich, in Begleitung des mit uns aus Pola gekommenen Dieners des alten Admirals, eilten nach der Stadt. Von diesem treuen Diener Giuseppe werde ich bald noch mehr zu erzählen haben, einstweilen erwähne ich nur, daß er es war, durch welchen die neue Einrichtung, welche ich jetzt zu treffen hatte, so schnell und so gut gelang. Sein Herr, der Admiral, besaß außer jenem, das ich in den ersten Stunden meines hiesigen Aufenthaltes besucht hatte, noch ein andres Haus, welches nicht von Taubstummen und von Hunden bewacht war, sondern von dessen großen, bequemen Räumen nur ein alter Priester, ein vertrauter Freund des Admirals, einen kleinen Theil inne hatte. Die Wohnung dieses Mannes war im Erdgeschoß, das sie noch nicht zur Hälfte einnahm; die oberen Zimmerreihen sammt zwei großen Seitenflügeln des Hauses stun-

den leer; an das Ende des einen dieser Seitenflügel war eine Kapelle angebaut, zu welcher der Haupteingang von der Straße aus hereinführte; in dieser Kapelle las der alte Priester täglich seine Messe. Die Lage des Hauses, am Ende der Stadt, gegen den Strand hin, gestattete eine freie Aussicht nach dem Meer und seinem buchtenreichen Ufer; aus den gegenüberliegenden, östlichen Fenstern des großen Saales erblickte man die Reihen der Felsenhügel und Berge, welche die Halbinsel von Nord nach Süd durchziehen.

Das Haus war mit allen Bequemlichkeiten zum Empfang für Gaste versehen, obgleich in seinen gastlichen Betten schon seit mehreren Jahren, seitdem der Admiral sich so ganz in die Einsamkeit zurückgezogen, Niemand mehr der Ruhe, an seinen Tischen Keiner mehr der Bewirthung genossen hatte. Denn nur der alte Hausherr pflegte, wenn er in Rovigno war, täglich durch diese vereinsamten Räume hindurchzugehen, alle Fenster zu öffnen, und mit seinem gewöhnlichen, ernsten Schweigen hinauszublicken nach den auf dem Meere fahrenden Schiffen. Je größer das Schiff war, desto aufmerksamer folgte ihm sein Blick; durch das Fernrohr musterte er ein solches schwimmendes Gebäude in allen seinen einzelnen Theilen; der alte Seemann lebte, das merkte man, wenn auch nicht mit dem Leibe, doch im Geiste, noch ganz im Kreise des vormaligen Geschäftes, welchem er einst so ganz zugethan gewesen, und dem er nun auf so schmerzliche Weise entrissen war. So viel man erfuhr, war auch dieses Landhaus der einzige Ort, wo der Alte sein sonst so tiefes Schweigen zuweilen brach; denn der alte Freund, der schon erwähnte Priester, hatte den Schlüssel zu seinem Herzen. Auch mit dem treuen Diener redete er hier zuweilen anders, als durch Winke und

Zeichen, und es verdient als eine weitere Sonderbarkeit des Mannes erwähnt zu werden, daß er dann am geneigtesten zu einer wörtlichen Mittheilung war, wenn draussen in der Luft und auf dem Meere die heftigsten Stürme und Ungewitter tobten. Er blieb dann öfters, bis tief in die Nacht, an den geöffneten Fenstern stehen: daß der Wind ihm alle Lichter verlöschte, daß der Regen in Strömen herein in die Zimmer rann, schien er nicht zu bemerken.

Giuseppe, der Diener des Admirals, hatte die freie Gewalt über die Schlüssel dieses Hauses, welche sich in dem andren, mitten in der Stadt gelegnen Hause fanden. Als man uns heute, abermals erst nach langem Pochen, die Thüre zu diesem öffnete, da empfieng uns nicht, wie neulich mich, das furchtbare Concert des Hundegebelles; die treuen Thiere sprangen voll Freude gegen Giuseppe hin, der schon durch Bewegungen seiner bald liebkosenden, bald drohenden Hand jede feindliche Bewegung derselben gegen uns Fremde unterdrückte; auch die beiden Taubstummen kamen herbei und bewillkommten den lange abwesend Gewesenen, mit fröhlichen, obwohl unharmonischen Tönen; das alte Mütterchen weinte vor Freude, als sie ihn sahe, obgleich er ihre Fragen nach dem Herrn nur mit einem stummen Achselzucken beantwortete.

Man legte sogleich Hand an die Einrichtung unsrer künftigen Wohnung; nach wenig Stunden war das Nöthigste geschehen. Ich hatte meine liebe Braut und die Mutter vom Schiffe abgeholt; Marcello, als hätte er eine nöthige Bestellung zu machen, war vorausgegangen; ich wollte mit den Frauen zur gewöhnlichen Thüre in das Haus gehen, da trat uns Marcello entgegen, und, nachdem er einige leise Worte mit der Mutter, die von Allem

schon unterrichtet war, gesprochen, bat er uns, vorerst noch einen andern Gang mit ihm zu machen. Dieser Gang war, um das Haus hinum, nach der Kapelle gerichtet, wo der alte Priester, der Freund des Admirals, unsrer wartete, und über das Ehebündniß zwischen mir und Charlotten den Segen der Zeit und der Ewigkeit aussprach. „Nun erst, sagte Charlotte nach der Vollendung der heiligen Handlung zu mir, weiß ich ganz, wie lieb ich dich habe. Mir ist es, als sey vor dem geheiligten Altare die Neigung, welche vorher nur in dem sterblichen Herzen wohnte, tiefer hineingedrungen in ein innres Heiligthum der Seele, das vom Tode nicht zerstört wird, und als habe sie erst jetzt ihre Wurzeln in die Ewigkeit hineingeschlagen und recht selige Kräfte des Himmels in sich aufgenommen".

Drinnen im Hause fanden wir durch Marcellos Veranstaltung, bei welcher Etienne und Giuseppe treue Gehülfen gewesen, ein kleines Hochzeitsmahl bereitet. Als Gäste hatten sich der alte Priester so wie unser früherer Hauswirth, der Glashändler, mit den Seinigen eingefunden. Etienne und Giuseppe bedienten uns und unsre Gaste; während jedoch der Stelzfuß, besonders seitdem er einige Gläser geleert hatte, bei der besten, heitersten Laune war, schien Giuseppe wie von einem tiefen Kummer bewegt; er machte sich öfter, als es nöthig gewesen, an der meiner lieben Braut gegenüber stehenden Seite der Tafel ein Geschäft, und betrachtete dann Charlotten mit tiefer Wehmuth. Ich bemerkte die Thränen, die über seine Wangen herabliefen, winkte ihn zu mir und fragte ihn leise: Giuseppe, was fehlt dir? Ach, erwiederte er, Ihr müßt mir das verzeihen, lieber Herr; an eurer Braut fällt mir eine gar große Aehnlichkeit auf; eine Aehnlichkeit, welche

Erinnrungen an vergangene Zeiten aus ihrem Grabe hervorruft, bei deren Andenken ich jedesmal nicht nur gemeine, sondern blutige Thränen weinen möchte.

Die Mutter, welche neben mir saß, hatte Giuseppes Worte vernommen. Auch sie konnte einer plötzlichen Erschütterung der Wehmuth nicht widerstehen; sie verbarg und trocknete eilig ihre Thränen, mit dem vor die Stirn gehaltnen Tuche, sprach einige Worte zu Giuseppe, in einer, wenigstens mir unbekannten Sprache (es war, wie ich später erfuhr, Neugriechisch), und fügte dann auf Italienisch die Ermahnung hinzu, heute, am Tage und bei dem frohen Mahle einer Hochzeit, nicht des Vergangenen, sondern des, hoffentlich fröhlichen, Künftigen zu gedenken.

Möchten doch dieses die einzigen Thränen des Schmerzens gewesen seyn, welche den heitren Himmel des ersten Jahres unsrer in sich selber so glückseligen Verbindung trübten; aber sie waren nur leise Vorzeichen einer großen Fluth des Jammers, welche bald über uns hereinbrechen sollte.

Sowohl Marcello als ich, und mehr noch denn ich die sehr verständige Mutter, waren in der Betreibung des Werkes, das uns hier am meisten anlag, nicht müssig gewesen; wir hatten Fäden der Verbindungen in Menge angeknüpft, aus denen sich bei einer hoffentlich nicht mehr fernen Gelegenheit eine Strickleiter bilden ließ, an welcher alle unsre lieben Gefangenen zu uns heraus ins Freie steigen sollten. Marcello wußte jetzt ganz bestimmt den Ort, an welchem sein Vater und Bruder im Gefängniß schmachteten; er und die Mutter wußten auch, wo mein Schwiegervater und der alte Admiral zu finden seyen; seltsam aber war es, daß wir Alle, Eines gegen das Andre, ein gewisses Geheimniß bewahrten.

„Ihr seyd glückselige, unschuldige Kinder", sagte Marcello, „dich und Charlotten darf man nicht mit der Last eines Wissens um Dinge beschweren, die euch so fremd sind, und so fern liegen, als dem Singvogel das Geschäft eines Streitrosses. Wenn es einmal so weit gekommen ist, daß die Thore des Geheimnisses aufgehen, dann sollt ihr die Ersten seyn, welche wir hineintreten lassen."

So wie mein guter Marcello, ließ mir selbst und nicht bloß mir, sondern auch Charlotten, unsre theure Mutter eine Menge Rathsel ungelöst, die sie uns in einzelnen ihrer Worte und Aeußerungen aufgab. „Fange ich doch an", sagte Charlotte, deren ganzes Herz vor mir offen da lag, „seit einiger Zeit daran zu zweiflen, ob diese guten Eltern, welche mich, so weit ich mir's nur denken kann, mit so unbeschreiblicher Liebe und Zartlichkeit erzogen und gepflegt haben, meine wahren und rechten Eltern sind; denn die Mutter hat neulich, am letzten Abend der Entscheidung in Pola, von meiner seligen Mutter und von meinem eigentlichen Vater mit mir gesprochen, und mich ein theures, ihr und ihrem Gemahle anvertrautes Pfand genannt. Ich wollte weiter fragen, die Mutter aber trat schweigend an das Fenster und stund mir weiter keine Rede".

So aber, wie Marcello und die Mutter, hatte auch ich, der hierin einzig Tadelnswürdige, ein Geheimniß, das ich verwahrte: dies war die Geschichte meines vorhin so niedren Looses; nur Charlotte wußte sie, und in ihren Augen that sie mir keinen Abbruch; sie hätte ihren Gemahl mit derselben treuen, am Altare geheiligten Liebe geliebt, auch wenn er vorhin Bettler gewesen wäre. Den Freund Marcello hatte ich's zur Pflicht gemacht, der Mutter es zu verschweigen, daß ich eine Art von „Bedienter"

bei einem Malteserritter gewesen sey, bis ich es ihr, bei naher Gelegenheit, selber eröffnen werde. Die Sorge, ob wohl der alte, sonderbare Admiral, der fast gegen alle Menschen stumm war, mir auf die Frage, mit welcher mein seliger Herr mich an ihn gewiesen, antworten werde, hatte mir Giuseppe im Voraus benommen; er hatte mich versichert, daß, wenn gegen irgend einen Menschen auf Erden, sein Herr gegen mich offen seyn werde. So harrte ich des nahen Ausganges all dieser Verwicklungen, welcher, nach Marcellos Versichrung, länger nicht mehr denn etliche Wochen ausbleiben konnte.

Der argwöhnische, blutige Druck, welchen damals die Gewalthaber der Republik Venedig gegen jede freiere, geistige Bewegung ausübten, die in ihrem Herrschergebiet sich regte, wirkte zum großen Theil nur das Gegentheil von dem, das sie wirken sollte. Wie sich in der Luft, wenn man sie, damit sie der Flamme nicht zur Nahrung diene, in einem verschloßnen Gefäße gewaltsam zusammenpressen wollte, ein brennbarer Körper (gleich dem Feuerschwamm unten am Boden des Windbüchsenrohres) von selber entzünden würde, so geschahe es auch hier, unter dem geistigen Drucke, dem geistig entzündbaren Elemente. Wie Blasen der brennbaren Luft, die, wenn kein Licht sich ihr nahert, zum langsam vergiftenden Aushauch, wenn jenes aber hinzutritt, zur zerschmetternden Flamme wird, stiegen aus dem faulenden Sumpfe der venezianischen Staatsverhältniße gährende Bewegungen der Empörung und des Aufruhres empor, die, wo ein herrschendes Haupt ihnen fehlte, nur die allgemeine Auflösung des Ganzen auf langsame Weise bewirkten, wo aber ein solches hinzutrat, auch wohl plötzliche Umkehrung der vorhin bestandnen Verhaltnisse herbeiführen konnten. Auf der Halbinsel von Istrien

waren damals zwei solche gährende Stoffe in Wirksamkeit: der eine unter dem kräftigen Stande der Seeleute, der andre unter den Landtruppen. Wenn man so sagen darf, war es ein Glück, oder wenigstens ein Hemmungsmittel gegen den plötzlichen Untergang der armseligen Verfassung, daß die Männer, welche sich der Leitung jener Bewegungen annahmen, sie nur in sehr eng begränztem Spielraum wirken ließen, und sie nur zur Erreichung eines sehr edlen Zweckes, zur Verhütung blutiger Gewaltthätigkeiten benutzten. Man hatte anfangs bei dem ganzen Unternehmen am meisten auf die Landtruppen gerechnet, diese aber thaten, nachdem der Plan eine andre Wendung genommen, unmittelbar am wenigsten; ein Häuflein aber der entschlossenen Seeleute, an welches vorher niemand gedacht hatte, und an dessen Spitze Marcello und ein Seeoffizier Antonio stunden, welcher dem alten Admiral seine Erziehung wie sein ganzes äußres Glück verdankte, bewirkte unmittelbar, und ehe man dessen sich versehen, das Entscheidendste und Meiste. Bevor jedoch dieses geschahe, waren über meinem und Charlottens Haupte Wetter aufgestiegen, welche, ohne Gottes besondren Schutz, uns zermalmt hätten.

Wir hatten kaum 8 selige Tage unsrer glücklichen Ehe verlebt, da trat eines Nachmittags mein Landsmann Rudolph, der Offizier, zu uns herein ins Zimmer. In seinen Mienen wie in seinen Worten verrieth sich nicht die geringste Spur eines Unmuthes über das, was zwischen uns und ihm vorgefallen; er schien voll Freude darüber, daß er abermals hier in der Fremde, wo man so sehr nach einer heimathlich vertraulichen Ansprache sich sehne, den werthen Landsmann gefunden habe; ihn führe ein Geschäft hieher, das hoffentlich in wenig Tagen beendet seyn werde.

Charlotten schien er kaum zu bemerken; er hatte beim Hereintreten sie ganz kalt, wie eine Fremde, begrüßt; sie entfernte sich, und er schien es nicht zu beachten.

„Was mich zu Ihnen führt, mein werther Landsmann, sagte er nach einiger Zeit, das ist eine öconomische Angelegenheit, welche mich und meine Leute betrifft. Wir bedürfen einen Vorschuß an Geld für einige wenige Tage; ich weiß, Ihnen gilt mein Ehrenwort statt jedes Unterpfandes".

Ich brachte ihm sogleich das Verlangte. Der Mann erschien mir heute so offen, so zutraulich und einfach, daß ich allen meinen Argwohn vergaß und ihm selber mit Liebe entgegen kam. Der schwermüthig aussehende Zug über seiner Stirne war mir wohl begreiflich; er hatte das, was nach meiner Ansicht das Höchste und Beste unter allen irdischen Glücksgütern war: er hatte Charlotten verloren, und diese war jetzt ganz und auf immer mein; ich fühlte Mitleid, wahrhaftes Mitleid gegen den Unglücklichen, und hätte gern, statt der großen, ihm geraubten, manche kleinere Gabe des Glückes und der Freundlichkeit ihm mitgetheilt. Er verweilte nicht sehr lange; mit den Bezeugungen der herzlichsten, wie mir schien tiefgefühlten, Dankbarkeit verließ er mich.

Marcello hatte von diesem Besuche noch an demselben Abend gehört. Er kam noch zu uns. Wie? sagte er, hat sich schon so bald die Schlange in eurem Paradiese eingefunden, tritt der Verräther schon jetzt aus seinem Schlupfwinkel hervor?

Lieber Marcello, sagte ich, thue dem Manne nicht zu großes Unrecht an. Ich halte diesen Rudolph dennoch für edel. Ich meines Theiles würde mich schwerlich, ja niemals, entschließen können, einem Menschen, der mir das

Höchste und Theuerste auf Erden, wie das meine Charlotte ist, hinweggenommen hätte, mit freundschaftlichem Zutrauen entgegen zu treten, und er hat dies wirklich gethan, er hat Alles Vorgefallene vergessen, und ist zu mir wie ein Freund zum Andern gekommen.

Ich verstehe ganz wohl, Willibald, was du sagen willst; er, der hohe Offizier, hat dir, dem bloßen, bürgerlichen Kaufmanne die Ehre angethan, Geld bei dir zu entlehnen, und ich sage dir mit Sicherheit voraus, daß er dir, nach wenig Tagen, die entlehnte Summe nicht nur richtig und baar, sondern, wenn du es annehmen möchtest, auch mit überflüssigen Zinsen zurückbringen wird, denn seine Geldverlegenheit war, das weiß ich, nur eine erdichtete. Ja, ich will dir noch weiter weissagen: er wird bald darauf wieder kommen, und abermals auf diese oder andre Weise deine landsmannschaftliche Gefälligkeit ansprechen; dies Alles, weil diese Schlange dein Gemüth kennt und es weiß, daß ein selber dankbares Herz, wie das Deine, den für immer sich verbunden hält, dem es Gutthaten erzeigt hat. Du aber, mein Freund, traue der buntfarbigen Natter nicht.

Mir erschien das Urtheil meines Freundes über Rudolph und seine Absichten zu hart und ungerecht, Marcello wies jedoch meine Einwendungen nur mit der Bitte zurück, daß ich gegen den deutschen Landsmann doch jedes Wort abwägen und, wenn es seyn könnte, von nichts Andrem mit ihn reden möge, als von Handelsgeschäften und vom Wetter.

Ein Theil von den Voraussagungen meines Freundes bestätigte sich bald als richtig. Der Landsmann brachte nach wenig Tagen die von mir entlehnte Summe zurück, und wollte zugleich mit aller Gewalt mir Zinsen und Pro-

visionen, wie sie ja dem Kaufmann gebührten, aufdringen, auch nahm er mich noch mehrmalen zu kleinen Diensten in Anspruch. Gegen Charlotten, wenn er mit dieser zusammentraf, beobachtete er noch immer das gleiche, kalt höfliche Benehmen; außer den Begrüßungen sprach er nur selten etwas Weitres mit ihr, ja mir schien es, als sey ihm der bloße Anblick derselben etwas Schmerzliches und Unangenehmes, und als suche er dieses gern zu vermeiden. Auch in seinen Gesprächen mit mir konnte ich nichts bemerken, das mir ihn verdächtig gemacht hätte; er lenkte sie schon von selber nur auf die gleichgültigsten Gegenstände und schien von Allem, was mich näher angieng, nichts wissen zu wollen.

Wir hatten zwei Monate in unsrem Wohnsitz des Friedens verlebt; mein ganzes früheres Leben, mit seinen Freuden und Leiden, Hoffnungen und Genüssen, erschien mir neben diesen beiden Monaten wie ein trübsinniger Traum, aus welchem ich erst jetzt zum freudigen Wachen gelangt sey. Marcello war seit mehreren Tagen verreist; entweder, so sagte er mir beim Abschied, siehst du mich niemals, oder sehr glücklich wieder. Noch vor seiner Abreise war er bemüht gewesen, einen Theil der werthvollsten und dabei am wenigsten ins Auge fallenden Waaren, die wir in unsrer Handlung hatten, zu verkaufen; sein Jugendfreund, der Glashändler, war ihm hierbei so behülflich gewesen, daß wir keinen oder nur geringen Verlust erlitten; das baare Geld war großentheils in einen Creditbrief auf Ankona umgesetzt worden, und ich, so wie die Mutter, hatten alle diese Dinge in den Händen.

Eines Morgens ließ die gute Mutter uns noch vor Tagesanbruch wecken. Kinder, sagte sie, ihr seht mich reisefertig, ich habe in der vorhergehenden Nacht manche

der

der werthvollsten Dinge, welche euer gehören, zusammengepackt, und sie sind bereits sicher hinübergebracht nach dem französischen Schiffe, das in der nächsten Nacht seine Anker lichten wird, um uns nach Ankona zu führen. Auch ich, von Etienne begleitet, gehe jetzt voraus nach dem Schiffe, und ich möchte sehr rathen, daß auch Charlotte mit mir käme; ihre so wie meine Entfernung aus der Stadt würde nicht auffallen, da man uns beide ja öfters Tage lang nicht gesehen hat, und der heutige Regentag ohnehin ein Verweilen im Zimmer sehr begreiflich erscheinen lässet. Sie, mein lieber Sohn, dürften sich jedoch am Tage nicht aus der Stadt hinwegbegeben, da unser Schiff, welches noch eine andre Bestimmung hat, vor der nächsten Nacht nicht auslaufen kann, und Alles vermieden werden muß, was einen Verdacht auf dasselbe lenken könnte. Sie sind ohnehin, namentlich seit Marcello's Abreise, mehr und argwöhnischer beobachtet, als Sie selber es wissen, und ich würde rathen, daß Sie heute am Tage, wenn auch der Regen in Strömen herabgießen sollte, mehrmalen im Bazar, oder wo sonst Geschäfte zu machen sind, sich zeigen, und dem Handel mit Ihrem sonstigen Eifer obliegen möchten. Giuseppe bleibt bei Ihnen, und in einer der späteren Stunden wird sie beide der alte Priester, unser treuergebener Hausgenoß, durch einen gewöhnlich verschlossenen Gang, der aus dem Seitengebäude nach der Kapelle führt, entlassen. Aussen, in der Nähe der Kirche, finden Sie Leute, die Sie durch einen Umweg zu einem bereit liegenden Boote, und in diesem zum Schiffe führen sollen, welches schon vorher die Anker gelichtet haben, und einige Seemeilen nordwärts von hier, an der Küste, herumkreutzen wird.

Charlotte wollte von dem Vorschlage ihrer treuen

Mutter, sie schon jetzt zu begleiten, durchaus nichts hören. All unser Zureden wie unsre Bitten vermochten nichts über sie, sie umfaßte mich und erklärte mit Thränen ihren festen Entschluß, mich nicht zu verlassen, sondern nur an meiner Seite von hier hinweg zu gehen. Wir mußten endlich von unserm Versuche, sie zum Mitgehen zu bewegen, abstehen, um so mehr, da das liebe junge Weib seit einiger Zeit in einem Zustande ungewöhnlicher Reizbarkeit war, welcher der Schonung bedurfte.

„Nun wohl, sagte die Mutter, ich lasse euch ja in Gottes Schutze, ich weiß, Er wird uns einander wiederschenken; der Morgen graut, ich muß eilen, daß ich noch vor Tage ans Schiff komme".

Der sonst so festen, sich selber beherrschenden Frau kamen die Thränen, als sie die Tochter zum Abschied umarmte, und uns ihren Segenswunsch aussprach. In einen Schiffermantel gehüllt, das Haupt mit einem Männerhute verdeckt, gieng sie mit Etienne hinaus in die stürmische Nacht, und ließ uns beide in einer sehr wehmüthigen Spannung zurück. Charlotte weinte noch lange; ach, sagte sie, nun ist auch die Mutter fort; wenn und wo werde ich diese guten Eltern wiedersehen!

Als der Tag helle wurde und der Regen auf einige Augenblicke nachließ, erblickten wir das französische, durch seine Flagge wie durch seine Größe kenntliche Schiff, mitten unter den venezianischen und mehrern fremden Fahrzeugen, vor Anker liegend. Durch das Fernrohr glaubte ich unsern Etienne auf dem Verdecke wahrzunehmen, und wir beruhigten uns wenigstens über die glückliche Ankunft der Mutter. Ich wollte jetzt den Rath von dieser befolgen und in die Stadt gehen, Charlotte aber ließ dies durchaus nicht zu; sie bat mich auf eine unwiderstehliche

Weise, sie nur heute nicht zu verlassen; ihr sey es so angst und bange zu Muthe, sie könne den Gedanken, ohne mich zu bleiben, nicht ertragen.

Der Regen fiel noch immer in Strömen nieder; es war einer der späteren Tage des Novembers, in denen ein solches Wetter für die dortige Küstengegend zu den gewöhnlichen gehört. Ich hatte Giuseppe in die Stadt geschickt, um Einiges für uns zu besorgen, die weiblichen Dienstboten hörten in der benachbarten Kapelle die Messe, welche so eben unser Hausgenosse, der alte Priester, las. Es pochte stark an unsrer Hausthüre; ich öffnete dieselbe. Ein Schiffsmann trat herein, der zuerst sich vorsichtig umsahe, dann mit halblauter Stimme auf Französisch mich fragte: Sind Sie der Herr, welcher mit unsrem Schiffe abreisen will? — Mit welchem Schiffe, frug ich ihn. — Mit welchem sonst, sagte er, als mit dem französischen Kriegsschiffe, das nach der Küste von Italien hinüberfährt. — Ich zögerte mit meiner Antwort. — Halten Sie mich nicht auf, sagte der Seemann, ich habe Eile; wie viel Personen sind Ihrer? fragte er weiter. Unsrer drei, antwortete ich. Und wann müssen wir Sie abholen? — Die Stunde, erwiederte ich, wird man euch am Schiffe sagen.

Der Mann empfahl sich und ich kam wieder zu Charlotten, welche, oben an der Treppe stehend, uns beide ängstlich beobachtet hatte. Ich kann dir's nicht beschreiben, sprach sie, wie mich das Erscheinen dieses Menschen und dein Gespräch mit ihm geängstigt hat. Er wird doch kein Verräther seyn? — Auch unser väterlicher Freund, der Priester, schüttelte bedenklich den Kopf, als ich ihm erzählte, was vorgefallen sey. „Aber", so sagte ich, „wie könnt ihr beide euch diese Sorge machen? Der Mann hat ja

hier in unserm Hause nichts Andres erfahren, als er schon wußte, außer etwa die Personenzahl, welche übergefahren werden soll; nicht einmal die Zeit unsrer Abreise habe ich ihm bestimmt".

Charlotte konnte, aus innrer Unruhe, weder vom Frühstück noch vom Mittagsessen etwas genießen; wir stunden neben einander am Fenster, und blickten, voll banger Erwartung, hinaus auf das strömende Regengewölk und das stürmische Meer. Noch vor Sonnenuntergang hörten wir von den Kanonen des Kriegsschiffes das Signal zur Abfahrt geben, und so weit die getrübte Luft dieses zuließ, bemerkten wir seine ersten Bewegungen, hinweg von der Nähe der Küste.

Es waren peinliche Stunden, welche wir vom Einbruch der Nacht bis fast zu ihrer Mitte zubrachten, und dennoch waren sie nur die leichteren Vorboten jener ungleich schwerer lastenden, welche auf sie folgen sollten. Der treue Giuseppe hatte sich mitten in dem Regen vor das Haus hinausgeschlichen, und hatte seine ganze Umgegend, vor allem die Richtung gegen das Meer hin, in engeren wie weiteren Kreisen durchzogen; es war ihm nirgends etwas Verdächtiges aufgestoßen; er kam mit der Nachricht zurück, daß Alles sicher sey, und daß wir bei solchem Wetter wohl schwerlich fürchten dürften, daß uns auf unserm, selbst am Tage nur selten besuchten Pfade, quer über die Dünen, nach dem Strand hin, ein Mensch begegnen werde. Noch wenige Minuten, und wir hörten das leise Klopfen an der Hausthüre, das uns die Ankunft unsrer Begleiter verkündete. Charlotte fuhr erschrocken zusammen; sie hatte ihre Bewegung auf mich übergetragen, auch mich überlief ein unwillkührlicher Schauder. Einer der Männer trat herein und verkündete uns, daß seine Gefährten bei der

äußeren Thüre der Kapelle unsrer warteten. Geführt von dem guten, geistlichen Hausgenossen wandelten wir schweigend durch die unteren Hallen des Seitengebäudes hinüber nach dem Kirchlein. Die Lampe in der Nähe des Altares warf ein dämmerndes Licht auf die Stätte, an welcher ich, aus Gottes Hand, das Beste und Liebste empfangen hatte, das ich auf Erden besaß; noch einmal blickte ich dankbar dorthin; ein Strahl der zuversichtlichen Hoffnung brach durch das innre Dunkel, der Hoffnung: daß uns aus solch sorgenvoller Nacht einst wieder ein froher Morgen aufgehen werde.

Der alte Geistliche gab uns noch seinen Segen; er war sehr bewegt; wir küßten ihm beide in kindlicher Dankbarkeit seine Hand; er entließ uns aus der geöffneten Kirchenthüre, die er leise, wie er sie geöffnet, hinter uns verschloß.

Der kalte Regen strömte uns ins Gesicht; es war so finster, daß man auch nicht einen Schritt vor sich hin zu sehen vermochte. Unsre Führer hatten es nicht gewagt, eine Leuchte mit sich zu nehmen, damit ihr Schimmer uns nicht verrathe; einer der Männer leitete mich bei der Hand, an meinen Arm schloß Charlotte den ihrigen, neben ihr gieng Giuseppe. Unser Gehen, so langsam es war, glich einem beständigen Wanken und Gleiten, denn die häufig am Boden liegenden, vom Regen geglätteten Steine verbargen sich dem Auge im Dunkel der Mitternacht; es war dies in mehr denn einem Sinne die dunkelste Nacht meines Lebens. Wir waren jetzt auf den ebenem, sandigen Boden gekommen; das Fortschreiten war leichter geworden, da trat, mehr von dem Ohre als dem Auge bemerkt, eine Schaar von Bewaffneten aus dem Gebüsch der Tamarisken hervor; man gebot uns Halt: wir waren um-

zingelt. Ganz in der Nähe hörten wir jetzt auch den Schritt von Pferden.

Wir sind verrathen, rief einer der Schiffer; rette sich wer da kann. In wenig Augenblicken waren die Führer, bis auf einen oder zwei, entlaufen, und Keiner der Bewaffneten suchte ihre Flucht zu hindern; diesen schien es zu genügen, daß sie uns in ihrer Mitte hatten; denn daß ihnen dieses gelungen, bezeugte ihnen der Schein einer kleinen Blendlaterne. Das laute Angst- und Hülfegeschrei meiner lieben Charlotte verhallte im lauten Geheul des Sturmes; Giuseppe hatte seinen Dolch gezogen und stieß wüthend um sich; mehrere Soldaten hieben zugleich auf ihn ein, ich sahe ihn neben uns zu Boden sinken. Die eine meiner beiden Pistolen hatte mir den Schuß versagt; ich drückte die andre gegen einen der vermeintlichen Anführer der Rotte ab, in demselben Augenblick jedoch erhielt ich einen so heftigen Schlag auf das Haupt, daß ich bewußtlos zu Boden stürzte.

Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, fand ich mich auf einem Wagen, welcher in ziemlicher Eile mit mir davon fuhr, neben dem Wagen ritten zwei Männer, deren Gespräch ich deutlich vernahm. Die Stimme des Einen war mir bekannt, es war die meines verrätherischen Landsmannes. „Warum, Pietro, so fragte er seinen Begleiter, hast du nicht diesen Hund da den Rest gegeben, da er ja mit seinem Schusse auch dein Blut vergossen hat?" — „Wir dürfen das nicht, antwortete, in gebrochenem Italienisch, eine rauhe Baßstimme, der Mensch da ist meiner besondren Aufsicht übergeben, weil man Manches aus ihm zu erfragen hofft, ich muß, sobald wir im Kastell bei San Francesco angelangt sind, Alles thun, was möglich ist, um ihn wieder auf die Füße zu bringen, und dieses wird,

so hoffe ich, nicht gar schwer seyn, da der Schlag mit dem Flintenkolben, den der Albaneser auf ihn führte, nur flach traf und durch den Hut gebrochen wurde."

Ich fühlte mich so schwach, daß ich kaum die Glieder zu regen vermocht hätte, auch wenn sie mir nicht wären durch Ketten gefesselt gewesen; von Zeit zu Zeit vergiengen mir die Sinnen. Als es Tag wurde und wir jenseits zweier, auf nachbarlichen Hügeln gelegnen, Kastelle in ein Felsenthal kamen, an dessen Eingang mehrere Wachtposten stunden, hörte ich meinen Landsmann, denn daß er es sey, davon überzeugte mich nun auch mein Auge, sagen: „hier sind wir sicher, ich werde vorausreiten und den beiden Gefangenen das Quartier bestellen. Auf Gefahr deines Lebens, Pietro, befehle ich dir die Aufsicht über den Landesverräther an, von deiner guten oder schlechten Aufführung wird es abhängen, ob ich deine Dienstbeförderung begünstigen, oder dich auf die Galeeren avanciren solle". Pietro, indem jener fortritt, blickte ihm, zornig den Kopf schüttelnd, nach und brummte mehrere abgebrochene Sätze vor sich hin, aus denen ich die Worte: hochmüthiger Vagabund, heuchlerischer Schelm, und mehrere andre solche Ehrentitel verstund, welche er dem Offizier gab.

Die Bemerkung, daß meine Feinde selber unter einander uneins seyen, und daß vor allem mein bitterster Hauptfeind Rudolph hier an dem alten Unteroffizier einen heftigen Gegner habe, gab mir wieder einigen Muth; ich raffte alle meine Kräfte zusammen, um einige laute Worte hervorzubringen. „Pietro, mein Freund, rief ich, wo ist meine Frau und wie geht es ihr"?

Zu meinem Glück gieng jetzt die Straße bergauf, der Wagen fuhr langsam, die Fuhrknechte waren abgestiegen und giengen vorne neben den Maulthieren zu Fuße, mein

Begleiter war allein neben mir. Er vernahm, so schwach sie auch noch war, meine Stimme, und lenkte sein Pferd ganz zu mir heran. Seine dunklen, großen Augen blickten streng, doch ohne allen Zorn, unter den buschigen Augenbrauen hervor und nach mir hin. „Seyd ihr auch wieder wach", sagte der alte Kriegsmann, „nun, mir ist das recht, obgleich ich mich nicht als Freund sollte von Euch anreden lassen, denn wenn Eure Kugel nur um einen Querfinger weiter rechts gegangen wäre, da hätte ich den Hahn nimmer mehr krähen hören. Doch das nehme ich Euch nicht übel, denn meine Kugeln haben oft Leute getroffen, die ich niemals zuvor gesehen, und an eurer Stelle hätte ich mich eben so für mich und meine Frau gewehrt. Aber Herr, setzte er gutmüthig hinzu, ich sehe, Ihr liegt mit Eurem Kopfe gar schlecht; laßt euch hier das Kissen besser zurecht legen. Und was die Frage nach eurer Frau betrifft, so kann ich euch wenigstens sagen, daß sie noch lebt und unverletzt ist. Als Ihr auf den Schlag des Albanesen zu Boden fielet, da sank sie auch wie todt bei Euch nieder. Man hat sie ohnmächtig in eine kleine Reisechaise, die dem Hauptmanne gehört, hineingesetzt, und sie ist uns voraus. Wenn Ihr aber den Kopf ein wenig in die Höhe hebt, könnt ihr sie dort oben auf der Höhe noch fahren sehen, neben ihr reitet der Hauptmann her".

Ich schaute verlangend in die Höhe, und sahe den Wagen, neben welchem mein Feind ritt. Dieser Anblick, statt mich zu trösten, zerriß mir mein Herz; er zeigte mir das wehrlose Lamm zwischen den Zähnen des Wolfes. Ich schmiegte, wie von einem unerträglich grellen Lichte geblendet, meine Augen in das Kissen; als ich wieder aufblickte, war der Wagen und mit ihm zugleich der Reiter, der meinem Herzen so wehe that, hinter der Anhöhe verschwunden.

Mir war sehr übel zu Muthe; ohngefähr wie es dir seyn mochte, an dem Tage, an welchem man dich in unser Haus brachte, weshalb mich auch damals dein Anblick so zur besondern Theilnahme bewegte. Aber bei dir litt dennoch zunächst nur das verletzte Haupt und nicht das Herz; bei mir war das Herz noch von stärkerer Pein ergriffen, als das zerschlagene Haupt, und wenn mich die Schmerzen in diesem zu mir selber kommen ließen, dann fühlte ich nur desto stärker den zerreissenden, brennenden Kummer in meinem Herzen.

Aus einigen Worten, welche der Unteroffizier mit den Fuhrknechten redete, hatte ich verstanden, daß wir heute noch ziemlich weit, bis in die Gegend von Montona, fahren sollten. In einer buschreichen Ebene hielt mein Fuhrwerk still, man spannte die Maulthiere aus und führte sie zu einer nahen Quelle, wo sie gefüttert und getränkt wurden. Mein Begleiter, der Unteroffizier, hatte sich neben dem Wagen auf ein Felsenstück gesetzt, um sich an seinem mitgenommenen Mundvorrath zu erquicken, auch mir bot der so wild aussehende und dennoch freundlich milde Mann etwas zu essen und zu trinken an. Er hatte noch nicht lange gesessen, da warf er eilig das Brod und die Feldflasche neben sich hin, griff nach seiner Flinte und rief die Fuhrknechte herbei. Spannt ein, sprach er, und fahrt den Wagen seitwärts ins Gebüsch, daß wir da drüben am Berge den Wachtposten erreichen. Ich sehe mehrere bewaffnete Reiter den Berg herabkommen, und weiß nicht, was dieser Besuch bedeutet. Die Fuhrleute gehorchten so schnell als möglich, noch ehe jedoch, als sie den Wagen in Lauf setzen konnten, rief der alte Soldat ihnen Halt zu; es sind Leute von den unsrigen, sprach er, wir können sie ruhig erwarten.

Die Reiter kamen näher. „Das sind saubere Geschichten, Pietro, rief der eine von ihnen, aus unsrer Reise nach Montona wird nichts, du mußt mit deinen Gefangenen anderswo hin. Gestern Abends, nach Einbruch der Nacht, hat's im Schlosse von San Francesco ein sonderbares Nachtessen gegeben. Wie ein Donnerwetter so schnell und unvermuthet, ist zu dem gesprengten, oder Gott weiß wie geöffnetem Thore eine ganze Rotte wohlbewaffneter Leute hereingedrungen, hat, ohne einen Schuß zu thun, die Wache, welche bei dem starken Regenwetter mehr schlafend denn wachend im Schilderhaus und in den Wachtstuben saß, überrumpelt und zu Gefangenen gemacht, ist dann unbemerkt vom Castellan — so still war Alles zugegangen — in das Hauptgebäude, jenseits des Schloßhofes eingedrungen, wo der Castellan so eben, ganz unbesorgt, beim Essen saß, hat diesem mit den vorgehaltnen Mündungen der Gewehre Stille geboten, und den erschrocknen Alten genöthigt, alle Gefängnisse aufzusperren, und die meisten Staatsgefangenen, welche darinnen saßen, von ihren Ketten loszulassen. Die Leute wußten genau, was für Gefangne dort zu finden seyen, ja sie schienen guten Bescheid über die Lage der Käfige zu wissen, so daß alles Bemühen des alten Castellans, ihnen den einen Gefangenen, der, wie man sagt, ein Admiral seyn soll, zu verläugnen, vergeblich war; sie fanden den versteckten Kerker doch auf und befreiten den Alten gerade noch zur rechten Zeit, denn am andern Tage hatte er, mit mehrern andern Gefangenen, nach Venedig sollen abgeführt werden, von wo er wohl niemals wieder zurückgekommen wäre. Die Bande hat sich dann, nachdem sie den Castellan und die Soldaten, bis auf etliche, die wahrscheinlich zum Complot gehörten, in die leer gewordnen Käfige hineingesperrt, mit ihrer leben-

digen Beute über Stock und Stein davon gemacht, und zwar so schnell, daß, als einige Personen, die sich im Schlosse versteckt gehalten hatten, bis der Feind die Thore wieder frei gegeben, in der Stadt Lärm machten, alles Nachsetzen vergeblich war. Die ganze Rotte muß sich zu Schiff begeben haben, man hat am Strande die leeren Pferde, die man nicht an Bord nehmen konnte, herumlaufen sehen. Aber was noch mehr ist, auch das Schloß St. Elmo ist in derselben Stunde überrumpelt und eingenommen worden. Dort saßen mehrere vornehme Venezianer, auf deren Befreiung es abgesehen war. Der Hauptmann, der sich eines allgemeinen Aufstandes versieht, und, wahrhaftig damit ist auch nicht zu spaßen, hat alle seine Leute zusammengenommen und sich gegen Pisino hingeworfen, wo er andre Truppen an sich ziehen und festen Fuß fassen will. Dir aber laßt er sagen, daß du die beiden Gefangenen, denn der andre Wagen ist auch schon wieder auf der Umkehr hieher begriffen, in das alte Jagdschloß, das hier in der Nähe ist, bringen sollst, er hält sie an diesem versteckten Orte und hier in der Nähe von Rovigno immer noch für sicherer verwahrt, als oben bei Montona, wo, wie er gemerkt hat, der Boden schwankt, und wo der Feind so eben Sachen verübt hat, die ihm, ohne Hülfe unsres eignen Volkes, nicht möglich gewesen wären."

„Herr, sagte Pietro, der Hauptmann hat freilich Ursache sich bei solcherlei Dingen zu fürchten; unser alter Oberst hätte das nicht gebraucht." — „Pietro, sprach der Andre, indem er vorsichtig nach den Soldaten sich umsahe, welche so eben ihre Pferde an der Quelle tränkten, dein Kopf wird grau, doch die Zunge nicht schlau. Laß uns eine Pfeife anzünden und derlei Gedanken in die Luft blasen. Uebrigens kennst du mich, so wie ich dich."

Jedes Wort der Erzählung des Soldaten war mir wie ein Balsam auf mein tief verwundetes Herz. Es stund mir, gerade jetzt, wo ich es so sehr bedurfte, noch eine andre Stärkung bevor; ich sahe die Chaise zurückkommen, in welcher meine Charlotte saß, und bald sahe ich diese selber und sie mich. Sie war nicht gefesselt wie ich, sie stund auf im Wagen und winkte mir unter Freudenthränen mit der Hand zu; sie wollte aussteigen und zu mir hineilen, dieses hinderte jedoch ein Soldat, welcher als Wächter neben dem Wagen ritt.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, die Chaise fuhr so nahe an meinem Wagen vorbei, daß ich der Geliebten, und sie mir, einige Worte zurufen konnte; wir schlugen einen Seitenweg, gegen das Gebirge, ein. Nach wenig Stunden hielten wir bei einem steilen Felsen, auf dessen Höhe ein altes Schloß stund. Da hinan konnte man nur zu Fuße oder auf Saumrossen gelangen, und weil zum Herbeischaffen von diesen keine Zeit blieb, nahm man mir die Ketten von den Füßen ab, und, da ich zu schwach war zum Alleingehen, führten mich zwei Männer an ihren Armen den Felsensteig hinan. Charlotte, von zwei Begleitern bewacht, gieng nahe vor mir und wendete oft ihre vom Weinen gerötheten Augen auf mich zurück. Ich sahe nur sie; mein äußrer Schmerz wie der innre Gram waren in diesen Augenblicken vergessen.

In dem Schlosse wohnte ein alter Jäger mit seiner Frau und seinen Knechten. Wir wurden zuerst, während man die Gefängnißstuben für uns einrichtete, in das Wohnzimmer geführt, und unsre Wächter konnten, ja, wie mir schien, der meinige wollte es nicht hindern, daß sich Charlotte neben mir auf die Bank setzte. Es waren wenig Worte, die wir uns sagten, aber in jedem Worte lag das

ganze Herz; es mag sonderbar lauten, aber ich darf es als wahr versichern, daß mir in dieser Stunde, die ich doch als armer Gefangener, mitten unter Feinden, zubrachte, ruhiger und gefaßter zu Muthe war als gestern, als ich noch frei, dabei aber voll unbeschreiblicher, banger Erwartung gewesen. Es ist ja selbst in der Welt des Leiblichen so, daß uns ein heftiges Ungewitter, ehe es zum Ausbruche kommt, auf peinlichere Weise beengt, als, wenn es nun da ist, seine Blitze und seine Donner es vermögen; meine schwache Natur hat sich öfters in Gefahren stärker gezeigt, denn gewöhnlich.

Pietro war hinausgegangen, ich hörte ihn laut mit dem alten Jäger zanken. Die Ursache seines zornigen Scheltens erfuhr ich später; der Jäger hatte bloß für Charlotten ein kleines Zimmer im oberen Stockwerk einräumen, mich hatte er in ein unterirdisches, dumpfiges Loch hinabsperren wollen. Ich hörte, beim Hereintreten der Beiden, nur noch die letzten Worte, welche Pietro sagte: Ich bin für das Leben dieses Kranken verantwortlich, und du willst mir ihn in deinem Hundestall ersticken lassen!

Die Abändrung, welche man jetzt traf, gab uns noch zu einem etwas längeren Beisammenbleiben Veranlassung. Wir konnten uns doch so ganz nahe sehen und sprechen, ja, Charlottens Hand ruhete ungehindert auf der meinen.

Mich führte man zuerst hinauf in meine Gefängnißstube. Es war ein kleines, enges Räumlein, von einem einzigen, durch eiserne Gitter verwahrten Fenster beleuchtet. An der einen Seite befand sich, an der Bretterwand, eine Art von Ruhebank, auf dieser hatte man, gut genug für einen vermeintlichen Landesverräther, ein Lager von Maisstroh, über welches ein Tuch gebreitet lag, bereitet; mein wahrhaft gutherziger Begleiter Pietro fügte zu diesem

noch das Kissen hinzu, durch welches er mir schon auf der Herfahrt meine beschwerliche Lage erleichtert hatte, und ihm hatte ich es auch zu verdanken, daß man mir meinen Regenmantel zur Decke, so wie alle meine Kleider, ließ. Meine Füße, so wie der eine Arm, wurden mit etwas leichteren Ketten, als die vorherigen gewesen, an den Bretterſitz angeſchloſſen.

Ich befand mich noch nicht lange in meinem kleinen Kerker, da hörte ich neben mir an die wohlbekannte Stimme meiner lieben Charlotte. Die Bretterwand war so dünn, daß ich jedes Wort verſtehen konnte. Sie ſprach mit einem Weibe (der Frau des Jägers), und beklagte ſich bitterlich, daß man ſie, welche nichts begangen habe, das der Banden werth ſey, an Ketten ſchließen wolle. Das Weib tröſtete ſie und ſprach ihr von der Hoffnung einer baldigen Befreiung, verſicherte auch, daß ſie Alles thun werde, um der Gefangenen ihre Lage zu erleichtern. Ich ſchwieg, ſo lange die Aufſeherin im Zimmer war, als ich aber dieſe die Thür verſchließen und ſie hinabgehen hörte, da rief ich halblaut den theuren Namen. Charlotte hörte mich ſogleich und erkannte meine Stimme, ſie antwortete mir mit vorſichtig gemäßigter Stimme. Ihre Hände waren nicht ſo gefeſſelt wie die meinigen, ſondern nur der eine Fuß war, durch eine leichte, lange Kette, an das Brettergeſtell angeſchloſſen. Sie hatte, als ſie ihr Lager unterſuchte, eine Entdeckung gemacht, welche uns beiden ſehr willkommen war: die Bretterwand, welche unſer Zimmer ſchied, hatte nahe unter der Stelle, wo ich mit meinem Haupte lag, eine Oeffnung, welche durch das Strohlager nur unvollkommen verdeckt war. Wir konnten jetzt ganz leiſe miteinander reden, ja unſre Finger konnten ſich berühren. Ich erzählte nun der treuen Leidensgefährtin Alles, was ich,

durch den Soldaten von den Ereignissen der vergangenen Nacht vernommen hatte. Mitten in unsrer eignen Noth war es uns ein großer Trost, daß wir unsre gefangenen Freunde, so wie die Mutter und Marcello, aus der Gefahr befreit und gerettet wußten.

Aussen vor den Thüren unsrer Gefängnisse hatten die Soldaten ihr Nachtlager aufgeschlagen. Wir beachteten ihren Lärmen und ihr rohes Schreien nur wenig, denn so, wußten wir, konnten wir desto ungehörter und unbemerkter mit einander sprechen. Zuletzt beschlich uns beide der Schlaf, mit seinen wohlthätig das Herz abkühlenden und beruhigenden Kräften.

Charlotte war am andern Morgen zuerst erwacht, sie rief mir leise ihren Segenswunsch zum neuen Lebenstage zu. Es war nicht zum ersten Male, daß wir unsre Herzen, im gemeinsamen Gebete, zu Ihm erhuben, welcher des Lebens Geber wie sein Erhalter ist; es geschahe dieses heute mit ganz besondrer Innigkeit; uns war es, als wären alle Worte zu wohlthätig wärmenden, Leib und Seele durchdringenden Flammen geworden. Wir baten Ihn, den Trost und Schützer der Verlassenen, den Helfer Derer, welche unschuldig leiden, um unsre Bewahrung und Rettung; eine solche Bitte eröffnet ja immer den Quell des zuversichtlichen Hoffens, auch da, wo sie mit ihrem Stabe an den wasserlosesten Felsen der scheinbaren Verlassenheit anschlägt. Ich fühlte heute wenig oder nichts von den Folgen der gestern empfangenen Verletzung; die Seele war genesen, so wurde es durch sie auch der Leib.

In diesem verhältnißmäßig noch immer sehr erträglichen Zustande der Gefangenschaft blieben wir mehrere Wochen. Gott hatte uns Erbarmen auch in dem Herzen der Menschen finden lassen, welche durch ihre Stellung

gegen uns wie Feinde erschienen; das Weib des alten Jägers bezeugte bei jeder Gelegenheit ein herzliches Mitleid mit meiner armen Charlotte, und ließ sie, was übrigens auch nach des Hauptmanns Willen geschahe, an nichts Mangel leiden. In Beziehung auf meine Behandlung hatte jener böswillige Landsmann freilich strengere Befehle gegeben, sie wurden aber nur wenig befolgt, denn bei dem guten, alten Pietro galt ich mehr als der Hauptmann.

Zur Erleichtrung unsrer Lage und zur Erreichung manches unsrer kleinen Wünsche trug auch viel bei, daß wir in ziemlich reichlichem Maaße die Mittel besaßen, uns die Gunst dieser Leute zu erkaufen. Zwar hatte, wie mir Pietro erzählte, der Hauptmann selber, als ich nach dem empfangenen Schlage, bewußtlos dalag, meine Kleider durchsucht und alle Papiere (zum Glück von ganz unbedeutendem Inhalte) herausgenommen, den Beutel mit einigen Goldstücken aber, den ich in einer etwas verborgenern Tasche der Unterkleider trug, mußte er entweder gar nicht bemerkt, oder aus einer übrigens an diesem Menschen unbegreiflichen Großmuth mir gelassen haben. Seine ganze Aufmerksamkeit in jenen Augenblicken war freilich mehr auf Charlotten als auf mich gerichtet gewesen; dieser durfte man nach seinem Befehle nichts nehmen von Allem, was sie an und bei sich trug, und dieses kam uns am meisten zu statten, denn die gute Frau, welche schon damals, wie noch jetzt, des Hausstandes mit Sorgfalt sich annahm, hatte die ganze in Gold umgewechselte Baarschaft, die sich bei unsrer nächtlichen Flucht noch im Hause befand, zu sich genommen. Aus diesem ihrem Schatze hatte sie schon bei verschiednen Gelegenheiten der Jägersfrau Geschenke gemacht, und so uneigennütziger Art auch, bei seinem ersten Entstehen, das Mitleid seyn mochte, welches die

die gute Alte gegen Charlotten empfand, so wurde dieses Gefühl dennoch, als jetzt die Dankbarkeit sich zu ihm gesellte, noch viel lebendiger und werkthätiger.

Auch mir hatte meine liebe Frau durch die Oeffnung der Bretterwand eine ziemliche Summe zukommen lassen, um mir den Pietro damit zum Freunde zu machen. Ich konnte dieses Geschenk freilich nicht so geradezu anbringen, wie dies bei der Jägersfrau möglich war, sondern ich zeigte dem alten Soldaten einst meinen ganzen Beutel und sagte: siehe dieses hier hat man mir bei der Durchsuchung meiner Kleider gelassen, da ich aber leicht vermuthen kann, daß, wenn man mich von hier hinweg in einen strengeren Gewahrsam abführt, mein Eigenthum nicht mehr sicher bei mir seyn werde, möchte ich doch lieber diese Kleinigkeit da in den Händen eines Mannes sehen, der mir, wie du, so manchen Freundschaftsdienst erwiesen hast, als in denen eines ganz Fremden und vielleicht feindlich gegen mich Gesinnten. Darum bitte ich, nimm dies zum Andenken an einen unschuldig Gefangenen, der, wenn dies geschehen könnte, gern seine und seiner Gemahlin Freiheit um eine zehn- ja hundertfach größere Summe erkaufen würde.

Der Unteroffizier machte zuerst einige Umstände, dann aber streckte er dennoch seine Hand nach dem Beutel aus, und, indem er ihn wohlgefällig in der Hand wog, sagte er: brauchen kann ich das schon, denn ich habe zu Hause Weib und Kinder zu versorgen, und in meinem harten Dienst ist nichts zu erübrigen. Auch habt Ihr darinnen ganz recht gesprochen, daß Ihr euer Eigenthum auf die Länge nicht für recht sicher bei euch achtet. Was aber Eure Befreiung anbelangt, so wüßte ich da nichts zu helfen, denn ich bin mit meinem Wort und Leben für meine Gefangenen verantwortlich.

Seit dieser näheren Befreundung mit unsern Aufsehern wurde uns zuweilen auch ein Genuß zu Theil, welcher um kein Gold zu theuer erkauft war. Charlotte hatte durch ihre Bitten die alte Jägersfrau dahin bewogen, daß ihr diese gestattete, mich in ihrer Gesellschaft zu besuchen. Es konnte dies nur dann geschehen, wenn Pietro von seinem Wachtposten vor meinem Zimmer hinweggegangen war, ich muß jedoch sehr vermuthen, daß es nicht ohne Absicht geschahe, wenn er zuweilen Stunden lang sich die Freiheit nahm, an den Fenstern eines der größeren Zimmer, welche unsern Gefängnissen gegenüber lagen, der frischen Luft zu genießen. Die Jägersfrau benutzte jedesmal diese Gelegenheit, um uns das bittersüße Wiedersehen zu gewähren, bei welchem sich das Gefühl der Freude mit Wehmuth mischte. Allerdings regte vor allem diese höchste Vergünstigung, die man uns gewährte, manche Hoffnungen auf eine vielleicht nahe mögliche Befreiung in uns auf, aber jeder Versuch, die Jägersfrau oder Pietro zum Besteller eines Briefes nach Rovigno oder Pola zu bewegen, war vergeblich.

Von Zeit zu Zeit kamen Soldaten, die sich im Namen des Hauptmannes nach den Gefangenen erkundigten. Wir wurden dann jedesmal stärker an Ketten geschlossen und scheinbar strenger behandelt, auch verband mir mein Aufseher jedesmal dann den Kopf, und ermahnte mich, wie ein Kranker liegen zu bleiben, bis diese Boten sich wieder entfernt hatten. Jene Soldaten aber, welche unter Pietros Aufsicht die Besetzung des Schlosses bildeten, schienen mehr mit ihren Weinflaschen und ihrem Würfelspiel beschäftigt, als mit den Gedanken an unsre Obhut, und selbst bei Nacht, wenn sie vor unsrer Thüre sich lagerten, verriethen sie meist durch lautes Schnarchen ihren Mangel

an Wachsamkeit. Hätten unsre Freunde unsern verborgnen Aufenthalt gewußt, es wäre ihnen leicht gewesen, uns zu befreien.

Die Unruhen auf der Halbinsel, und noch mehr die Furcht vor denselben, dauerten noch immer fort. Man hatte zwar erfahren, daß der neuliche Ueberfall der beiden Schlösser meist durch fremde Seeleute und Soldaten geschehen sey, welche man unterhalb Parenzo ans Land gesetzt hatte, daß jedoch hierbei auch die Mannschaft der einheimischen Schiffe mit geholfen haben müsse, lag zu deutlich da, obgleich die bisherigen Untersuchungen noch zu wenig Aufschlüssen geführt hatten. Auch ich sollte jetzt zu diesen Untersuchungen gezogen werden; Pietro kündigte mir eines Tages mit bekümmerter Miene es an, daß er nun ehestens mich werde nach Pisino abführen müssen, wo man mir freilich die Gefangenschaft härter machen werde als hier. Für mich, und noch mehr für Charlotten, war diese Nachricht ein furchtbarer Schlag. Wir wären ihm und noch mehr dem ungleich härteren Loose, das jetzt uns erwartete, unterlegen, wenn wir nicht die Zeit unsres Beisammenseyns so gut benutzt hätten, um uns gegenseitig geistig zu befestigen und zu stärken. Mit solcher Kraft und Innigkeit hatten wir niemals zusammen gebetet, als in jenen Tagen der Angst und Noth.

Der gefürchtete Tag war gekommen; ein Commando Soldaten hatte schon am Abend vorher die unsrigen verstärkt. Wir hatten uns noch einmal, doch nur auf wenig Augenblicke, sehen dürfen; wir ermahnten uns zum Treuseyn bis an den Tod, und auch in der darauf folgenden Nacht war dies der Inhalt unsres Gebetes. Wie ein todeswürdiger Verbrecher wurde ich am Morgen an Ketten geschlossen und so vom Hügel hinabgeführt, und an

dem Wagen befestigt, den eine Schaar von Bewaffneten umgab. Ich dachte nicht an mein eignes Schicksal, sondern nur der Gedanke an Charlotten, die ich hülflos, und in Hoffnung Mutter zu werden, zurücklassen mußte, zerriß mir das Herz. Auch will ich dir nicht Viel erzählen von meinen eignen Leiden, im unterirdischen Kerker von Pisino, von den Verhören, denen man mich unterwarf, von der unmenschlichen Behandlung, welche ich erdulten mußte. Furchtbarer als dieses Alles waren mir die Besuche meines grausamen Landsmannes, welcher nur in meinen Kerker kam, um mich zu verhöhnen, oder mich durch niederträchtig erdichtete Nachrichten, die er mir von Charlotten brachte, bis aufs Aeußerste zu quälen. Der Unmensch ließ bei solcher Gelegenheit seinen Haß selbst durch beschimpfende, leibliche Mishandlungen an mir aus, und wie zum Hohne der eignen Muttersprache redete er jedesmal Deutsch mit mir, und zwar ein ganz pöbelhaftes Deutsch, so daß ich seit jener Zeit, wenn ich jemand in unsrer Sprache reden hörte, mich eines widerwärtigen Gefühles nicht erwehren konnte. Er drohete mir mehr denn hundertmal den Tod, der mich in Kurzem als Landesverräther erwarte, und hätte ihn nicht die Gegenwart des sehr strengen, zugleich aber rechtlichen, Gefängnißwärters gehindert, welcher selbst über die Speisen und das Getränke, das ich erhielt, genaue Aufsicht führte, er hätte mir auf eine oder die andre Weise das Leben genommen.

Ungleich schwerer, denn das meinige, war das Elend meiner lieben Frau. Auch sie war nach einiger Zeit in die Nähe von Pisino abgeführt worden, wo man sie anfangs in einem anständigeren Gewahrsam hielt, später aber, gerade dann, als sie der besseren Behandlung am meisten bedurft hätte, auch in einen Kerker warf. Ihr größtes

Leiden waren die täglichen, ja zuweilen täglich mehrmaligen Besuche des bösen Hauptmannes. Dieser Verworfene sprach die schändliche Neigung, welche er zu Charlotten fühlte, gleich bei seinem ersten Besuche so unumwunden und auf so verletzende Weise aus, daß die Arme lange Zeit keine Worte finden konnte, um ihr Entsetzen so wie ihre tiefste Verachtung gegen den niederträchtigen Mann auszudrücken.

Eine Zeit lang steigerte dieser Widerstand nur die rasende Leidenschaft dieses Menschen, endlich aber verwandelte sich seine auf so schlechtem Grunde ruhende Liebe fast in Haß. Er selber hatte es veranlaßt, daß Charlotte in ein eigentliches Gefängniß kam, und wie eine Verbrecherin an Ketten geschlossen wurde. So schwer dies auch der bedauernswürdigen Frau fiel, brachte es ihr doch wenigstens die Erleichterung, daß von nun an der Hauptmann nicht mehr allein, sondern nur in Begleitung eines Kerkermeisters zu ihr kommen konnte. Doch auch so noch quälte er sie täglich mit seinen Besuchen, und machte sich die entsetzliche Lust, ihr ohnehin so tief bekümmertes Gemüth durch allerhand übertreibende Nachrichten von den Qualen der Tortur oder andren Schmerzen, die man mich habe erdulten lassen, noch schwerer zu verletzen, ja, eines Males erzählte er der Geängsteten, daß ich am nächsten Morgen heimlich im Kerker solle hingerichtet werden, und am andern Tag gab er ihr einen furchtbar ausführlichen Bericht von meinem gewaltsamen Ende. Zwar wußte sie es wohl, daß aus solchem Munde fast nichts als Lügen kamen, und namentlich den Glauben an die falsche Todesnachricht hatte ihr der Gefängnißwärter durch einige seinen Zweifel ausdrückende Worte benommen, doch blieb ihr Jammer noch furchtbar genug. Sie fühlte sich auch leiblich so elend und

so krankhaft aufgeregt, daß, wenn sie nur die Schritte und die Stimme ihres sich nahenden mörderischen Feindes hörte, sie in heftiges Zittern gerieth; ja zuletzt brachte das Hören jeder männlichen Stimme dieselbe Aufregung in ihr hervor.

In diesem Zustand nahete sich der unglücklichen Frau die schwere Stunde, in welcher sie, von aller menschlichen Hülfe verlassen, deine Julie gebar. Die ersten Töne, welche dieses arme Kind auf Erden hörte, waren das Klirren der Ketten seiner gefangenen Mutter, welche den kleinen Erdenpilgrim nur mit Thränen des Jammers begrüßen konnte. Als am andern Morgen der Gefangnißwärter bemerkte, was in der Stille der Nacht sich zugetragen, regte sich in ihm ein Gefühl von Menschlichkeit. Ohne dem Hauptmann es wissen zu lassen, meldete er das Ereigniß einem Beamteten, der über die Gefängnisse der Stadt die oberste Gewalt hatte, man brachte die junge Mutter mit ihrem Kinde aus dem dumpfigen Kerker heraus, in eine Art von Hospital, wo sie an den dort dienenden Schwestern eines mildthätigen Ordens eine barmherzige Umgebung und die nöthige Pflege fand. Ich in meinem Kerker erfuhr Nichts von allem Dem, was der geliebten Frau begegnet war.

Aber es sollte nun für uns beide die Stunde kommen, in welcher der Schmelzer, der uns nicht umsonst in den Ofen der Trübsale führt, sein diesmaliges Werk an unsren Herzen zu Ende gehen ließ, und in welcher er die gereinigteren Gefäße mit Freudeströmen erfüllte. Wenn ich an das zurückdenke, was während der harten Prüfungszeit in und an meinem Herzen geschehen; an die Stimmen des Trostes, welche ich mitten in den Stunden der Angst in meinem Innren vernommen, dann erkenne ich in der Zu-

sammenreihung dieser Töne die Weise eines Trost- und Lobliedes, welche ich zwar damals nicht verstund, weil für meine Ungedult die einzelnen Töne zu langsam aufeinander folgten, die aber dennoch an dem armen, zerbrochnen Herzen nicht ohne Wirkung blieben. Wäre ich nicht durch jene frühere Kraft der Leiden, wie ein von Natur schlechtes Eisen, ein wenig gestählt worden, dann hätten mich die Ungewitter, welche in der Zeit der französischen Revolution über mich und mein Haus hereinbrachen, ganz zermalmt; ich hätte, namentlich in jener Nacht der schweren Versuchung, einen unheilbaren Schaden an meiner Seele gelitten, als der Vater Gregoire wie ein siegreicher Glaubensheld sich zeigte, das Haupt aber der guten Mutter vor Sorgen grau und zitternd wurde.

Während wir länger denn ein halbes Jahr in der Gefangenschaft schmachteten, hatten unsre tief um uns bekümmerten und besorgten Freunde alle Kräfte und Mittel zu unsrer Befreiung aufgeboten. Mehrere unsrer Begleiter, welche dem feindlichen Ueberfall entronnen waren, erreichten noch vor Tagesanbruch mit ihrem Boote das Schiff, dessen bewaffnete Mannschaft, in Verbindung mit einer Schaar venezianischer Seeleute, die Rettung unsrer Freunde bewirkt hatte. Die Nachricht, welche sie mit sich brachten, mischte bittern Schmerz in die Freuden des Wiedersehens. Der treue Marcello ließ sich nicht bewegen, in Gesellschaft der Andren, deren Retter vornämlich er gewesen war, nach dem sichren Zufluchtsort an der italienischen Küste zu gehen; nur von Etienne begleitet, kehrte er auf einem kleinen Fischerboote nach der Stätte der Kämpfe und Todesgefahren zurück. Er war zuerst auf einer der kleinen Felseninseln, welche in der Nähe von Parenzo liegen, gelandet, als er aber hier, selbst in der armseligen Kleidung

eines Fischers, sich vor Nachspürungen nicht ganz sicher sahe, und die Nachrichten, die er sich von seinem Freund in Rovigno verschafft hatte, noch gefahrdrohender lauteten, flüchtete er sich auf einem griechischen Fahrzeuge nach der Insel Cherso, welche damals nicht mehr so eng von den venezianischen Nachspürungen umstrickt war, als die Küstenstädte der Halbinsel. Dort fand er Gelegenheit, genauere Nachrichten über den ganzen Stand der Dinge einzuziehen; nur der Ort, an welchem wir gefangen saßen, blieb ihm lange Zeit unbekannt. Auch hätte ihm dieses, seitdem man uns nach Pisino gebracht, wenig genützt, denn an eine gewaltsame Befreiung war jetzt nicht mehr zu denken. Dagegen war ein andres Mittel geblieben; dies war der Einfluß des guten Bischoffs von Pola, welcher durch die Bemühungen unsrer frei gewordnen Freunde in Italien kräftig unterstützt wurde. Selbst von Rom aus hatte man zu unsern Gunsten gewirkt.

So wie die Sache jetzt offenkundig da lag, konnte kein Zweifel bleiben, daß der böswillige Hauptmann bei unsrer Verhaftung nicht nach seiner Dienstpflicht, sondern gerade gegen dieselbe gehandelt habe. Ihm war es befohlen gewesen, die Küstengegend zwischen Citta nuova und Parenzo mit seinen Truppen zu bewachen, denn dort hatte man, nach den selbst von ihm ausgespürten Bewegungen, freilich nicht so bald und auch von ganz andrer Seite her, einen Ausbruch der Unruhen gefürchtet, statt aber diesem Befehl nachzukommen, hatte er alle ihm anvertrauten Mittel dazu gemisbraucht, um zwei Menschen, welche offenbar an dem in seinem Rücken vorgefallenen Aufstande keinen Antheil hatten, gegen alles Recht in seine Gewalt zu bekommen. Es kamen bei dieser Gelegenheit noch andre Schändlichkeiten dieses Menschen an das Licht, welche ihn

vielmehr selber als einen Landesverräther erscheinen ließen, statt jener, die er unter solchem Namen hatte verdächtig machen wollen. Er fiel deshalb in die Grube, die er Andren gegraben hatte; mit dem Befehl zu unsrer Freilassung kam zugleich jener andre aus Venedig, daß man den pflichtvergeßnen Offizier verhaften und dorthin bringen solle, wo ihn wahrscheinlich die Rache für eine lange Reihe von Vergehungen wird ereilt haben.

Was soll ich aber von unsrem Glücke sagen, das uns wie ein heller Morgen mitten in finstrer Nacht aufgieng. Als zu mir eines Morgens, statt des feindseligen Hauptmannes, ein andrer Offizier mit dem Gefängnißwärter hereintrat und mir meine Befreiung ankündigte, als der Kerkermeister meine Ketten aufschloß und ich nun hinauswankte an die freie Luft, als mich hier der für todt gehaltne Giuseppe mit Freudenthränen bewillkommte, da war mir wie einem selig Träumenden. Der Traum wurde erst zum recht gewissen, freudigen Wachen, da man mich in die Wohnung führte, wohin Charlotte, nachdem man sie auf's Vorsichtigste auf diesen Sturm der Freude vorbereitet hatte, schon gebracht war. Hier fand ich die Geliebte, mit meinem Kinde, von dessen Daseyn ich jetzt erst etwas erfuhr. Wir konnten lange Zeit nicht durch Worte miteinander sprechen, wir sprachen aber auf andre Weise, so daß die Bewegung der Theilnahme an dem Schicksal des unschuldig gefangen gewesenen Paares auf alle Anwesende übergieng.

Nur einen Tag wendeten wir zu der uns beiden nöthigen Erholung an, dann eilten wir hinweg aus der Stadt, welche, selbst nach dem großen Heile, das uns zuletzt in ihr widerfahren, so schmerzliche Erinnrungen weckte. Wir waren während der Gefangenschaft um all

das Unsrige gekommen, doch fanden wir auch für unsre Weiterreise schon reichlich gesorgt. Giuseppe war der treue Ueberbringer einer Geldsumme, die er mittelbar von unsern Freunden erhalten hatte. Diese warteten unsrer, denn das Landen auf der Halbinsel hätte sie und uns in Gefahr einer neuen Verhaftung gebracht, auf einem wohlbewaffneten, fremden Schiffe, zu welchem wir von Rovigno aus hinfuhren. Auf dem Schiffe fand ich, mit der theuren Mutter zugleich den ehrwürdigen Vater Gregorio, den ich jetzt zum ersten Male in meinem Leben umarmte. Aber es war hier noch ein andrer, mir und meiner Charlotte näher stehender Mann zu begrüßen: der eigentliche, rechte Vater meines geliebten Weibes. Dieses war der alte Admiral, dessen ich schon öfter erwähnte. Er stund da, mit einem Gesicht wie von Eisen, das keiner Bewegung fähig schien. Als man jedoch Charlotten sagte, dies ist dein rechter Vater, und diese nun, unter Thränen lächelnd, an seine Brust sank, da ward auch auf seinem Gesicht ein Lächeln bemerkt. Er sahe dieses im Blute seiner Kampfgenossen getaufte Kind heute zum ersten Male, und ihre Berührung wirkte wahrhaft wunderbar auf den Greis. Denn nach wenig Stunden wurde seine, im gewöhnlichen Leben von tiefem Gram wie gelähmt erscheinende Zunge wieder gelöst, und bald lebte sein Herz wieder zur Empfänglichkeit für die Freuden wie für den Schmerz des Lebens auf; die Last der entsetzlichen Erinnrungen, die bis dahin ihn so schwer gebeugt und beengt hatte, war auf immer von ihm genommen.

Das Hochzeitsgeschenk.

So weit war Vater Willibald mit seiner Erzählung gekommen, da trat Julie mit der Mutter in die Laube herein. Dr. Ferber hätte gern noch Einiges erfragt; seine Braut hatte jedoch so Vieles und solche Dinge mit ihm zu reden, daß sie ihm mit dem Herzen zugleich auch die Ohren und die Zunge gefangen nahm. Vater Willibald lächelte und schlug vor, die Erzählung für heute abzubrechen und hineinzugehen zu den Großeltern ins Zimmer, welche mit den Kindern und Enkeln das freilich verspätete Abendbrod einnehmen wollten. Ohnehin, sagte Julie, kam ich eigentlich deshalb her, um den Vater und meinen Bräutigam hineinzuholen. Denn der gute Großpapa, der heute in ganz besonders heitrer Stimmung ist, hat unser mehrmalen wiederholtes Anerbieten, ihm und der Großmama das Abendessen nach ihrer gewohnten Ordnung früher zu bereiten, durchaus nicht angenommen, sondern hat geduldig gewartet, bis wir mit unsern vielen Geschäften und Vorbereitungen für den morgenden Tag fertig waren, damit er noch ein wenig mit seinen Kindern beisammen seyn könne. Uebrigens haben sich die guten Großeltern während der Zeit aufs Anmuthigste mit einander unterhalten, denn so viel ich beim Hin- und Wiedergehen vernehmen konnte, erinnerten sie sich gegenseitig an ihre Verlobung und Hochzeit, und wurden dabei ganz jugendlich warm und aufgeweckt.

Die beiden Paare der Liebenden, das ältere wie das jüngere, giengen hinein ins Haus, wo sie die Großeltern Hand in Hand beisammensitzend und ganz fröhlich miteinander plaudernd fanden. Wir haben, sprach Vater Gregoire, so eben eine gar schöne Reise gemacht in fernliegende

Zeiten und Länder; wir beschauten mit einander die Bilder, die gar tief im Herzen stehen, von den Begebenheiten unsrer Brauttage und der ersten Jahre unsrer Ehe. Es hat sich gezeigt, daß die Farben dieser Bilder noch so frisch und lebendig sind, als wären sie erst gestern in die Seele hineingetragen worden.

„Es muß heute in der Luft liegen, sagte Vater Willibald; ich meine, das Brautpaar hat uns Alle mit seiner eigenthümlichen Gemüthsbewegung angesteckt, auch ich habe meinem lieben Schwiegersohne von meinem Bräutigamsstande und meiner Vermählung mit Charlotten erzählt, und mir ist's dabei so innig wohl geworden, als wenn ich wirklich an der Hand der geliebten Braut wieder im Haus und Garten meines seligen Schwiegervaters zu Rovigno herumgienge; so wohl, daß mir auch das, was ich dem guten Doctor von den Jammerstunden unsrer Gefangenschaft erzählte, keine so starken, schmerzlichen Gefühle aufregte, wie andre Male, wenn die Rede etwa ganz allein auf diese traurigen Sachen kommt.

Armer Willibald, sagte Vater Gregoire, dir ist freilich gleich in die ersten Stunden des Frühlinges deiner Liebe ein furchtbarer Nachwinter hereingebrochen, doch mit all seinen Stürmen und seiner grimmigen Kälte hat er die Blüthen eures Lebens nicht zerstören können. Ist ja selbst die eine, die am meisten dabei gelitten zu haben schien, hier unsre Julie wieder aufgelebt und frisch geworden. Uns beiden, mir und meiner geliebten Heloise da, ergieng es freilich etwas Anders; uns sind die ersten Jahre unseres Ehestandes in einer wahrhaft paradiesisch lieblichen Weise vergangen. Drei Welttheile sind Zeugen dieses unsres Glückes gewesen; denn der Ort, an welchem wir uns vor dem Altar unsres Gottes die Liebe, welche gemeinsam

nur Ihn, den lebendigen Gott ersehnt und Sein Wohlgefallen sucht, so wie das Treuseyn bis zum Tode, gelobten, liegt in einem Alpenthal von Piemont. Es war noch Sommer, als wir daselbst unsre Vermählung feierten, uns war es aber dort unter den armen, frommen Hirten so wohl zu Muthe, das kleine Landhaus, das wir, nur in Etiennes und einer treuen Dienerin Gesellschaft bewohnten, erschien uns so unvergleichbar viel köstlicher, als die Paläste von Paris, die wir kurz vorher verlassen, daß wir es nicht bemerkten, wie der Winter in das hochgelegne Thal seinen Einzug hielt, und die hohen Mauern seines Schnees um unser Häuslein herumlegte. Wenn die Schneeflocken in dichten Wolken vor unsern Fenstern niedersanken, oder wenn die hindurchbrechende Sonne uns verrieth, daß nun wieder bald dieser bald jener Gebirgspaß, der zum Dorfe führte, durch die Schneefalle verschlossen sey, bis wir zuletzt ganz von der übrigen Welt abgetrennt waren, da fühlten wir nur in einem noch erhöhterem Maaße unser Glück. Denn gerade nach dieser Einsamkeit, nach dieser äußren und innren Stille, nach diesem ungestörten Genuß eines Friedens, den die irdische Liebe nur dann uns giebt, wenn sie aus der himmlischen wiedergeboren ist, hatten wir mit dem heißesten Drange uns gesehnt, während uns das wüste Geräusch und Getümmel der Hauptstadt so lange in seinen friedensloſen Kreisen herum wirbelte. Wir waren mit Allem, was zur Erleichtrung des Lebens gehörte, versorgt; manche Stunde erheiterten uns Gesang und Harfenspiel; am Abend war gewöhnlich der alte, wahrhaft ehrwürdige Pfarrer des Ortes, für welchen Etienne den Weg durch die Schneemassen sorgfältig offen erhielt, unser Gast. Als uns der Donner der stürzenden Lawinen den nahenden Frühling verkündete, und

bald hernach das erste Grün im Thale erschien, da zogen wir durch einen der wieder geöffneten Pässe hinaus aus dem Thale der guten Hirten.

Der zweite Ruhepunkt, da unser Glück sich Hütten baute, lag an einem Hügel auf der Insel Chios, im Schatten der balsamisch duftenden Mastix-Terebinthen. Dort in dem Hause, das die Weinrebe umschlang, auf dessen Flur der Wind, wenn er vom blauen Meere heraufkam, die Blüthenblätter der Orangen und Citronen hinstreute, genoß meine geliebte Heloise die Freuden der Mutter. Das Kind spielte noch sein Spiel mit den gezähmten Turteltauben und Lämmern zu unsern Füßen, als wir, ein Jahr nachher, an einer der Mündungen des Niles unter Palmen wohnten. Es hatte schon damals seine Freude an der hehren Gestalt der Palmen; möge seine Seele hier auf Erden, oder doch dort, die Palme errungen haben, welche niemals welkt.

Ja, meine Lieben, fügte, ernster werdend, der Großvater Gregoire hinzu, wir beiden, ich und Heloise, bedurften eines längeren Erstarkens und Gedeihens im Schatten des Friedens und der stillen Freude, denn uns stunden auch ungleich längere Zeiten des Jammers und der Trennung von dem Liebsten, das wir hatten, bevor; es ist kein Geringes, ein einiges Kind auf solche Art zu verlieren, daß man nicht weiß, ob nicht mit dem Leib zugleich auch die Seele ins Verderben gerathen ist.

Der Greis schwieg, die Großmutter Gregoire trocknete sich mit ihren zitternden Händen eine Thräne. Als das Gespräch von neuem begann, hatte es freilich eine andre Richtung und andern Inhalt angenommen, denn vorher; Eines aber war ihm geblieben: dies war der Geist jenes innern Wohlseyns und Friedens, welcher uns der

beste und sicherste Führer in Freud wie in Leid, und eben sowohl zum Traualtar als zum Grabe ist. Vater Gregoire hatte heute den innersten, besten Schatz seines Herzens aufgethan, er theilte den Tischgenossen, vor Allen aber dem jungen Brautpaare, Gaben mit, die noch auf ganz andre Weise, denn die Zaubergroschen der Volkssage, im innren Haushalt dessen, der sie empfängt, ihres Gleichen erzeugen und sich vermehren, weil sie die schaffende Macht des Göttlichen selber in sich tragen und von Kräften der Ewigkeit durchdrungen sind.

Der Hochzeittag war gekommen; die Braut trat festlich geschmückt aus ihrem Zimmer hervor, denn der Gang zum Traualtar sollte heute, schon in den frühen Stunden des Morgens, der erste seyn, den sie an diesem Tage machte. Das glückliche Paar, an der Seite solcher Großeltern und Eltern, zur Kirche wandelnd, deren Stufen Juliens jüngere Geschwister und Freundinnen mit Blumen bestreut hatten, dachte dort, vor dem Altare Gottes, nicht zum ersten Male an das, was die menschliche Liebe zu einem Vorschmack des Himmels und zu einer Führerin nach diesem macht; es hatte diese Gedanken mit sich zum Altar gebracht, und nahm sie in einem geistig erhöhteren, geheiligterem Maaße von dort wieder mit sich nach dem Hause.

Als Dr. Ferber bei der Heimkehr die Schaar der in der Kirche versammleten, theilnehmenden Landleute begrüßte, trat ihm auf einmal sein wohlthätiger Freund, der Handwerksmann aus Taraskon, in einem stattlichen, hochzeitlichen Kleide entgegen. Vater Willibald hatte ihn zu dem Feste eingeladen und neu gekleidet, überhaupt trugen dem armen Manne die Scherflein, die er an den kranken Doctor gewendet, von heute an reiche Zinsen. Aber

noch einen andern lieben Gast fand der Doctor im Hause selber, dies war sein, so eben mit Extrapost angelangter, Schwager aus Deutschland, der einzige nähere Verwandte, den er noch im lieben Vaterlande lebend hatte. Der sonst so vielbeschäftigte Mann hatte, als er den Brief erhielt, der ihm den Tag der Hochzeit des Doctors meldete, dem Rathe der Aerzte, seine geschwächte Gesundheit durch eine Reise herzustellen, endlich einmal Gehör geschenkt, und war eiligst von Frankfurt aus, wo er die Messe abgewartet, über Straßburg und Lyon hieher gereist. Er kam gerade in der rechten Stunde, um die Freuden dieses Tages auf eine mehrfache und unerwartete Weise zu erhöhen. Die beiden Schwäger begrüßten sich mit Thränen der Freude, und der neue Ankömmling war gleich von der ersten Stunde an so einheimisch in der Familie des Vater Willibald, als habe er schon seit Jahren in dieser gelebt.

Das Hochzeitsmahl war in dem größesten Saale des Hauses, im oberen Stocke, bereitet. Man hatte viele Gäste aus der Nachbarschaft geladen; der beste von Allen war aber doch die Freude, die Jeder als nächsten Nachbar in sich und bei sich führte.

Nach der Mahlzeit hatten sich die meisten Tischgenossen in den Garten zerstreut, wo für Musik und, nach der Sitte des Landes, für einen harmlosen, zierlichen Tanz des jüngeren Volkes gesorgt war. Das Brautpaar hatte nur kurze Zeit, der Ehre halber, an diesem Vergnügen Theil genommen, Julie war dann in das Zimmer der theuren Großeltern gegangen, der Doctor aber mit seinem Schwager in das Zimmer, welches man diesem lieben Gaste eingeräumt hatte. Der Schwager öffnete seinen Reisekoffer, um einige Hochzeitsgeschenke hervorzusuchen, die er noch heute dem Brautpaar übergeben wollte; dem

Doctor

Doctor hatte er indeß ein Käſtlein ſammt dem dazu gehörigen Schlüſſel überreicht, welches Ferbers Eigenthum und ein Theil ſeines Erbtheiles war, denn es enthielt die Schmuckſachen ſeiner ſeligen Mutter. Ei, wie gerufen kommt mir dies, ſagte der Doctor, als er einen Blick auf den Inhalt des Käſtchens geworfen hatte; ich finde hier etwas, an das ich kaum noch gedacht hätte, und das ich ſogleich meiner lieben Braut als Hochzeitsgabe zuſtellen will.

Er trat ins Zimmer der Großeltern. Auf wie ſeltſame Weiſe wiederholte ſich hier Etwas, das freilich unter ganz andern Umſtänden ſchon da geweſen war. Julie ſaß in derſelben Ecke des Sofas, an der ſie damals geſeſſen, als ſie ihr nahes Ende erwartete; ſie war großentheils in dieſelben Gewänder gekleidet, die ſie an jenem Tage als vermeintliche Sterbekleider getragen; die Großmutter Gregoire ſaß in demſelben Lehnſtuhle, der Großvater ſtund gerade ſo neben ihr, wie am Tage der Verlobung. Ferber ward bei dieſem Anblick von einem leichten Schrecken ergriffen; Julie bemerkte es und lächelte. Ich kann deine Gedanken errathen, ſagte ſie, es waren gewiß dieſelben, die wir auch ſo eben gegen einander ausſprachen. Welche Erweiſungen einer göttlichen Erbarmung liegen zwiſchen dem Tag unſrer Verlobung und dem heutigen unſrer Vermählung!

Der Doctor ſetzte ſich hin zu der lieben Braut, und drückte ihr gerührt die Hand. Siehe da, ſagte er, indem er das Käſtlein aufthat, noch ein Hochzeitsgeſchenk, das ich dir im Namen meiner unvergeßlichen Mutter überreiche. Hier aber betrachte erſt ihr eignes Bildniß, ehe ich dir das fremde zeige. Er gab ihr ein Miniaturbild ſeiner Mutter in die Hand, welches dieſelbe, gemalt von der Hand

eines trefflichen Künstlers, als Braut darstellte. Wie schön muß deine Mutter gewesen seyn, sagte Julie, und wie fromm und gut hat sie ausgesehen. Sie reichte das Bild der Großmutter hin, Herr Gregoire warf anfangs einen weniger theilnehmenden, dann einen aufmerksam forschenden Blick darauf, und gab es hierauf der Großmutter mit den Worten zurück: welche Aehnlichkeit mit einem nun veralteten, lieben Angesicht! — Die Großmutter schwieg.

Auffallend, sagte der Doctor, ist die große Aehnlichkeit jenes Portraits meiner guten Mutter hier mit einem andren, welches sie als einziges Erbtheil ihrer frühe verlorenen Eltern mit sich nach Deutschland und in das Haus ihres Pflegvaters, des alten Subrector Müller, gebracht hat, und das sie immer als ein Heiligthum bewahrte. Es stellte ihre Mutter — meine Großmutter — dar, und meine Mutter konnte dieses Bildniß fast niemals ohne Thränen betrachten, denn aus der Erinnrung ihrer frühesten Kindheit wollte sie wissen, daß das Bild sehr treu sey.

Er reichte bei diesen Worten das kleine Gemälde Julien in die Hand. Es war in einem Medaillon von ganz besondrer Form gefaßt, an den größeren Kreis desselben, welcher das Bild umgab, schloß sich unten ein kleinerer an, auf dessen Goldgrund eine Art von Wappen mit sieben Sternen und mehrere arabische Buchstaben eingegraben stunden. Was bedeutet diese Schrift? fragte Julie. Ich habe es gewußt, antwortete der Doctor, aber es ist so lange her, seit ich das gute Bild nicht mehr sahe, daß ich es ganz wieder vergessen habe, und Arabisch kann ich nicht lesen. — Siehe, sagte Julie, hier unter dem Gemälde steht auch eine kleine Schrift, und diese ist französisch, die werde ich wohl entziffern können. — Was du

für Augen hast, sagte der Doctor, diese Namenszüge habe ich noch niemals bemerkt.

Die scharfsichtige Braut hatte indeß alle einzelnen Buchstaben der feinen Schrift erkannt, sie las nun ohne Anstoß: Heloise Comtesse de Chamesson. Die Großmutter hatte alle Worte, welche die beiden sprachen, mit großer Spannung gehört; sie streckte jetzt die Hand, welche stärker zitterte denn gewöhnlich, nach dem Bilde aus, Julie reichte es ihr, es wäre jedoch der Großmutter, sobald diese es näher ins Auge gefaßt hatte, aus der Hand gesunken, wenn nicht der Großvater es aufgehalten hätte. Dieser legte der Gemahlin seine rechte Hand auf ihre Stirn, und sprach einige Worte in einer den beiden jungen Leuten unverständlichen Sprache, langsam und feierlich; sie klangen wie ein Gebet. Daß sie dieses seyn möchten, das bezeugte auch das Benehmen der Großmutter Gregoire, denn diese faltete ihre Hände und blieb noch lange, nachdem der Gemahl aufgehört hatte zu sprechen, in stilles Gebet versenkt. Unser Brautpaar hörte und sahe mit Staunen dem räthselhaften Thun der beiden ehrwürdigen Alten zu, namentlich aber der Doctor in höchster Spannung, denn bei dem Anhören des Namens, der ihm aus Vater Willibalds Erzählung so erinnerlich war, wachten eine Menge von Ahndungen in ihm auf.

Wie nannte sich — wenn sie anders dieses noch wußte — deine Mutter mit ihrem Vornamen? mein Sohn, fragte endlich Herr Gregoire mit einer ihm ungewöhnlichen, bewegten Stimme den Doctor. — Ich wollte dieses, erwiederte Ferber, schon am gestrigen Abend sagen, als Sie uns von den ersten Jahren Ihres Ehestands erzählten, die ernste Wendung jedoch, welche diese Erzählung nahm, verschloß mir den Mund. Sie führte denselben Vor-

namen, wie hier die liebe Großmama; sie nannte sich Heloise.

Wie alt war ohngefähr deine liebe Mutter, da sie nach Deutschland kam, fragte der Großvater weiter, und in welchem Jahre geschahe dies? Der Doctor sagte, nach einigem Besinnen: wenn ich nicht ganz irre, stund sie, als sie zu ihrem Pflegevater nach Mühlhausen kam, in ihrem fünften Jahre, und jenes geschahe, wie ich dies leicht berechnen kann, vor nun 39 Jahren, im Jahr 1763. Meine liebe Mutter war erst 18 Jahre alt, da sie sich vermählte, und ich bin das erste Kind dieser Ehe. So habe ich doch Gott Lob am längsten den wohlthätigen Einfluß dieser von Gott reich begabten und begnadigten Seele, auf mein junges Herz genossen, obgleich ich noch an der Gränze des Knabenalters stund, als sie, an den Folgen eines unglücklichen Wochenbettes, starb. Unvertilgbar fest ist mir der Eindruck geblieben, welchen besonders die Gebete ihrer letzten Stunden auf mich machten. Sie dachte in diesen Gebeten namentlich der wunderbaren Rettung aus Feindeshänden, die ihr schon in der Kindheit widerfahren war, und der gnadenreichen Führung, die sie zu uns gebracht hatte.

Also hatte, sprach Herr Gregoire, deine selige Mutter noch deutliche Erinnrungen an das, was ihr in ihrer frühesten Kindheit geschehen war? Und kannst du mir wohl Einiges von dem mittheilen, was sie euch in solcher Art erzählt hat?

Das kann ich wohl, sagte der Doctor, denn die Erzählungen meiner lieben Mutter von ihren Kinderjahren waren die liebste Unterhaltung meiner eignen Kindheit, und gerade das geheimnißvolle Dunkel, das darinnen lag, reizte meine Theilnahme am meisten. Die selige Mutter

erzählte mir, daß sie als ganz kleines Kind auf einem Schiff über ein großes Wasser gefahren sey, auch wußte sie noch, daß sie einstmals in der Nacht durch einen heftigen Stoß an ihr Bette aufgewacht sey, die Leute haben furchtbar geschrieen und getobt; das Wasser sey hineingelaufen in die Kammer; ihre Mutter habe sie auf ihren Armen getragen, man habe dann sie beide durchs Wasser, sie wisse nicht mehr wie? denn sie habe bei ihrem lauten Weinen nicht viel sehen können, hinübergezogen ans Land, wo man sie ganz naß in ein Haus brachte. Höchst wahrscheinlich ist dieses Ereigniß, dessen sich meine gute Mutter aus den allerfrühesten Zeiten ihres Lebens erinnerte, ein Schiffbruch gewesen.

Auch eines großen Feuers, wobei es entsetzlich stark, doch nicht wie ein gewöhnlicher Donner, gedonnert und gekracht habe, wußte sie sich zu erinnern. Bei dieser Gelegenheit, so erzählte sie, habe sie an ihrem linken Arme, an welchem sie uns die Narben davon noch zeigte, eine starke Verletzung erhalten, die ihr viele Schmerzen machte. Ihre Mutter, um sie in diesem kleinen Leiden zu trösten, habe ihr damals hier dieses Medaillon geschenkt, nach welchem sie schon früher ein kindisches Verlangen getragen, dieses habe sie so lieb gewonnen, daß sie dasselbe niemand Andrem mehr habe zur Verwahrung überlassen wollen; es war ihr noch in ihren spateren Jahren das liebste, theuerste Kleinod unter allen den andren Dingen, die sie besaß. An ihre Mutter konnte sie sich, wahrscheinlich weil das Gemälde des Medaillons ihr dieses erleichterte, mit großer Lebendigkeit erinnern. Es sey eine sehr schöne, gute Frau gewesen.

Ihren Vater beschrieb sie, obwohl die Erinnrung an ihn undeutlicher war, als einen Mann von sehr hoher

Gestalt und lauter Stimme. Er sey meist von Bewaffneten, von Kriegsleuten umgeben gewesen, welche Alles thaten, was er ihnen befahl, und ihn mit großer Achtung behandelten, so daß sie glaubte, er müsse ihr Fürst oder Heerführer gewesen seyn. Er, so wie seine Leute, trugen eine ganz andre, schönere Kleidung als unsre Soldaten, und der Vater hatte an seiner Mütze viel Gold und glänzende Steine. Eine Menge andrer Dinge wußte sie noch, welche darauf hindeuteten, daß sie ihre Eltern auf einem Feldzug begleitet hatte. Einmal, als sie bei der Mutter in einem Gebäude war, das sie wie eine Kirche beschrieb, hörte man viel schießen. Die Mutter war so ernst und in sich gekehrt, daß sie auf die halblauten Fragen des Kindes gar nicht merkte; sie schien zu beten und ermahnte auch das Kind, daß es beten solle, Gott möge ihm seinen Vater schützen und erhalten. Da kamen laut jammernde Weiber und auch Männer herein in das Haus. Die Mutter habe geweint, die Kleine, welche dieses noch niemals an ihrer Mutter gesehen, weinte mit. Da brachte man ihren Vater auf einer Leichenbahre hereingetragen. Er war todt, und auf seinem Gesicht wie auf seinem Gewand war viel Blut. Die Mutter hatte sich über den Vater hergebeugt, sie hatte das Kind einer Frau auf den Arm gereicht, die es hinaus trug aus dem Hause, obgleich es seine Hände beständig nach der Mutter ausstreckte und heftig weinte. Die Frau setzte sich dann mit ihm auf ein Pferd, und es waren noch mehrere Frauen und Reiter bei ihnen. Sie kamen in einen Wald, wo sie, meine Mutter wußte nicht wie viele Tage und Nächte, zwischen den Felsen wohnten. Das aber erinnerte sie sich noch, daß die Frau zu ihr gesagt habe: dein Vater ist nicht todt und er wird bald mit der Mutter hierher kommen.

Aber die Eltern kamen nicht, sondern eines Abends hörte man wieder viel schießen im Walde. Die Frauen, mit den Kindern, welche sie bei sich hatten, verbargen sich, so gut sie es vermochten, in den Felsen und Gebüschen. Man entdeckte sie hier doch, es kamen häßliche, bärtige Leute, die man in der Beschreibung meiner Mutter leicht als Türken erkannte, diese rissen die schreienden Frauen und Kinder aus ihren Schlupfwinkeln hervor und nahmen sie mit sich fort. Es war finstre Nacht, die Türken ritten weit und lange, meine Mutter, müde von dem vielen Weinen, war doch zuletzt eingeschlafen. Da sie am andren Morgen erwachte, fand sie sich, noch immer in das Tuch eingewickelt, in welchem ihre Wärterin sie getragen, am Boden liegend. Um sie her waren viele Kinder, auch einige erwachsene Jungfrauen oder Frauen, die Wärterin aber war nicht unter ihnen. Die Kleine wickelte sich aus ihrem Tuche los und sahe umher. Sie befand sich in der Nähe vieler Zelte, in einer Art von Verschlag, welcher einer Schafhürde glich; auf dem Boden lag Stroh. Die Frauen weinten, die Kinder schrieen nach ihren Müttern, auch meine Mutter begleitete diese Klagetöne mit ihrer Stimme. Ein Türke hatte, als sie aus dem Tuche sich loswickelte, das Medaillon mit dem Gemälde an ihr gesehen. Er trat herein in die Umzäunung und wollte dem Kind das zum Theil goldne Kleinod entreissen, meine Mutter schrie aber so jammervoll, daß ein andrer Türke, der, wie es schien, ein vornehmer Mann war, jenem einige heftige Worte sagte, welche das Kind nicht verstund, worauf derselbe von seiner Räuberei abließ.

Aus den weitren Erzahlungen meiner guten Mutter gieng hervor, daß sie bald hernach weit über Berge und Flüße sey geführt worden. Ein alter Türke, der sehr gut

gegen das Kind war und es ihm an keiner Pflege fehlen ließ, hatte es mit sich genommen. Das Uebrige wußte man aus den Berichten ihres nachmaligen Pflegevaters, des alten Müller, genauer als von ihr selber.

Ein wahrhaft christlicher Kaufmann aus Hamburg, ein Verwandter des Subrector Müller, der in Handelsgeschäften auf der Donau hinab, bis an die türkische Gränze, gereist war, hörte in Semlin davon erzählen, daß nach der letzten großen Niederlage der Griechen in Morea so viele Christenkinder in die Hände der Türken gefallen seyen. Unter andren hätte ein reicher Türke in der Nähe von Semendria ein kleines Christenmädchen, von wunderbarer Schönheit, mit sich gebracht, das man nun leider als Türkin, für den Harem irgend eines Mohamedaners, auferziehen werde. Diese Nachricht gieng dem ehrlichen Hamburger durch's Herz. Er erkundigte sich näher, und durch ansehnliche Geldopfer gelang es ihm, das Kind von dem Türken loszukaufen. Er fragte hierbei genau nach, ob denn gar nichts vorhanden sey, das vielleicht zum Auffinden der Eltern der Kleinen führen könne; der Türke zeigte das Medaillon, das er seit einiger Zeit dem armen Kinde genommen, zum Glück aber noch nicht verhandelt hatte. Auch dieses brachte der Hamburger um einen verhältnißmäßig hohen Kaufpreis an sich, nahm dann das Kind mit sich ins Vaterland, und da er selbst als kinderloser Wittwer und bei seinen öfteren Reisen außer Stand war, für die Erziehung seines Pfleglings nach Wunsche zu sorgen, vertraute er die kleine Waise seinem Vetter in Mühlhausen an. Bei seinem Tode hat dann auch jener edle Wohlthäter, meiner Mutter die Hälfte seines ansehnlichen Vermögens als Erbtheil vermacht, denn er betrachtete dieselbe eben so wie die Tochter seines ver-

ſtorbenen Bruders, als ein Kind, das Gott ihm ſchenkte, und an welchem er alle Vatertreue erweiſen müſſe.

Die beiden Alten hatten die Erzählung des Doctors mit ſichtbar großer Bewegung angehört; die Mutter Gregoire hatte ihr zitterndes Haupt emporgehoben und kein Auge von dem Erzähler verwendet; Herr Gregoire aber war ihm näher getreten. Er ergriff ihn jetzt bei der Hand und führte ihn hin zu dem Lehnſtuhl der Großmutter. Hier, ſagte er, du Sohn unſres einzigen Kindes, unſer lieber Enkel, begrüße zuerſt deine Großmutter und empfange ihren Segen, denn dieſe hat am meiſten erlitten um des verlornen Kindes willen, ihr gebührt dieſe Freude zuerſt. Der Doctor, der für ſein freudiges Erſtaunen keine Worte fand, küßte der theuren Mutter ſeiner Mutter die Hand, ſie zog ihn an ſich und rief laut: nun will ich gerne ſterben, da ich in dir mein eignes verlorenes Kind wieder gefunden. Auch der Großvater drückte den Enkel mit Feuer an ſeine Bruſt, und die Braut ſchloß ſich an die Gruppe der innig Glücklichen an; galten doch alle Worte des Segens, welche die Großeltern über den Bräutigam ausſprachen, auch ihr, der Vermählten des Enkels.

Die junge Braut konnte indeß das Gewicht dieſer Freuden nicht allein tragen; ſie mußte es mit den Ihrigen theilen. Gerufen von ihr und mit einigen Worten, von dem was vorgieng, unterrichtet, waren Vater Guillibaud und ſeine Charlotte, bald hernach auch Ferbers Schwager, und Juliens älteſte Geſchwiſter, ins Zimmer hereingetreten. Eine Frage, lieber Vater, ſagte der Doctor zu Herrn Guillibaud, die ich geſtern ſo gerne noch an Sie gerichtet hätte, iſt mir nun ſchon, auch ohne Ihr Zuthun, beantwortet; ich weiß jetzt auf einmal, wo und wann Sie die Schweſter Ihres edlen Malteſers, die Gräfin von Cha-

messon, gefunden haben und wer diese war. Schwerlich konnte ich mir aber, als Sie diesen Namen aussprachen, der mir allerdings so lautete, als hätte ich ihn in früheren Jahren schon nennen hören, es denken, daß diese nämliche Gräfin Chamesson meine wirkliche, leibliche Großmama, und zwar die nämliche sey, die ich nun seit einem halben Jahre mit euch Andren Großmama genannt habe.

Herr Guillibaud umarmte, herzlich gerührt, den jetzt mit doppelten Banden der Verwandtschaft an sein Haus verbundenen Schwiegersohn, und sagte dann lächelnd: Wer hätte das errathen mögen, daß der kranke, österreichische Regimentsarzt, den ich im vorigen Winter ohnmächtig in meine Mühle hereintragen ließ, eine Mittelsperson werden sollte, durch welche die Freundschaft, die mich bisher mit den Pflegeltern meiner lieben Charlotte verband, zu einer wirklichen Blutsfreundschaft wird. — Am innigsten war, nächst den Großeltern und ihrem wieder gefundnen Enkel, die gute Madame Guillibaud durch die glückliche Entdeckung bewegt; einer ihrer liebsten, angelegentlichsten Wünsche, nur Dem offenbar, der unsre verborgensten Wünsche kennt, war ihr, seit jenen Jahren, wo sie die Geschichte ihrer Pflegeltern kennen lernte, der eine gewesen, daß doch Vater und Mutter Gregoire noch eine beruhigende Kunde über ihr verlorenes Kind empfangen möchten, und dieser Wunsch war nun erfüllt.

Die Großeltern saßen jetzt mit Ferber und seinem Schwager — an Ferbers Seite war auch Julie — noch stundenlang beisammen, um Alles, was die beiden wußten, von ihrem lieben Kinde zu erfahren. Was sie erfuhren, das konnte doch, im vorherrschenden Maaße, nur Freude erwecken; ihre Tochter, dies erkannten sie, hatte das rechte, das schönste Glück des Lebens auf Erden ge-

nossen, und war, mitten in diesem Glück, frühe für ein seliges Leben der Ewigkeit reif geworden; sie war in allem ihren Thun und Wesen selber eine reich Gesegnete gewesen, und war Allen, die ihr näher stunden, zum Segen geworden. Die Mütter Gregoire und Guillibaud wollten jetzt in jedem Gesichtszuge, in jeder Bewegung des Doctors kleine Aehnlichkeiten finden, jene mit seinem Großvater Gregoire, diese mit seiner hier im Portrait dargestellten Mutter, und mithin auch mit der dieser vormals sehr gleichenden Großmutter; die beiden Frauen behaupteten auch, es seyen ihnen manche dieser Züge der Uebereinstimmung schon auffallend gewesen, nur hätten sie sich das Wie? und Woher? derselben nicht zu erklären vermocht. Vater Gregoire sagte: ich will mich nicht rühmen, daß ich Gottes verborgne, wunderbare Führung in dieser Sache errathen, oder noch weniger verstanden hätte, daß aber der kranke junge Deutsche eine besondre Sendung und Friedensbotschaft an uns habe, das ahndete ich seit den ersten Stunden, in denen er mich Blicke in sein Innres thun ließ. Einen ganz besondren, mir selber unbegreiflichen Zug der Liebe — ich schrieb ihn später bloß der innren Verwandtschaft der Seelen zu — fühlte ich übrigens von dem ersten Augenblick gegen ihn, in welchem ich ihn, hülfsbedürftig und krank auf seinem Bette liegen sahe.

Das Gerücht von dem neuen, freudigen Ereigniß, das sich im Hause des Herrn Guillibaud zugetragen, war indeß auch herunter in den Garten, zu den versammleten Hochzeitsgästen gedrungen. Zwar blieb diesen der größte Theil des Zusammenhanges der Begebenheiten noch geheimnißvoll und dunkel, sie waren jedoch an dieses Dunkel, das über der Geschichte der von ihnen Allen so hochgeehrten Familie Guillibaud schwebte, schon gewöhnt, und

Keiner gab sich, die so oft als vergeblich befundne Mühe irgend eine weitre Frage zu thun. Man wußte doch das Eine, daß der gute, deutsche Doctor, der Freund und neue Mitbürger, den Alle so lieb hatten, der Sohn einer Tochter des alten Herrn Gregoire sey, von welcher dieser seit vielen Jahren nichts mehr gehört hatte. Das gute Volk wollte seine Theilnahme an der Freude des alten Wohlthäters der ganzen Gemeinde, ja der gesammten Landschaft, auch auf seine Weise ausdrücken; die Landleute hatten auf ihre Kosten eine Menge der brennenden Lampen an die Bäume der Allee gehangen, und sie brannten, auf dem Hügel ober dem Weinberg, ein Feuerwerk ab; die ländliche Musik, wie das Abfeuern der Gewehre, womit sie diese kleinen Festlichkeiten begleiteten, wurden wenigstens durch den Grundton der Liebe, aus dem sie hervorgiengen, in einen nicht unharmonischen Einklang mit der Stimmung der in Liebe glücklichen Familie gesetzt.

Zeigte doch selbst der sonst so ernste Herr Gregoire den guten Leuten dadurch seine Dankbarkeit, daß er zu ihnen herunterkam in den Garten, und ihr lautes Jubelgeschrei sich gern gefallen ließ. Auch dem ehrlichen, alten Etienne, der ganz außer sich vor Freude war, als man ihm sagte, daß der Doctor ein Kind der von ihm oft auf den Armen getragnen, verlornen Tochter seines Herrn sey, wurde heute mancher kräftige Ausbruch der alten Matrosengewohnheiten zu gute gehalten.

Das junge Ehepaar hatte schon vor der Hochzeit den Bitten der Eltern, wenigstens noch eine Woche nach seiner Vermählung in ihrem Hause zu bleiben, nachgegeben, man machte jedoch täglich eine Spazierfahrt, oder auch einen Spaziergang nach der nahe gelegnen, künftigen Wohnung. Was die gute Mutter Guillibaud, seit der glück-

lichen Entdeckung, die das Hochzeitsgeschenk herbeiführte, geahndet hatte, das geschah freilich; eines Abends sagte der Vater Gregoire zu seinen Pflegkindern: ich weiß, ihr Lieben, ihr werdet es mir und meiner alten, treuen Ehegenossin gern vergönnen, daß wir dem natürlichen Zuge der Liebe zu dem Sohne unsrer Tochter folgen und ihm, so wie seiner Julie, nachziehen. Sind und bleiben wir doch nicht bloß nahe Nachbarn, sondern tägliche Genossen all euerer Freuden und Leiden. Dort bei dem Hause des Enkels will ich jetzt auch, wie bei dem eurigen, Pflanzungen der sichtbaren Gärten und Weinberge begründen, an deren Schatten und Früchten sich der Urenkel und seine Kinder erfreuen sollen; die geistigen Pflanzlinge, die ich hier in eurem Hause habe, bleiben mein Augenmerk und meine liebe Beschaftigung wie bisher. Ich bin rüstig genug, täglich zu euch zu kommen; der Großmutter möchte es, wenn sie hier wohnen bliebe, schwer fallen, den Enkel so oft zu sehen, als sie dies wünscht. Er ist ihr ein spät am Abend wiedergefundnes, liebes Kleinod, das sie gern noch so lange mit ihren Augen betrachten möchte, als es ihr Tag bleibt. Ueberdies wißt ihr auch, wie sehr sie an Julien, ihren Liebling, von frühester Kindheit an gewöhnt ist. Sie hat diese bisher fast ununterbrochen, bei Tag und bei Nacht, um sich gehabt, und in dieser alten, guten Gewohnheit, so weit es gehen kann, wollen wir die zärtliche Mutter nicht stören.

Julie und ihr Mann waren, schon ehe der Großvater Gregoire diesen Wunsch aussprach, nicht nur von ihm unterrichtet und ganz mit ihm einverstanden gewesen, sondern sie hatten durch ihre Bitten den Plan der guten Großeltern, zu ihnen zu ziehen, wo nicht geweckt, doch zur Reife gebracht. Auch jetzt stellte sich das junge Ehepaar den bei-

den Alten mit seinen Vorstellungen und Bitten hülfreich zur Seite, und Mutter Guillibaud mußte, freilich unter manchen Thränen, dem Vorschlag, der sie, wenn auch nicht auf weite Fernen, von der lieben Pflegemutter trennen wollte, nachgeben. So wurde denn allmälig der Umzug, auch der Geräthschaften der Großeltern, nach Ferbers Landhaus, ausgeführt, und von Julie die Einrichtung für die Aufnahme so lieber Hausgenossen getroffen.

Der erste, welcher, und dieses zwar schon wenige Tage nach der Hochzeit, in das Ferbersche Landhaus einzog, das war der künftige Thürhüter und Hausmeister desselben: der alte, gute Etienne. Denn daß dieser nicht ohne seinen Herrn, und getrennt von ihm, leben mochte, läßt sich nach einer fast funfzigjährigen Gewöhnung an seine Nähe, leicht begreifen. Auch das Gregoire'sche Ehepaar war diesem treuen Diener so dankbar zugethan, daß es den Wunsch, ihn bis ans Ende bei sich zu behalten, nicht unterdrücken konnte. Etiennes Stelle im Haushalt des Herrn Guillibaud nahm bald hernach der ehrliche deutsche Handwerksmann aus Taraskon ein, der sich in Kurzem ganz in das Geschäft hineinarbeitete, und, nach so manchem Jahre der Noth und der Leiden, hier eine Verpflegung, und bei all seiner Geschäftigkeit ein Ausruhen fand, wie er noch niemals genossen.

Ferbers Schwager hatte, als er seine Erholungsreise weiter nach den südlicheren Gegenden des Landes fortsetzte, noch nicht Abschied von dem ihm so lieb und theuer gewordnen Hause genommen, sondern war mit dem Versprechen geschieden, auf seinem Rückweg von neuem hier zu verweilen. Die Liebe zu den Großeltern und zu dem Bruder seiner ihm unvergeßlich theuren Gemahlin, war ihm ein so kräftiger Zug, daß er mehrmalen sich die Mög-

lichkeit dachte, hier in der Provence, in der Nähe der Freunde, ganz einheimisch zu werden, und sein Leben bei ihnen zu beschließen; ein Gedanke, welcher denn auch wirklich, einige Jahre nachher, zur That ward. So hatte sich um das neuvermählte, glückliche Paar her ein irdisches Paradies der Freundschaft zu begründen angefangen, von welchem der Schmerz der Trennung auf lebenslang ausgeschlossen schien.

An einem der letzten Nachmittage vor seinem Auszug aus dem Hause der Schwiegereltern, saß der Doctor mit Vater Guillibaud wieder in derselben Gartenlaube, in welcher sie beide am Vorabend des Hochzeitstages beisammen gewesen waren. Der eintönige Gesang der Cicaden ließ sich aus den Zweigen der Feigenbäume vernehmen, der vorbeirauschende Bach hauchte eine erquickende Kühlung aus. Möchten Sie nicht, mein lieber Vater, sagte der Doctor, mich jetzt weiter führen in Ihrer Geschichte, von Ankona aus bis hieher zu dem friedlichen Wohnsitz, am Thal von Vaucluse? Wir werden heute noch ungestörter seyn als neulich, denn unsre Frauen: Mutter wie Tochter kehren schwerlich vor Abends spät von unserm Landhause zurück.

Der Nachsommer der Liebe.

Vater Guillibaud war gern zur Erfüllung des Wunsches bereit. Er ließ durch einen seiner Knaben, damit die Gartenlaube zum Obdach der Gastfreundschaft werde, Wein und Wasser mit einigen andern Erfrischungen bringen, und zündete sich, denn diese deutsche Sitte liebte er noch fortwährend, die lange, türkische Pfeife an. Ist mir

es doch, sagte er, der ich so lange Gast und Fremdling in mancherlei Ländern und Pilgerhütten gewesen, immer ganz besonders wohl zu Muthe, wenn ich in solch wandelbarer Hütte, wie hier diese, neben einem solchen Gaste sitzen darf, der, wie ich, die rechte Heimath nicht hier auf der Erde sucht, sondern auch nach jener unwandelbaren Ruhe sich sehnt, die uns im Wort verheißen ist.

Wenn ich an mein vergangenes Leben zurückdenke, und nun vor Allem das beachte, was ich jetzt bin und habe, kann ich nichts Andres als mit jenem alten Pilgrim ausrufen: ich bin zu gering all der Barmherzigkeit und Treue, die mir widerfahren ist. Als ich aus dem Hause meines grausamen Vettern ausgieng, da lechzte ich nur nach einem Bissen Brodes, der mich vom Hungertod retten könnte; ich hätte gerne jeden Taglöhnerdienst übernommen, um mich zu sättigen; und nun umgiebt mich die Fülle aller äußern Güter des Lebens, aus der ich ganze Schaaren von Dürftigen speisen kann, und ich bin nach meiner Art ein Herr geworden, zu dessen Dienste viele rüstige, arbeitsame Hände bereit sind. Als ich im dumpfigen Kerker lag, und mich von den Gefahren wie von den Gedanken des Todes umgeben fand, da war es mein heißestes Sehnen, daß ich nur noch einmal meine Charlotte sehen und sie in Freiheit wissen möchte, ehe ich stürbe, und nun sind wir beide, seit manchem Jahre, nicht nur im Genuß der erwünschtesten Freiheit, sondern des glücklichsten Familienlebens geblieben; ja ich wüßte, seit Juliens Genesung und Vermählung mit dir, keinen Wunsch meines Herzens, der mir nicht über alle Erwartung reich und schön wäre erfüllt worden.

Was ich dir noch weiter von meiner Lebensgeschichte zu erzählen habe, das ist freilich zum großen Theil mehr

Frem-

Fremdes, als Eigenes. Denn mein Leben war, von dem Tage, an welchem ich den Vater meiner lieben Charlotte, den alten Admiral, und den Großvater Gregoire fand, so ganz mit den Schicksalen von diesen verschlungen, daß ich mir von dort an mehr wie ein Getragener, denn als ein auf eignen Füßen Gehender vorkomme. Der Großvater wird dir einmal selber noch seine Geschichte erzählen, denn Keiner kann dies in solcher eindrücklichen Art, wie er es vermag. Das ist freilich ein Leben in höherem Styl gewesen, denn das meinige, und es hat ein Geist dazu gehört, wie der seinige, und wie auch jener der guten Großmutter ist, um solchen Wettern, wie über diese beiden ergiengen, nicht zu unterliegen. Der Vater meiner Charlotte übt jetzt, für menschliche Ohren, im Grabe jenes Schweigen, das er schon auf Erden, in den Jahren seines Jammers, zu erlernen angefangen; für diesen darf dann ich reden, und dir Einiges von seinem früheren Leben, so wie von dem glücklichen Nachsommer der Liebe, erzählen, welchen der edle, vielgeprüfte Greis während seiner letzten Lebensjahre noch in unsrer Mitte genoß.

Ich hatte die Sendung meines seligen Herrn und väterlichen Freundes, des Malteſers, die mich zunächst an den Admiral hinwies, nicht vergessen, sondern noch am ersten Tage unsres Begegnens auf Erden bat ich ihn, im Namen des Verstorbenen, mir den Aufenthaltsort der geborenen Gräfin Heloise von Chamesson zu nennen. Mein Schwiegervater, als er den Namen seines verstorbenen Freundes und der Gräfin hörte, sahe mich seltsam lächelnd an, und schien auf einige Augenblicke in die alte Gewohnheit seines tiefen Schweigens zurücksinken zu wollen. Endlich, als ich das Hindeuten seines Fingers auf die Pflegemutter meiner Charlotte nicht verstund, sagte er:

„dort steht sie.“ Der Mann, mit seiner ganzen Art und Weise, war mir noch neu; ich fragte noch einmal, erhielt aber keine Antwort; er sahe unverwandt, mit einem Blicke, welcher eben so gut einem nahen Ausbruch der Thränen, als des freudigen Lächelns vorausgehen konnte, nach Charlotten hin, die so eben in ein angelegentliches Gespräch mit der Pflegemutter vertieft war. Ich trat den beiden Sprecherinnen näher; der Inhalt ihres Gespräches war das gewaltsame Ende der rechten Mutter meiner theuren Charlotte, und die Weise, auf welche diese in die pflegenden Hände des Vaters und der Mutter Gregoire kam. Ohne die Erzählung, deren Hauptinhalt ich dir auch noch mittheilen werde, zu unterbrechen, stund ich, theilnehmend schweigend, bis sie beendet war.

Charlotte eilte jetzt, als wäre sie von der anziehenden Kraft des Sehnens, das in seinen Blicken lag, bewegt worden, zu ihrem Vater hin, dessen Hand sie ergriff und küßte, und mit ihren Thränen benetzte. Der Greis, wie aus einem schweren Traume durch ein Gesicht der Engel erweckt, zog sie an sich und nannte sie mit all den süßen Namen, mit welchen das überwallende Gefühl der väterlichen Liebe ein seit langen Jahren als todt betrauertes Kind nennt. Selbst unser Etienne, den ich sonst in seinem Leben niemals weinen gesehen, wischte sich bei diesem Anblick eine Thräne der Rührung ab, welche er gern unter dem Scherz verborgen hätte, den er zugleich, laut lachend, an einen der nebenstehenden Seeleute anbrachte. Der Vater führte jetzt sein liebes Kind hinab in unsre Kajüte, Mutter Heloise blieb noch mit mir auf dem Verdecke. „Verzeihen Sie mir, liebe Mutter, so sagte ich, einige Fragen, die uns freilich wohl von dem Gedanken, der jetzt unser Herz erfüllt, hinwegführen: kannten sie

einen edlen Malteserritter, einen Herrn Charles de la Romagne"? Die gute Mutter sahe mich erstaunt an: er war mein leiblicher Bruder, antwortete sie. — „Also sind Sie, fragte ich weiter, die Gräfin Heloise von Chamesson, an welche ich den letzten Willen dieses edlen, verstorbenen Ritters zu überbringen habe"? — Ich bin es, antwortete sie, tief bewegt.

Mit dem Schlüssel, den ich aus der Hand der Mutter empfangen, eilte ich hinab in die Kajüte, zu dem Koffer, der durch ihre Vorsorge am Morgen vor unsrer Gefangennehmung auf das französische Schiff gerettet worden war, und welcher alle die Papiere und andern Dinge enthielt, die für mich vom höchsten Werthe waren; sogar die beiden Büchlein, welche ich als einzigen Rest meines väterlichen Erbes aus dem Hause des Vetters mit mir genommen hatte. Ich machte in dem Gespräch der beiden Väter: des Admirals und Gregoires mit Charlotten, keine Unterbrechung, sondern nahm nur die schriftliche Erklärung des letzten Willens meines seligen Herrn zu mir, und brachte ihn der Mutter. Erst jetzt eröffnete ich dieser Alles, was ich bis dahin verschwiegen hatte: mein armes, geringes Herkommen, mein eigentliches, anfängliches Verhältniß zu ihrem verstorbenen Bruder; ich verhehlte selbst die Regungen der Eitelkeit nicht, welche bisher mir das Schweigen geboten.

Der Grund, sagte die Mutter, welchen Sie mir da nennen, würde Sie wohl nicht so zurückhaltend gemacht haben, wenn Sie gewußt hätten, daß jenes äußre Gewand, in welchem ich meinen lieben Gemahl kennen lernte, nicht nur das eines gewesenen, sondern eines wirklichen Dieners war, obgleich derselbe von Geburt ein Prinz ist, dessen Thron vielleicht ein eben so alt begründeter ist, als jener des ältesten Fürstenhauses in Europa.

Sie hörte jetzt und las, mit tiefer Rührung, die letzten Worte des Bruders an sie. „Miterben, sagte sie, sind wir durch dieses Testament eines sterblichen Freundes geworden, möchten wir auch eben so gewiß und sicher die Miterben eines andern Freundes seiner Menschen werden, dessen Gaben nicht von vergänglicher Natur sind. Was mein Bruder mit der mir sehr theuren Versichrung, daß er mir Alles verzeihe, wollte, das erzähle ich Ihnen ein andres Mal. Es ist gut, wenn wir Menschen hier, in der Zeit des Hineinblickens in den Spiegel, der oft Alles verkehrt zeigt, wenigstens dahin gelangen, daß wir Einer an dem Andern mit liebender Nachsicht das ertragen, was weder des Einen noch des Andern, sondern was Gottes ist.“

Ehe ich von Dem, was die liebe Mutter mit ihren Worten meinte, weiter rede, muß ich zuerst wieder auf das, was mir noch näher liegt: auf meinen lieben Schwiegervater und seine Geschichte zurückkommen. Auf welche Weise sich der Großvater Gregoire und der Admiral bei dem unglücklichen Aufstand der Griechen in Morea gegen das türkische Joch schon im Jahre 1769 kennen lernten, das wird dir ein Andrer noch besser erzählen, als ich es könnte. Bei der Seeschlacht von Tschesme, am 5. Juli 1770, in welcher die türkische Flotte, wie in einem Wetter, nicht der Gnade, sondern des Zornes Gottes, empor in die Wolken fuhr, waren beide Väter zugegen, und der Antheil, den sie an dem Gelingen jener Schlacht genommen, war kein unbedeutender. Meine Schwiegermutter, welche meine Augen niemals gesehen haben, befand sich damals bei einer griechischen Familie nahe bei Scala nuova, auf dem Festland Kleinasiens, das der Insel Samos gegenüber liegt. Dorthin hatte sie der sorg-

same Gemahl vor dem entscheidenden Kampfe, an welchem er mit seinem Schiffe den Antheil eines Freiwilligen nahm, gebracht, weil sie ihrer Entbindung nahe war. Die junge Mutter hatte sich erst einige Tage an dem Anblick ihres neugebornen Erstlinges erfreut, da schreckte sie, wie alle Bewohner der Gegend, in stiller Nacht das unbeschreiblich furchtbare Krachen und Erbeben der Erde auf, welches von den türkischen Schiffen ausgieng, als die feindlichen Brander sie entzündet hatten, und eines nach dem andern durch Gewalt des Pulvers in die Luft sprang. Die Furcht, welche dann, wenn sie blind machet, fast immer eine Führerin zum Verderben ist, brachte die griechische Familie, bei welcher die Mutter meiner Charlotte mit ihrem Kinde wohnte, zu dem unglücklichen Entschluß, sich, aus der vielleicht sichreren Wohnung, auf's Gebirge zu flüchten. Man trug die neuentbundene Mutter nebst ihrem Kinde auf einem Tragsessel hinweg, und als der Morgen kam, fand man sich schon weit von der Küste, an einem vermeintlich vor aller Nachforschung der Feinde verborgenem Orte.

Der Schlag, der bei Tschesme die türkische Flotte getroffen, hatte zuerst in dem rohen Haufen, der sich noch aus dem Brand gerettet, und durch diesen in allen Türken jener Küstengegend eine entsetzliche Wuth geweckt, welche allenthalben im Blute der unschuldigen Christen ihre Gluth zu löschen suchte. Ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters, so wie des Standes, wurden die wehrlosen Griechen, denen die Türken auf ihrem Wege der Flucht begegneten, niedergemetzelt, oder in die Gefangenschaft geführt.

Auch das kleine Häuflein, das sich mit den Gastfreunden des Admirals aus Scala nuova geflüchtet hatte, wurde von einer solchen streifenden, blutdürstigen Schaar aufge-

spürt, und den größeren Theil der Männer wie der Frauen zerschlug die Schärfe des Schwertes. Einige Tage nachher, nach langem Suchen und Umherirren nach der geliebten Gemahlin: der Lust seiner Augen und seines Herzens, kam der Admiral, von einigen bewaffneten Seeleuten begleitet, unter ihnen auch Giuseppe, an die Stätte des Jammers. Unter den andern Leichen erkannte man die verstümmelte, schwer gemißhandelte der so sehnlich Gesuchten; nahe dabei lagen die schon verwesenden Reste mehrerer, vom Schwerte zerhauener, Kinder. Da ward der alte Seeheld, der bisher die Macht des Schreckens und des Entsetzens nur an Andern, nicht an sich selber kennen gelernt, zum ersten Male, und stärker denn Andre, von dieser Macht ergriffen; er stund sprachlos und unbeweglich. Man führte ihn zu seinem Schiffe, und er ließ, wie eine bewußtlose Maschine, sich leiten und führen. Er sprach nicht, er schlief nicht, er aß oder trank nur das, was man ihm in den Mund reichte. So kam er mit seinem Schiffe zurück nach Venedig. Es dauerte lange, ehe er für die Geschäfte seines Seedienstes wieder auflebte, er war jedoch dann mit ganzer, ungetheilter Kraft wieder bei dem, was ihm als Pflicht oblag, und, so wenige auch der Worte waren, die er sprach, waren sie dennoch vermögend, die Bewegungen einer ganzen Flotte zu leiten, ja diese bei mehreren Gelegenheiten zu ungewöhnlichen Thaten zu begeistern. Aber eben diese wenigen, seltenen Worte hatten dennoch, bei einigen andren Gelegenheiten, nicht nur den Argwohn, sondern den glühenden Haß einer schwachsinnigen und darum tückischeren Parthei der großen, sogenannt republikanischen Stadt entzündet. Der Admiral wurde, wie ich schon früher gegen dich erwähnte, von seinem Posten entfernt und wie ein Verdächtiger bewacht.

Das zarte Kind, es war meine liebe Charlotte, war dennoch dem Gräuel des Mordes entgangen; ein türkischer Soldat aus Smyrna hatte seine Amme, ein junges, blühendes Weib verschont und diese, sammt dem Kinde auf ihrem Arme, mit sich in seine Vaterstadt genommen. Hier hatten beide, mehrere Jahre lang, in einem ziemlich erträglichen Zustand gelebt, da begegnete einst die Mutter Gregoire, welche nach der Schlacht von Tschesme eine Reihe von Jahren mit ihrem Gemahl in Smyrna verweilte, der Amme des Kindes, die so eben an einem Brunnen Wasser schöpfte. Das Gewand der Türkin, wie der Schleier, hätten vielleicht ihr selber das Wiedererkennen des jungen Weibes, das sie in der Familie des Admirals so oft gesehen, fast unmöglich gemacht, wenn nicht ihrerseits die Amme zu ihr hingelaufen wäre, und sie mit Thränen einer flüchtigen Rührung begrüßt hätte.

Der Großvater Gregoire war damals in Smyrna der Besitzer einer der ansehnlichsten, reichsten Handlungen. Es war ihm ein Leichtes, die Amme sammt dem Kinde aus der Hand des Türken, der sich dieselben zugeeignet, loszukaufen. Doch die Amme, eine Eingeborene von der Insel Malta, hatte bereits den Glauben ihrer Väter verläugnet; sie war mit ihrem türkischen Herrn in ein Bündniß der sinnlichen Zuneigung getreten, welches ihrem Geiste, vielleicht auf immer, seine Freiheit nahm. Das Kind dagegen überließ man gern den Händen der Christen, und mit ihm zugleich Alles, was an wenig bedeutenden Dingen, mit ihm und der Amme zugleich erbeutet worden. Die unschuldige Kleine, welche noch von keinem Unterschied des Glaubens wußte, ward in Smyrna als Christin getauft, und trat, wie ein Kind zu den Eltern, in das herzliche Bündniß der Liebe mit deinen kinderlosen Großeltern,

welches von beiden Seiten nur mit dem Tode sich auflösen wird.

Charlottens eigentlicher Vater, der Admiral, lebte indeß in jener Weise, wie ich dies in meiner neulichen Erzählung beschrieben, zuweilen in Pirano, noch öfter aber und länger in Rovigno. Vater Gregoire war seit mehreren Jahren mit ihm bekannt und in freundschaftlichem Vernehmen gewesen; seit den Befreiungsversuchen von Morea, an denen sie beide den lebendigsten Antheil genommen, war dieses Verhältniß noch inniger geworden, am meisten aber hatten beide sich einander genähert, als die Mutter Gregoire, welche der Admiral schon als Gräfin von Chamesson gekannt hatte, eine glückliche Vermittlerin zwischen dem etwas eigensinnigen Vater meiner verstorbenen Schwiegermutter (dem Marquis Belford) und dem Admiral wurde, und durch ihren Einfluß es dahin brachte, daß jener Vater, welcher damals in Ankona lebte, und bald hernach dort starb, in die Verbindung willigte. Charlottens Mutter war eine innige Freundin deiner Großmutter geworden; beide hatten fast ein Jahr lang, bald am Lande bald zu Wasser, im vertrautesten Umgang mit einander gelebt, als jenes furchtbare Ereigniß kam, das Charlotten gleich in den ersten Tagen ihres Lebens zur mutterlosen Waise machte.

Du begreifst von selber, daß Vater Gregoire, nach dem glücklichen Wiederauffinden des Kindes, seinem Freunde, dem Admiral, die Nachricht davon mittheilte. Er fügte zugleich die Bitte bei, daß sein Freund das zarte Kind einige Jahre in Heloisens mütterlicher Pflege lassen möge, weil diese, nach dem schmerzlichen Verlust ihres eignen Kindes, in dem Beisammensein mit der kleinen mutterlosen Waise einen Trost gefunden hatte, der ihr damals

so Noth zu thun schien. Auf diesen Brief, so wie auf viele andre, welche Vater Gregoire in ähnlicher Weise schrieb, kam keine Antwort; erst nach mehreren Jahren ließ Giuseppe, im Auftrag seines Herrn, durch einen Schiffskapitän aus Rovigno den Herrn Gregoire ersuchen, er möge für ihn in Smyrna eine Wohnung besorgen. Diesen Auftrag begleitete sogar eine Anweisung auf die Summe des Kaufes, oder der jährlichen Miethe jener Wohnung, und dieser Miethzins wurde von dort an, durch ein venezianisches Handelshaus, alljährlich richtig abgetragen, ohne daß jemals der lang erwartete Freund kam, um von dem schönen, für ihn bereit stehenden Hause Besitz zu nehmen. Noch immer fuhr Herr Gregoire fort, seinem Freunde zu schreiben; der Inhalt seiner Briefe war von der Art, daß er hätte Strahlen des Trostes und der erheiternden Freude in das gramvolle Dunkel werfen können, das den Admiral umgab, denn jeder Brief erzählte von dem herrlichen Gedeihen und Aufblühen der kleinen Charlotte, welche nun schon zum jungfräulichen Alter heranreifte, ohne ihren eigentlichen lieben Vater zu kennen. Aber der Erfolg dieser tröstlichen Briefe blieb stets derselbe; es kam niemals auf einen derselben eine Antwort, obgleich von Zeit zu Zeit irgend ein unbedeutender Auftrag, den der Admiral mittelbar und mündlich an Herrn Gregoire machen ließ, diesem es bewieß, daß sein alter Freund wenigstens von seinem Leben Kunde nähme.

Du wirst allerdings dieses Benehmen eines Vaters gegen sein aus dem Tode ihm wiedergeschenktes Kind, und gegen die zärtlichen Pflegeltern desselben, räthselhaft und mehr denn dieses finden. Auch Heloise und ihr Gemahl fanden es so. Es thut mir fast leid, daß ich dir diese Schattenseite aus dem jenesmaligen Leben meines alten,

guten Schwiegervaters enthüllen muß, aber ich meine, es liegt zugleich eine Entschuldigung für sein so unfreundlich erscheinendes Benehmen darin, wenn ich dir ganz offen es erzähle, daß der arme, trübsinnige Mann die Briefe seines Freundes, wie so manche andre zwar empfangen, niemals aber geöffnet, und noch weniger einen davon gelesen hatte.

Als nach ihrer Befreiung aus den Gefängnissen Vater Gregoire und mein Schwiegervater zusammentrafen, da war der Inhalt eines der ersten Gespräche des edlen Pflegvaters: die Tochter, welche mit ihm und Heloisen gekommen war, um endlich den theuren Vater zugeführt zu werden. Der Admiral richtete sein durch Gram und durch die Entbehrungen des Gefängnißlebens gebeugtes Haupt hoch empor; in seine Mienen wie in alle seine Glieder drang ein neues, frisches Leben; er faßte den Freund scharf ins Auge, und fragte mit stockender Stimme: „Tochter?“— Vater Gregoire erschrak nicht wenig, er konnte nichts Andres vermuthen, als daß ein Anfall von Wahnsinn den sonst so klaren Geist seines Freundes trübe. Als aber dieser mit einer Miene ihn anblickte, welche wie eine innige, aus der Tiefe eines gebeugten Herzens kommende Bitte aussahe, hielt er den Zustand desselben für eine Anwandlung von Vergessenheit, die aus leiblicher Ursache käme, und sprach noch mehr von der Tochter. Mit jedem Worte, das er sprach, belebten sich die Augen und die vorhin wie erstorbenen Gesichtszüge des Mannes mehr und mehr, seine bleichen Wangen rötheten sich, er drückte mit Heftigkeit die Hand seines Freundes; einzelne Silben und Worte, die er sprach, äußerten nichts als Freude und innige Dankbarkeit, aber die Blicke, welche er nicht von den Augen des Freundes verwendete, fragten immer begieriger und

mehr; Vater Gregoire durfte nicht aufhören zu erzählen, weder in der Maulthiersänfte, in welcher man die beiden vom Gefängniß entkräfteten Männer zur Küste, noch in dem Boote, worinnen man sie zum französischen Linienschiffe brachte. So hatte er Alles, was er von Charlotten wußte, von dem Augenblick ihres Auffindens in Smyrna, bis zu der Trennung in Parenzo, und ihrer durch Marcello berichteten, vermeintlich glücklichen Flucht aus Rovigno erzählt, und immer fragten die Blicke so wie die einzelnen Worte des Admirals nach Mehrerem.

Als aber jetzt das Boot sich dem ziemlich tief im Meere herumkreuzenden Schiffe nahte, und die Sonne aus dem zerstreuten Regengewölk hervorstrahlte, da stund er aufrecht im Boote und starrte mit unverwandtem Blicke nur nach dem Schiffe hin, auf dessen Verdeck man Heloisen allein, ohne Charlotten, stehen sahe. Er war der erste, der mit der Eil eines gewandten Seemannes an der Strickleiter emporklimmte; er gieng auf Heloisen zu und sprach nur das eine Wort, das in seiner Seele zu einer neueröffneten Quelle der Lust am Leben geworden war: das Wort „Tochter". Heloise antwortete mit Thränen, und erzählte ihm, so wie den jetzt auch herbeigekommenen Gemahl und dem Freunde Marcello, das Unglück, das uns begegnet war. Da setzte sich der Admiral, wie ein tief Ermüdeter, und versank von neuem in sein trübsinniges Schweigen, welches dem Erstarren und Verstummen einer Melancholie glich, die an Dumpfsinn gränzt.

Durch Giuseppe erfuhren jetzt die beiden Pflegeltern meiner Charlotte Alles, was ihnen bisher das Benehmen des Admirals so räthselhaft gemacht hatte. Wir müssen sein damaliges Thun wirklich als das eines geistig Kranken betrachten. Als ihm der treue Diener den ersten Brief des

Vater Gregoire aus Smyrna brachte, da erfaßte der Admiral das Papier mit einer, wie von freudiger Begier zitternden Hand. Er setzte sich, schien den Brief eilig eröffnen zu wollen, legte ihn aber dann vor sich hin auf den Tisch, nahm ihn hierauf wieder, betrachtete aufmerksam die Aufschrift und das Siegel, legte ihn von neuem hin, und winkte dem Giuseppe, sich zu entfernen. Daß sein Herr aber diesen Brief nicht, wie die meisten andren, die er empfieng, uneröffnet verbrannt habe, davon überzeugte der Diener sich bald. Es kam ein zweiter Brief aus Smyrna, der Admiral empfieng ihn mit fast eben so heftiger Rührung als den ersten. Er legte ihn jedoch, ohne eine Bewegung zu seinem Eröffnen zu machen, neben sich hin, gieng an einen verschlossenen Schrank, und holte eiligst aus diesem den ersten Brief seines Freundes hervor. Beide Briefe legte er jetzt neben einander, verglich mit Aufmerksamkeit die Aufschrift und das Siegel des einen mit denen des andren, und Giuseppe konnte nicht wissen, wie lange dieses Spiel gedauert habe, denn sein Herr winkte ihm einen Auftrag zu, der ihn aus dem Zimmer entfernte. Indeß hatte er wiederholt Gelegenheit zu bemerken, daß sein Herr mit allen Briefen, die von seinem Freunde kamen, auf die gleiche Weise verfahre. Und jemehr seine Sammlung von solchen Briefen anwuchs, desto höher schien sich das fast kindische Wohlgefallen daran, und die Begierde, immer mehr davon zu haben, zu steigern. Fast jedesmal, wenn Giuseppe kam, fragte er entweder durch das Wort „Smyrna", oder auch wohl nur durch ein Zeichen, das er mit der gegen Südost ausgestreckten, gebogenen Hand gab, und dessen Sinn der Diener bald hatte verstehen gelernt, ob kein Brief von dorther angekommen sey? Und wenn er, der alte Seemann, der alle Flaggen

und zum großen Theil selbst die einzelnen Schiffe so wie ihre Bestimmung kannte, mit bloßen Augen, oder auch schon aus weiter Ferne durch das Fernrohr, die Ankunft eines Fahrzeuges aus dem Orient bemerkte, dann konnte er kaum die Nachricht erwarten, ob es für ihn Briefe gebracht habe oder nicht?

Ich erinnerte mich später, als mir dieses erzählt wurde, gar wohl, daß, während wir die ersten glücklichen Wochen unsres Ehestandes in Rovigno verlebten, meine Charlotte einstmals gegen Giuseppe den Wunsch äußerte, daß ein alter, auf chinesische Weise bemalter und lackirter Wandschrank an einen andern Ort gerückt werden möchte. Der alte Diener erklärte darauf: das sey der einzige Wunsch, welchen er Charlotten nicht erfüllen dürfe, denn dieser Schrank enthielte den größesten, liebsten Schatz seines Herrn, und sey für Alle, außer für seinen Besitzer, unantastbar. Freilich, so fügte er lächelnd hinzu, würde dieser Schatz für Diebe keinen sonderlichen Werth haben, denn er besteht aus nichts Weiterem, als aus einer Sammlung von versiegelten Briefen, davon viele jetzt schon über zehn Jahre in diesem Kasten unter Schloß und Riegel liegen.

So hatte mein armer Schwiegervater — denn dies ist ja immer die Art und Weise jener natürlichen Traurigkeit, welche nicht das Leben, sondern den Tod wirket — sich selber hartnäckig gegen alles das verwahrt und verschlossen, was ihm hätte Trost und Freude bringen können. Wahrscheinlich fürchtete er von dem Inhalt jener Briefe ein neues Aufreissen, oder ein ihm unerträglich fallendes heftiges Berühren seiner innern Wunde, und stieß so, gleich einem unerfahrenen Kinde, die Hand des Wundarztes von sich, welche nichts Andres wollte, als seine Schmerzen lindern und heilen.

Wer weiß, ob nicht eben deshalb die lange Zeit des schmerzlichen, sehnlichen Harrens auf das Wiedersehen der Tochter ihm nöthig und heilsam war. Vielleicht hätte ein zu plötzlich hereinbrechender Sturm der Freude für immer zerrüttend auf sein krankes Gemüth gewirkt. So bekam das Heilmittel Gelegenheit, auf langsamere, sichrere Weise sein Herz zu erfassen. Denn als nach einigen Monaten Nachrichten von Marcello eintrafen, welche die gewisseste Hoffnung zu unsrer baldigen Befreiung gaben, und als man diese Nachrichten jedesmal dem Admiral mittheilte, ja, seinen immer von neuem fragenden Blicken sie mehr denn ein, ja denn zehnmal wiederholte, da fieng er allmälig an, wieder zu einer Theilnahme zu erwachen, und zuweilen selbst mit Heloisen und ihrem Gemahl zu sprechen.

Von dem Augenblick, in welchem Charlotte ihrem Vater wiedergeschenkt ward, habe ich dir bereits erzählt. Auch erwähnte ich schon, welche durchgreifende Veränderung von dort an mit dem am Geiste krankenden Manne vorgieng. Es war eine besondre Gabe der Natur, welche Gott in Charlotten, zum Heil ihres Vaters, gelegt hatte, daß sie im Umgang mit diesem eine Heiterkeit und Lebhaftigkeit entwickelte, die du noch jetzt an ihr wahrnehmen wirst. Je schweigsamer zuweilen der Vater war, desto beredter wurde meine liebe Charlotte, und sie hatte das Herz des Alten so ganz in ihrer Gewalt, daß er ihr auf keine Frage die Antwort schuldig blieb, ja daß er von ihrem anmuthig unterhaltenden Geschwätz so ganz mit hingerissen ward, daß er lachte, wenn die Tochter lachte, und weinte, wenn sie, bei mancher ihrer Erzählungen, weinte.

In der That, ich habe kaum eine rührendere Liebe gesehen, als die des Admirals zu seiner so lange als todt beweinten Tochter war. Als wir uns noch zusammen in

Ankona aufhielten, da waren unsre Zimmer durch einen langen Gang von einander getrennt. Wenn am Morgen das unsrige aufgieng, da stund oder saß der Vater schon an einer Stelle, die unsrer Thüre gegenüber war; er hatte hier sich still und schweigend gehalten, damit die Ruhe seines Kindes nicht gestört würde, dann aber war er den ganzen Tag hindurch unser lieber Gast, und auf der gemeinschaftlichen Reise, welche wir Alle bald nachher antraten, setzte er sich im Wagen immer seiner Tochter gegenüber, damit er jeden ihrer Blicke sähe, jedes ihrer Worte nicht nur mit den Ohren, sondern zugleich mit den Augen vernähme.

Von Italien aus nahmen wir unsern Weg zuerst nach der Schweitz. Dorthin hatte mein Schwiegervater einen großen Theil seines Vermögens noch bei sichrer Zeit gerettet; dort besaß er auch ein Gut, in herrlicher Lage. Die Mutter Gregoire und ich brachten jetzt auch, auf einer Reise nach Frankreich, an welcher Charlotte und der damals etwas kränkliche Großvater keinen Antheil nahmen, unsre Erbschaftsangelegenheit in Ordnung, und nahmen bei dieser Gelegenheit auch das uns zugefallene Gut bei Digne in Besitz. Charlotte durfte sich nicht von ihrem alten Vater, der an seine schweitzerische, neue Heimath wie festgebannt war, entfernen, und ich konnte von ihr mich nicht trennen, so verlebten wir mehrere, unbeschreiblich glückliche Jahre dort am Fuße der hohen Alpen, am nachbarlichen Spiegel des Genfersees. Die Großeltern Gregoire verweilten abwechslend bald bei uns, bald auf unserm Gute bei Digne. Unsre Ehe war mit mehreren gesunden, lieblich gedeihenden Kindern gesegnet, welche, gleich Rosen, die noch im Herbste aufblühen, den Spätsommer der Liebe, durch welchen unser Vater so selig war,

verschönerten. Merkwürdig war mir es immer, daß dieser Vater meiner Charlotte der einzige Mann war, vor dessen Stimme und Anblick deine damals noch so krankhaft reizbare Julie sich nicht fürchtete noch scheute, sondern auf dessen Arm sie schon als ganz kleines Kind eben so gern gieng, als auf den der Mutter. Es war, als sollte der vielgeprüfte Mann in seinen letzten Lebenstagen von allen Seiten nichts Andres als nur die Liebe genießen, deren Glück ihm auf so schmerzliche Weise entrissen, und so lange von ihm war entbehrt worden.

Ich war von Jugend auf an Thätigkeit gewöhnt; ohne eine bestimmte Beschäftigung wäre mir das Leben schwer gefallen. Weder das Landgut am Genfersee, noch jenes bei Digne vermochten mich auf eine, meinen jugendlichen Kräften entsprechende, mein Verlangen nach Arbeit befriedigende Weise zu beschäftigen; da lasen wir einst, als ich gerade bei den Großeltern Gregoire in Digne zu Besuch war, in einem öffentlichen Blatte die Nachricht, daß hier diese Mühle mit einem ansehnlichen Grundbesitz zu verkaufen sey. Halb im Scherz fragte ich den Großvater, was er dazu sagen werde, wenn ich mich auf einmal entschlösse, ein Mühlenbesitzer und Landwirth zu werden, damit ich doch auch, wie andre ehrliche Leute, mein Brod im Schweiß meines Angesichts äße, nicht im trägen Müssiggang verzehrte. Herr Gregoire nahm alsbald den Scherz im vollen Gewicht des Ernstes, und rieth mir nicht nur, sondern bat mich dringend, diesen Vorsatz auszuführen, denn auch er habe sein Leben in Mühseligkeit und Arbeit zugebracht, oder eigentlich so erst genossen, und nachdem er zuerst als Reiterhauptmann und Herzog selber die Waffen rüstig geführt, dann einem Andern die Waffen nachgetragen, ja den Steigbügel gehalten, dann wieder ein

kampf-

kampflustiger Feldoberst, dann Seeoffizier und zuletzt gewerbthätiger Kaufmann geworden, sehne er sich jetzt ganz unbeschreiblich nach einer neuen Gelegenheit zur Uebung seiner Kräfte.

Wenn du Müller wirst, sagte der ehrwürdige Mann, will ich gern dein Mühlenknappe, wenn du Landwirth bist, gern dein Gärtner und Pflanzer seyn; nur Arbeit, Arbeit verschaffe mir.

Ich schrieb sogleich an Charlotten und fragte um ihre so wie um des Schwiegervaters Meinung über den Gegenstand. Meine liebe Frau, welche, wie du weißest, in der häuslichen Geschäftigkeit einen wesentlichen Theil ihres äußren Glückes findet, bezeugte mir in ihrem und in ihres Vaters Namen die herzlichste Freude über den vortrefflichen Einfall, und munterte mich auf, baldmöglichst mit Großvater Gregoire nach Avignon zu reisen, um dort mit eignen Augen zu prüfen, und, wenn es uns gut schiene, die Unterhandlungen anzuknüpfen.

Vater Gregoire bewährt die Schärfe seines Adlerblickes, womit er das Große und Ganze überblickt, auch da, wo er ihn auf Einzelnes und Kleines richtet. Er erkannte, als wir hieher kamen, in wenig Stunden alle Vorzüge so wie die mancherlei Mängel, die sich an der Mühle und allen dazu gehörigen Behausungen und Grundstücken in ihrem damaligen Zustande fanden, bemerkte jedoch zugleich gegen mich, daß die Mängel ohne große Schwierigkeit zu heben seyn würden, und daß die Vortheile, welche der Ankauf verspräche, in sehr günstigem Verhältniß zu der Summe stünden, die man uns abforderte. Wir schlossen daher in Kurzem den Handel ab, und bezahlten das Verlangte alsobald baar an die in Avignon wohnenden Erben des vorigen Besitzers.

In den ersten Jahren unsres Hierseyns, es war unmittelbar vor Ausbruch der französischen Revolution, waren wir auch so glücklich, unsren Vater, den Admiral, in unsrer Mitte zu haben. Es hatte freilich Mühe gekostet, ihn von seinem Ruhesitz, in der Schweitz, loszumachen, da er jedoch seine Tochter in ihrer neuen Geschäftigkeit hier so glücklich, die Enkel so kräftig gedeihen sahe, entschloß er sich zum Bleiben. Er würde, ich zweifle nicht daran, seine Tage unter uns beschlossen haben, wenn nicht das furchtbare Ereigniß, das damals wie ein Brand im Walde die Völker von Europa aus ihrem langen Schlummer aufschreckte, auch unter unsern Füßen den Boden erschüttert hätte. Die Gräuel der Revolution waren nicht mehr allein auf die schuldbelastete Hauptstadt beschränkt geblieben, sondern hatten auch schon in den südlichen Städten des Landes eine Nachahmung gefunden. Schon war das Reisen, hinaus über die Gränze, fast eben so gefährlich als das Bleiben, da zeigte uns Gottes Hand, wenigstens zur Sicherung des alten Vaters, einen Ausweg. Ich habe bisher versäumt, dir von den weiteren Schicksalen des treuen Freundes, den ich dir als Marcello nannte, etwas Weiteres zu erzählen. Dieser, welcher noch jetzt in einem wohlverdienten Ansehen und Glücke hier in Frankreich lebt, war bei den ersten Anfängen der Revolution, geblendet durch den trügerisch-edlen Schein, in welchem diese Anfänge prunkten, mit seinem, wie du dich erinnerst, aus der Gefangenschaft in Istrien befreiten Bruder nach Paris gegangen. Beide hatten später Kriegsdienste genommen, der Bruder, welcher bald nachher seine Verirrung unter der Guillotine büßen mußte, stund damals als Offizier unter den Landtruppen gegen die Gränze der Alpen hin. Durch seine Bemühung gelang es, dem Admiral, den wie ein Schutz-

engel seine Tochter mit ihren Kindern begleitete, den Ausweg nach der Schweiz zu eröffnen.

Unvergeßlich sind mir die Gespräche des Großvaters Gregoire am letzten Nachmittag und Abend vor der nächtlichen Abreise des Vaters. Dieser, der so sehr zum schwermüthigen Grübeln geneigte Admiral, sprach Furcht und Zweifel aus, an denen seit einiger Zeit auch mein eignes Herz gelitten hatte. Das was uns Allen das Theuerste und Liebste im Leben wie im Sterben ist: der Glaube der Christen, schien ihm unter den Völkern, zunächst in Frankreich, einem Erlöschen nahe, aus welchem kein neues Anzünden wieder möglich sey. Der Großvater Gregoire dagegen verkündete so zuversichtlich einen nahe künftigen Sieg über die Pforten der Hölle voraus, welche damals sich aufmachten, um das Einzige, das hoch und fest stehet, zu überwältigen, daß wir Andern Alle uns auf's Neue gestärkt und beruhigt fühlten. Es war das letzte Mal, daß ich den Vater meiner Charlotte sahe; wenige Tage nach der glücklich ausgeführten Flucht der Meinigen wurde das Netz der Todesgefahren so dicht um unsre Gränzen herumgezogen, daß schwerlich noch ein Entkommen möglich gewesen wäre, ja selbst jede Correspondenz mußte, um keinen Verdacht zu erregen, nur sehr mittelbar und auf großen Umwegen geführt werden, so daß wir drei Zurückgebliebenen: die Großeltern und ich, einmal fast ein ganzes Jahr lang keine Nachricht von Charlotten erhielten.

Wie froh aber war ich dennoch, mitten in den Schmerzen einer mehrjährigen Trennung, und mitten unter unsern täglichen Drangsalen, darüber, daß ich die Meinigen in Sicherheit wußte. Der Admiral, der bei einer Veranlassung, die ihn in meiner Gesellschaft nach Avignon führte, seine jetzt nicht mehr gefesselte Zunge mit ziemlicher

Kraft gegen ein Mitglied des Jakobinerklubbes gebraucht hatte, welches bald nachher an die Spitze der blutdürstigen Verderber in Avignon trat, wurde, eine Woche nach seiner Rettung, mit großem Eifer in unserm Hause und in der ganzen Nachbarschaft gesucht; daß man ihn nicht fand, das zog später unsre Verhaftung nach sich, aus der Gott uns wunderbar befreite. Hätte man den guten Alten ergriffen, er wäre noch an demselben Tage zur Guillotine geführt worden, und meine arme Charlotte hätte unter den Händen jener Unmenschen, welche die Sclaven aller thierisch-wilden Lüste waren, ein noch ungleich furchtbareres Loos getroffen, als jenes war, das sie in unsrer früheren Gefangenschaft erduldet hatte; sie hätte dann auch ohnfehlbar unter den verstümmelten Schlachtopfern geendigt, welche die Wüthriche noch athmend hinabstürzten in die unterirdischen Räume des Schlosses von Avignon.

Der Großvater Gregoire hatte sich Arbeit, nur Arbeit gewünscht; sein Wunsch wurde ihm, obwohl auf andre Weise, als wir es vermuthen konnten, im vollstem Maaße erfüllt. Durch all sein Thun und Wesen hatte er sich in den wenigen Jahren, welche wir damals hier gewesen, eine solche Achtung, ja Ehrfurcht bei den Bewohnern unsrer Gegend erworben, daß sein mächtiger, obwohl stiller Einfluß das Volk unsrer Dorfgemeinde und eines Theiles der Nachbarschaft in Ruhe und Ordnung erhielt, während rings um uns her die wilde Empörung gegen Gott und göttliche Ordnung tobte. Aber eben dieser wohlthätige Einfluß hatte die Augen der Ordnungshasser und Verderber auf ihn gezogen, und als jetzt auch die Flucht des Admirals, wie ein großes Verbrechen, uns schuld gegeben wurde, ließ man uns durch Bewaffnete in den Kerker von Avignon abführen.

In den damaligen Tagen des Entsetzens sind freilich Tausende von Unschuldigen als Opfer der Bosheit gefallen, doch hat sich in vielen Fällen zur Stärkung des Glaubens der wenigen, treu Gebliebenen die bewahrende und rettende Hand Gottes an Solchen gezeigt, die ihm von Herzen vertrauten. Wer hätte es erwarten sollen, daß wir unter eben jenen Bewaffneten, die uns nach Lyon abführten, einen Freund finden würden. Dies war ein Mann, welcher bei dem unglücklichen Aufstand in Morea unter dem damaligen Feldobersten Gregoire gedient hatte. Unser Etienne erkannte den alten Waffengefährten zuerst, und dieser ihn; der treue Diener gieng nach kurzer Berathung in den Vorschlag des Soldaten ein, er folgte freiwillig uns Gefangenen nach Avignon, um dort mit seinem Herrn zu leben und zu sterben. Es war gerade in einer Zeit, in welcher das Herandringen der feindlichen Heere und Flotten alle Streitkräfte des Landes zu sammlen gebot. Etienne, der hierbei nur an die Möglichkeit, seinen Herrn zu retten, dachte, hatte alsbald die dreifache Kokarde genommen, und sich unter die Fahnen der sogenannten Vertheidiger der Freiheit gestellt, in deren Schaar man gern selbst Invaliden aufnahm, wenn sie Erfahrungen im Handwerk des Kriegs mit sich brachten. Du kennst ja seine volksthümliche Weise und Beredtsamkeit; er wußte sich trotz seines schlechten Französisch dem Volkshaufen, unter den er sich mischte, verständlich zu machen, und alles das, was er sprach, wurde durch seinen vormaligen Mitsoldaten, der bei der Menge in einigem Ansehen stund, lebhaft unterstützt, und, wo es Noth that, weitläufiger und allgemein verständlicher ausgeführt. Der Sinn ihrer Reden war kein Andrer, als die Lobpreisung des großen, tapferen Kämpfers für die Freiheit, den man aus Mis-

verstand habe gefangen genommen: des Feldobersten Gregoire, der schon einmal, in Morea, an der Spitze einer Revolution gestanden sey.

Uns fällt es freilich unbegreiflich, wie die allwaltende Hand, die unsre Schicksale regiert, oft an so kleine, schlechte Anlässe die Fäden ihrer großen Thaten anspinnen könne, aber hier war es so: die Gunst des Pöbels, welche der arme, gewesene Matrose, der Invalide Etienne, sich in wenig Stunden, dort auf dem Marktplatz und im Trinkhause erworben, wurde für diesmal noch der Grund zu unsrer Befreiung. Einige der Ungeheuer selber, welche den sogenannten Wohlfahrtsausschuß der Stadt bildeten, wurden durch den lautgeäußerten Wunsch des Volkshaufens bewogen, den gewesenen Obersten bei den Arbeiten, welche damals zur Verbeßrung der Artillerie und zur Befestigung der Stadt vorgenommen wurden, als einen der Aufseher und Regierer anzustellen.

Dein Großvater unterzog sich diesem, ihm aufgetragnen Geschäft mit Geschick und Eifer; ich ward ihm, so wenig ich auch von der Sache verstund, denn hiernach fragte man damals nicht sehr, zum Gehülfen beigegeben; die Großmutter blieb bei uns in der Stadt wohnen, unsre Mühle wurde, freilich sehr mangelhaft, von einem, übrigens ehrlichen Landmanne in Gang erhalten. Etienne war, wer sollte ihm das ansehen, nach wenig Wochen bis zur Stelle eines Offizieres des Invalidencorps emporgestiegen, und begleitete nebenbei noch manche andre Aemter in der Stadt. Die Zeit unsrer Ruhe war indeß nur von kurzer Dauer, und ich weiß nicht einmal, ob ich das freie Herumwandeln und das für sich selber nicht gefährdete Leben eine Ruhe nennen soll, in einer Stadt, in welcher das Auge täglich nichts sahe, als blutige Gräuel, das Ohr

nichts hörte, als den Jammer oder das stillere Seufzen der Schlachtopfer.

Uns hatte der Umstand, daß wir als Fremde nur von Wenigen gekannt waren, und daß wir ganz still und ruhig den Weg unsrer Geschäfte giengen, eine Art von Schutz gewährt; dem Vater Gregoire war es sogar gelungen, durch die Achtung, in die er durch seine Geschäftsthätigkeit sich gesetzt hatte, ein blutiges Gericht von unsrer Dorfgemeinde abzuwenden, welches dieser drohete, weil man sie wegen ihres ruhigeren Verhaltens, und wegen der Ermordung eines Jacobiners, die unglücklicher Weise, von ganz andren Händen, in ihren Gränzen verübt worden, für eine heimliche Feindin der Freiheit hielt. Diese Wohlthat steht bei unserm hiesigen Landvolk noch in sehr lebendigem Andenken; der Entschlossenheit und dem scharf blickenden Verstande deines Großvaters hatte man es hauptsächlich zu danken, daß der wahre Urheber jenes Mordes, der noch dazu mit dem Ermordeten von gleicher politischer Farbe und Stellung war, nach wenig Tagen entdeckt wurde. Doch, wie schon erwähnt, bei diesem Allen war unsre Freiheit und scheinbare Sicherheit nur von sehr kurzer Dauer. Vater Gregoire hatte eines Tages bei einer Versammlung der Volksführer auf eine Weise seinen Abscheu gegen all' ihre Gräuelthaten ausgesprochen, daß mir noch heute seine Worte, in der Erinnrung, wie ein Donner von Sinai erscheinen, dessen Kraft, so hätte man glauben sollen, alle Herzen erschüttern oder zerschmettern mußte.

Die Gewalt eines guten Gewissens vor Gott und Menschen, auf Glauben gestützt und in ihm gewurzelt, ist allerdings groß, sie schlägt unwiderstehlich an die Herzen an, bei solchen jedoch, welche in der Sunde verhartet sind, weckt sie, statt ins Innre zu dringen, nur Flammen der

Rache, wie das Schwert am Kieselstein. Man riß deinen Großvater und mich wüthend von den Schranken hinweg, wir wurden sogleich nach dem Platz der Guillotine abgeführt. Es war schon spät am Abend, als dieses geschahe, und es sollten heute noch mehrere Hunderte hingerichtet werden. Das gewöhnliche Mordwerkzeug war nur von wenigen Händen bedient, und diese Hände waren von der blutigen Arbeit jenes Tages so ermüdet, daß sie kaum sich noch zu regen vermochten. Den Verderbern gieng ihr Werk zu langsam, mit lautem Geschrei ward beschlossen, einen Haufen der Verurtheilten hinzuführen auf einen andern freien Platz, wo man sie mit Kartätschenkugeln niederschmettern wollte. Auch uns beide riß man, im wilden Strom, mit dahin. In diesem Augenblick geschahe ein furchtbarer Schlag, der die Fenster der Häuser zerschmetterte, und gleich darauf sahe man nach einer Gegend der Stadt hin ein Feuer ausbrechen. Ein Pulvermagazin hatte sich entzündet, welches nahe bei der Stadtmauer stund. Der erschrockene Haufe löste zum Theil sich auf und eilte, theils nach den eignen Wohnungen, theils nach der Stätte des Brandes hin. Wie es nun damals unserm treuen Etienne und einigen seiner Gehülfen, unter denen der vormalige griechische Soldat war, gelungen ist, uns beide, unbemerkt aus dem Haufen der Gefangenen heraus, in die Schaaren hineinzumischen, welche, ohne auf etwas Andres als auf die eigne Gefahr zu merken, sich nach den verschiednen Gassen hin zerstreuten, das ist mir noch heute ein Räthsel, und ohne einen höheren Beistand wäre es wohl auch unmöglich gewesen. Man rettete uns an einem Punkte der Stadt, welcher an jener Seite derselben lag, die dem Brande gerade entgegengesetzt war, in ein Haus hinein; hier mußte sich, durch Etiennes Zudringlichkeit be-

wogen, Vater Gregoire seinen Bart abnehmen lassen und, so wie ich, in andre Kleider werfen, dann verschloß man uns in einen kleinen Verschlag auf dem Oberboden, und schob vor den Eingang unsres Käfigs Kisten und alte Geräthschaften vor.

Es war für mich eine Nacht voll Angst und Schrecken. Das trübe Roth der Flammen, in welchem jetzt mehrere Häuser der Vorstadt stunden, schimmerte zu den kleinen Oeffnungen des Daches herein, und wir wußten nicht, wie nahe oder wie fern auch unserm Obdach die Gefahr des Entflammens sey. Das Geschrei und der Lärmen des Volkes, das zur Abwehr der Feuersgefahr durch die Gassen rannte, wurde von dem lauten Krachen des Geschützes übertönt, welches jetzt so eben unsre Mitgefangenen zerfleischte. Jedes Geräusch, welches dazwischen in unsrer Nähe sich vernehmen ließ, weckte in mir die Besorgniß auf, daß man jetzt eben kommen und auch uns zum Tode abführen werde.

Ungleich furchtbarer noch als mich, hatten die Schrecknisse dieser Nacht deine arme Großmutter erfaßt. Diese hatte die Verurtheilung des theuren Gemahles, so wie seine Abführung zum Richtplatz vernommen; sie wußte, daß er unter jener Schaar war, die man auf dem schnelleren Wege des Erschießens vernichten wollte; vor ihren Fenstern hörte sie das wüthende Schimpfen eines weiblichen Pöbelhaufens, welcher ihr den Tod drohete. Für sich selber fürchtete sie den Tod nicht, ja sie sahe ihn, wenn für den Gemahl keine Rettung war, mit Freuden kommen; nur um den Gemahl zitterte sie; sie rang in heißem Gebet nach Hülfe und nach Trost. Das Krachen des entzündeten Pulvermagazins und der Lärmen beim Feuer hatte sie, sobald der Augenblick der unwillführlichen, leiblichen

Erschüttrung vorüber war, nur wenig beachtet; als aber jetzt der Donner des Geschützes, nicht fern von ihren Fenstern erschallte, und sie an das erinnerte, was seine Veranlassung war, da sank sie hin in lange Betäubung. Von dem innren Sturme, welcher in jener furchtbaren Nacht die sonst so feste Natur der Mutter Gregoire bewegte, zeugen noch jetzt die leiblichen Spuren, welche ihr davon zurückgeblieben sind. Ihr Haupt war in jenen Stunden der Angst grau geworden, ihre Glieder hatte ein unheilbares Zittern ergriffen. Als am andren Morgen die treue Baurenfrau, es ist jene Nachbarin unsrer Mühle, welcher du vor einigen Monaten ärztliche Hülfe gebracht hast, mit der Milch zugleich eine ihr selber nur unvollkommen verständliche, tröstliche Botschaft von Etienne an Mutter Gregoire brachte, fand sie diese, unvermögend sich durch eigne Kraft zu erheben, am Boden liegend.

Der Pöbel hatte bald über den andren Gräueln, welche an jedem neuen Tage, ja fast in jeder neuen Stunde, ans Licht traten, die alten vergessen. Man wollte am Morgen — der griechische Soldat und Etienne waren deß Zeugen — unter den Leichnamen der Erschossenen auch jene von Herrn Gregoire und seinem Sohne gesehen haben; einer aus dem Pöbel hatte von einem Soldaten die mit Blut befleckte, ausgezeichnete Kleidung des ersteren als Gabe für die Mithülfe bekommen, die er beim Hinabstürzen der Leichname in die gemeinsame Grube geleistet, in deiner Großmutter kannten nur wenig Menschen die Wittwe des Hingerichteten, und selbst diesen Wenigen ward es schwer, sie in ihrem jetzigen Zustand zu erkennen; so entkam sie nach einigen Tagen unbemerkt hieher in unser Dorf, wo sie bei der Nachbarin Wohnung nahm.

Wir beiden Andern, der Großvater Gregoire und ich,

hatten indeß noch einige schwere Tage auszuhalten. Wie wir später erfuhren, wußte nur eine einzige Person in dem Hause, worinnen wir verborgen waren, um unsern dortigen Aufenthalt, dieses war ein armer, ehrlicher Perückenmacher, welcher noch mitten in jener Zeit des Abfalles treulich an dem Glauben der Väter festhielt, und seinen Glauben auch durch werkthätige Liebe an den Brüdern bewieß. Etienne, der ein feinerer Beobachter und Kenner der menschlichen Natur ist, als vielleicht Mancher aus dem äußren Scheine vermuthen möchte, hatte die Gesinnung dieses Mannes bei einem jener öffentlichen Volksfeste erkannt, zu dessen Feier, oder wenigstens zu dessen Beschauung, alle Bewohner der Stadt gewaltsam genöthigt wurden. Der arme Mann hatte zwar nicht gewagt, seinen Unmuth über die Lästerungen gegen alles Heilige und Göttliche, welche die Volksredner ausstießen, und gegen die mehr denn heidnischen Gräuel, die man vor den Augen der versammleten Menge begieng, in Worten laut werden zu lassen, aber seine Mienen, seine Blicke hatten den innren Schmerz nicht verhehlen können. Etienne, dem unter seiner dreifarbigen Kokarde und unter dem Soldatenrock ein gleichgesinntes Herz schlug, hatte bei Gelegenheit den Mann aufgesucht, und beide hatten sich öfters in dem heimlichen Stübchen des Perückenmachers durch vertrauliche Gespräche gegenseitig gestärkt und getröstet. Auch ließ es der gutmüthige Stelzfuß bei solcher Gelegenheit nicht an leiblichen Gaben fehlen, die er seinem dürftigen Gastfreund mitbrachte, und in der Regel bewirthete der Gast mehr den Wirth, als dieser ihn. Jetzt nun war jener Mann eines der Werkzeuge zu unsrer Lebensrettung geworden.

Aber der Weg, den die Weise dieser Rettung nahm,

gieng anfänglich noch durch manche Hemmungen. Man hatte in jener Nacht, die unsre letzte seyn sollte, eine Schaar des ärmeren Volkes zum Löschen des Feuers, und dann zur wachsamen Beobachtung der rauchenden Trümmer herbeigetrieben. Solche erzwungene Dienstleistungen trafen gewöhnlich Jene, welche nicht zu den wüthenden Schreiern und lauten Bewunderern, oder sogar Theilnehmern der öffentlichen Gräuel gehörten, sondern welche diesen Leuten, eben weil sie sich still und ruhig hielten, verdächtig waren. Dies war der Grund, aus welchem einer der Hausgenossen, ein bestialisch roher Gesell, den armen Perückenmacher mit sich fortriß zu der Stätte des Brandes, wo man ihn zuerst als Wasserträger, dann als Feuerwächter zwei Tage und Nächte festhielt. Etienne wußte hiervon nichts, und wir beiden, die wir schon an dem Tage unsrer Verurtheilung ungegessen geblieben waren, sehnten uns vergeblich, in unsrem engen Raume, nach einer Erleichtrung unsrer Noth. Ich fürchtete, unsren Rettern sey ein Unglück zugestoßen — denn wer war damals auch nur eine Stunde seines Lebens sicher — und wir würden in dem Schlupfwinkel, in welchem kein andrer Mensch uns vermuthete, langsam verschmachten müssen; vor Allem peinigte mich ein unbeschreiblicher Durst, den schon vor unsrer Verbergung die Angst des Todes in mir entzündet; mir schien diese Lage und der Gedanke an ein solches langsames Hinsterben so unerträglich, daß ich in jedem Augenblick, in welchem irgend ein hörbarer Laut uns die Nähe von Menschen verrieth, in Versuchung kam, mich durch Pochen und Rufen kund zu geben. Doch das Zureden des Vater Gregoire wehrte diese Gefahr von uns beiden ab. Diesen Mann hatte seine weise Ruhe keinen Augenblick verlassen, und er stärkte durch seine Worte auch

mein schwaches Herz zum Stillesеyn und zum Hoffen, da keine Hoffnung zu seyn schien.

Endlich, in der dritten Nacht, hörten wir ganz leise die Geräthschaften, welche vor dem Eingang zu unsrem Kämmerlein lagen, hinwegnehmen; die kleine Thüröffnung that sich auf, wir krochen heraus und wurden von Etienne und seinem Freunde zuerst, im kleinen Zimmer des Letzteren, mit Speise und Trank erquickt, dann, durch eine noch mehr uns unkenntlich machende Kleidung zur Flucht aus der Stadt zubereitet. Zwar, den Vater Gregoire, nachdem man ihm seinen schönen, orientalischen Bart so ganz hinweggenommen, hätte schon ohne die fremde Kleidung schwerlich einer, der ihn früher gesehen, wieder erkannt; für mich aber, bei meiner etwas auffallend langen Figur und deutschen Gesichtsbildung war mehr zu fürchten. Dennoch kam uns das Volksfest, das gerade an jenem Abend mit wildem Lärmen und Thaten der Trunkenheit gefeiert wurde, und zu welchem auch die Hausgenossen des Perückenmachers hingelaufen waren, so gut zu statten, daß wir ohne Anstoß, geführt von Etienne, welcher selber mit lautem Geschrei und mit einer Weinflasche in der Hand durch die schreienden und trinkenden Haufen gieng, zu einem der hellbeleuchteten Thore hinauskamen. Dort, wie es verabredet war, verließ uns Etienne, und einer meiner gewesenen Müllerburschen, ein treuer, ehrlicher Knabe, der nämliche Henry, der jetzt noch bei mir lebt, begleitete uns unter einem Schwarm des trunkenen Landvolkes weiter hinaus.

In jenem zerklüfteten Gebirge, aus welchem die Quelle von Vaucluse entspringt, findet sich, hoch am steilen Abhange des Felsens, nur durch mühsames und gefährliches Klettern erreichbar, eine kleine Höhle, welche in ihrem

Innren gerade so viel Raum hat, daß zwei Personen bequem liegen oder sitzen können, obgleich der Eingang so eng ist, daß man nur kriechend durch ihn hineinkommen kann. Ein kleines Crucifix aus Holz, das in einer Vertiefung der Felsenwand steht, läßt es errathen, daß hier, vor noch nicht vielen Jahren, ein Einsiedler lebte. Da hinauf geleitete uns der treue Bursche, als wir jetzt, unbeobachtet von dem Landvolk waren, das sich auf dem Wege allmälig zur Rechten und zur Linken nach seinen Wohnungen zerstreut hatte, und ließ uns, mit dem Versprechen, nach einigen Tagen wieder zu kommen, allein zurück.

Mangel hatten wir nicht in unsrer Einsiedelei zu dulten. Wir fanden, durch Etiennes Vorsorge war dies Alles herbeigeschafft worden, so viel Speisen und Wasser, nebst Wein in Krügen, daß wir vielleicht auf einen ganzen Monat damit ausreichen konnten; auch zwei Lager, mit schirmenden Decken, waren vorhanden. In Vater Gregoires Gesellschaft und trostreichen Gesprächen wurde mir jene Höhle zu einem Wohnsitz der Andacht und des innren Friedens, denn wir wußten, daß auch die Mutter Gregoire sich in Sicherheit befand; selbst von Charlotten und meinen Kindern waren, dies ließ uns die Großmutter durch unsern treuen Burschen sagen, Botschaften eingetroffen, welche verkündeten, daß Alle sich gesund und wohl befänden. Was wir, aus der Tiefe der Höhle hervorschauend, erblickten, das war nur der heitre, blaue Himmel, und die ferne, grünende Ebene; das was näher zu unsern Füßen lag, blieb uns verborgen. So machte sich auch unser Herz von den Sorgen um das näher Liegende frei, die Hoffnung breitete ihre Hände nach dem heitren Himmel aus, und setzte ihren Fuß auf eine feste, grü-

nende Ebene des zukünftigen Ausganges aller der damaligen Dunkelheiten ans Licht.

Dennoch wurde von dem guten Vater Gregoire auch die vorsichtige Leitung und Anordnung unsrer häuslichen Verhältnisse nicht versäumt. Durch Etienne erfuhren wir, daß der sogenannte Wohlfahrtsausschuß in Avignon unsre Mühle und Grundbesitzungen, als das gewesene, nun der allgemeinen Kasse zufallende, Eigenthum von zwei vermeintlich hingerichteten Verbrechern feil bot. Es fanden sich, in jener Zeit der Unsicherheit alles Besitzes und selbst des Lebens, nur wenig Leute, welche zu solchem Ankauf Neigung hatten; die nöthigen Veranstaltungen wurden getroffen, und wir erkauften, auf den Namen unsres treuergebenen Müllerburschen und seines Vaters, unser Eigenthum um eine so geringe Summe, daß fast allein jene, bei Etienne in Sicherheit gebrachten Assignaten dazu ausreichten, welche Vater Gregoire und ich bei dem Dienst an der Artillerie und dem Zeughause, so wie am Festungsbau als Löhnung erhalten hatten. Der scheinbare Erkauf dessen, was ohnehin schon unser gehörte, war durch werthlose, papierene Scheine geschehen.

So verborgen unser Aufenthaltsort auch zu seyn schien, schützte er uns dennoch nicht vor Entdeckung. Eines Abends war ein Ziegenhirt, welcher wahrscheinlich ein verirrtes Stück seiner Heerde aufsuchte, an dem gähen Felsenabhang, auf dem vormaligen Wege des Einsiedlers, herangeklettert; er kam an unsre Höhle, blickte suchend da hinein und bemerkte uns beide. Mit einem Ausruf des Schreckens kehrte er um und stieg eilend wieder ins Thal hinab. Zu unserm Glücke kam in derselben Nacht unser Bursch; mit seiner Hülfe brachten wir uns und alle Geräthschaften unsrer Höhle, bis auf einige, die wir in eine Felsenspalte hinab-

stürzten, in Sicherheit, vor der Hand in ein dichtes Gebüsch, in der darauf folgenden Nacht aber in unsrem zweiten Bergungsorte, am Abhange des Mont Ventoux. Als am Morgen nach unsrer Flucht aus der Höhle einige bewaffnete Landleute zu dieser hinanstiegen, würde es ihnen gewiß ein Leichtes gewesen seyn, unsre Spuren zu verfolgen und uns gefangen zu nehmen. Das aber, was uns diesmal rettete, war das Crucifix des vorherigen Bewohners der Grotte: des Einsiedlers. In den damaligen Tagen der Empörung ward nämlich jedes äußerliche Anzeichen einer Gottesverehrung als ein solches Verbrechen betrachtet, daß man mehrere Menschen zum Tode verurtheilt hatte, weil man sie, wie jenen Handwerksburschen in Arras, hatte beten sehen. Deshalb hatten sich schon öfters Leute, denen die Aeußerung der Andacht Bedürfniß war, zu den verwüsteten und verlassenen Kapellen, oder an andre einsame Plätze, zurückgezogen, um dort ihrem Sehnen zu genügen, und unter den Landleuten gab es Viele, welche die Flüchtlinge solcher Art, wo sie dies unvermerkt thun konnten, begünstigten und vor Verfolgung sicherten. Auch der alte Landmann, unten aus Vaucluse, mit seinen beiden Söhnen und seinem Nachbarn, welche zur Untersuchung unsrer Höhle ausgesendet waren, gehörten zu jenen besser Gesinnten; sie stunden schweigend von jedem weitern Nachspüren ab, und erzählten unten im Dorfe, daß sie oben nichts gefunden hätten, als eine leere Steinkluft.

An unserm neuen Bergungsorte, anfangs war es das tiefe Bett eines Giesbaches, machten wir bald, durch den Vater unsres jungen Müllers, die Bekanntschaft mit einem Landmanne, der hoch im Gebirge seine Hütte hatte, und sich durch Kohlenbrennen ernährte. Der Mann war nicht

geeig=

geeignet, irgend einen politischen Verdacht zu fassen, denn sein Verstand war nicht viel schärfer denn jener eines Blödsinnigen; er wußte von dem damaligen Weltlauf so wenig als ein zweijähriges Kind. Bei ihm wurden wir Kohlenbrenner, halfen ihm, was er sehr gern sich gefallen ließ, die niedren Stämme der immergrünen Eichen und des Wachholders fällen und sie verkohlen; der schwarze Ruß, der unser Angesicht und die schlechten Kittel, welche wir trugen, entstellte, war uns nicht zuwider, denn er konnte uns am besten vor fremden Augen verbergen, und wer mich und deinen kräftigen Großvater so rüstig arbeiten sahe, der mußte uns für Leute halten, welche ihr Leben lang bei diesem Geschäft gewesen.

Das eben beschriebene Unterkommen war für uns ein um so dankenswertheres, weil gerade damals, als wir die Höhle über dem Quell von Vaucluse verließen, der Winter eintrat, gegen dessen Ungemach wir in der Hütte und bei den Feuerstätten unsres Landmannes so gut gesichert waren. Auch mußten wir darinnen ein glückliches, als Leitung einer höheren Hand erscheinendes, Zusammentreffen erkennen, daß wir gerade noch vor jenen Tagen den Mont Ventoux erreicht hatten, in denen der gute Etienne gar nicht mehr für uns zu sorgen vermocht hätte. Der arme, treue Mensch gerieth nämlich damals selber in eine Lebensgefahr, aus welcher ihn zuletzt nur die außerordentliche Gewandtheit seines Geistes, und die seltsame, persönliche Gunst herauszog, die er sich bei einem der Volksvertreter in Avignon erworben hatte, dadurch, daß er diesem unwissenden Menschen, welcher einen hohen militärischen Posten begleitete, hierbei als heimlicher Rath diente. Es war nämlich, bei der Untersuchung über die Ursache der neulichen Pulverexplosion, ein Verdacht auf Etienne

gefallen, den man kurz vorher in der Nähe des Magazins gesehen hatte. Und dir im Vertrauen muß ich es gestehen: daß jener Verdacht kein ungegründeter war. Gott mag es dem sonst so redlichen Stelzfuß vergeben, daß er zur Erreichung einer in seinen Augen gutgemeinten Absicht, wie die Rettung zweier Unschuldigen dies war, ein so tadelnswürdiges Mittel ergriff. Uebrigens hat die damalige Explosion, durch Gottes gütige Vorsorge, keinem einzigen Menschen das Leben gekostet; selbst der beim Pulverthurm die Wache haltende Soldat, ein gewesener Student, den man erst seit etlichen Tagen in den Soldatenrock gesteckt hatte, und der so wenig als seine meisten damaligen Waffengefährten militärische Ordnung und Subordination kannte, war aus Leichtsinn eine ziemliche Strecke von seinem Posten hinweggegangen, als die Explosion geschahe, welche, ohne ihn gefährlich zu verletzen, ihn fortschleuderte.

Für Etienne, so wie für uns, nahte sich jetzt die Stunde, welche uns aus aller Angst und Gefahr befreien sollte. Eine Explosion von ganz andrer, allgemeiner erschütternder Art, als jene des Schießpulvers, war in der Hauptstadt losgebrochen; Gottes Gericht, das so lange sich verzögert, war über die Schaar der frechesten Empörer und Verderber gekommen: über Robespierre und seine bluttrunkenen Gehülfen. Das „höchste Wesen", auf dessen Daseyn jener Rasende sich vor den Ohren seines Volkes berufen, bezeugte nur sieben Wochen nachher dieses sein Daseyn vor den Augen aller Völker, indem es, auf erschreckende Weise, das Blut der gemordeten Tausende der Unschuldigen von ihrem Mörder forderte, dessen, schon vor dem Tage der Hinrichtung durch einen Pistolenschuß zerschmetterter, Mund auf die Worte jenes Mannes, der zu ihm hintrat und sagte: „Ja, Robespierre, es ist ein

Gott" nicht einmal mehr zum Aussprechen einer erwiedernden Silbe vermögend war. Das Wüthen der Empörer hatte für diesmal ein Ende; die alte Ordnung durfte es wagen, wieder hervorzutreten. Auch wir konnten nach einiger Zeit ohne Furcht wieder zu unsrem Hause und eigentlichen Geschäft zurückkehren.

Die Freude kommt nicht selten in Gesellschaft der Trauer; so wenigstens diesmal bei uns. Die Verbindung mit dem Ausland, namentlich mit den Meinigen in der Schweiz, konnte jetzt ohne alles Bedenken durch die Post wieder angeknüpft werden; der erste Brief, den ich von meiner Charlotte erhielt, brachte mir die Nachricht von dem Tode des geliebten Schwiegervaters, des Admirals. Der Greis war in seinen spätesten Tagen wie in ein frommes, gutes Kind verwandelt; auch die letzten Tropfen der Bitterkeit, welche die Feindseligkeit der Menschen in seinem Herzen zurückgelassen, waren daraus verschwunden; es wohnte darinnen nichts denn Liebe und stiller Frieden. Wenige Tage vor seinem Ende hatte er noch ganz ernstlich den Plan ausgesprochen, mit Charlotten und seinen Enkeln fortzuziehen, in die Heimath seiner Kinder, hier an den Ufern der Sorghe. Es war eine Aeußerung jener Reiselust, welche so oft als Vorgefühl der nahe bevorstehenden großen Auswandrung in Sterbenden erwacht.

Unsre Familienangelegenheiten in der Schweiz waren bald geordnet, mein liebes Weib und meine Kinder kamen wieder zu mir, damit von nun an uns nichts mehr als der Tod scheiden möge. Wie viel hatten wir uns von den Erfahrungen einer göttlichen Hülfe zu erzählen, die wir seitdem gemacht.

Etienne hatte, so bald dies thunlich war, seinen Soldatenrock wieder abgeworfen und lebte bei uns wie vorher;

auch der arme, alte Perückenmacher, der zu unsrer Rettung so viel beigetragen, beschloß seine Tage bei uns in Frieden, und der Soldat in Avignon, welcher vormals mit Etienne unter Vater Gregoire in Griechenland gekämpft hatte, erhält von uns noch fortwährend eine jährliche Unterstützung, und war neulich bei deiner Hochzeit am Mittag ein geladener Gast, so wie am Abend unser Feuerwerker. Wir fanden freilich bei unsrer Rückkehr hieher manche Unordnungen und Verwahrlosungen des Geschäftes wieder gut zu machen; dem ausdauernden Arbeitseifer gelang indeß Alles, und im Ganzen hatten wir bei all dem Schweren, das uns betroffen, nur wenig verloren, denn fast unser ganzes baares Vermögen war noch bei guter Zeit im Ausland angelegt worden. So bin und hoffentlich bleibe ich nun bis an mein Ende der zufriedene, glückliche Müller am Ufer der Sorghe.

Vater Guillibaud hatte seine Erzählung geendet, der Doctor pries sein Glück, das auch ihn in diese Mühle an der Sorghe und zu ihren Bewohnern geführt habe.

Der Auszug.

Nach so vielen, mancherlei Wanderungen über Land und Meer, und nach solchen Trennungen, die, scheinbar auf immer, zwischen den Gliedern der Gregoirschen und Guillibaudschen Familie eingetreten waren, hätte man kaum vermuthen sollen, daß eine so kleine Entfernung vom elterlichen Hause die Schmerzen eines wirklichen Abschieds erregen könne. Wenn man wollte konnte man täglich, ja täglich mehrere Male sich sehen; war dem Andern etwas zu sagen und Antwort einzuholen, dann konnte dieses in Zeit von wenig Stunden geschehen, und dennoch war der

Tag, an welchem nun die Groselten mit den beiden Neuvermählten aus Guillibauds Hause zogen, für sie Alle ein Tag großer Trauer. Man war hier zu sehr an die beiden Alten gewöhnt, welche schon durch ihre stille Gegenwart ein Segen und eine wohlthätig waltende Macht für das ganze Thun und Leben der Familie gewesen, und auch Julie war, gerade durch die Theilnahme, welche sie durch den seltsamen Wechsel ihrer Leiden und Freuden erregte, zu einem Mittelpunkt geworden, der wie ein unentbehrlich wesentlicher Bestandtheil der Familie erschien. Und so zeigten sich auch umgekehrt die Herzen der Fortziehenden und ihre Schicksale mit denen der Bleibenden so verwachsen, daß sie der Auszug wie ein Vorgefühl der Schmerzen des Todes ergriff. Vater Gregoire war auch hierbei unter Allen der Ruhigste geblieben, weil ihm aus allen solchen Ereignissen, in denen das Vorgefühl des Todes uns darniederbeugt, ein andres, tröstlicheres entgegen trat: das Vorgefühl Dessen, was nach dem Kampfe des Todes den glückseligen Sieger erwartet.

Gleich am ersten Abend, nach dem Einzuge des jungen Ehepaares und der Groseltern in ihrem neuen Wohnsitz, wurden sie Alle durch einen Besuch überrascht, welcher in der Großmutter Gregoire manche freudige wie traurige Erinnrung aufregte. Eine ältliche Dame, von hoher Gestalt und geistvoll beredten Gesichtszügen, mit ihrer Tochter, ließ sich melden, und die Großmutter, als sie den Namen hörte, gieng ihr mit Achtung entgegen. Die Dame gehörte zu jenen Ausgewanderten, welche den Schrecknissen der Revolution noch zur rechten Zeit glücklich entflohen und im Auslande Schutz und Sicherheit gefunden hatten. Sie, wie viele Andre, kehrte jetzt in das zur Ruhe gekommene Vaterland zurück, und wollte wieder in der Heimath ihres

verstorbenen Gemahles, im südlichen Frankreich, wohnen und hier ihre Tage beschließen. Mutter Gregoire hatte, damals noch als junge Gräfin von Chamesson, mit dieser Jugendfreundin mehrere Jahre am Königlichen Hofe zu Paris verlebt, doch hatten beide, mehr nur durch den Zug der gleichstimmigen Gefühle bewogen, sich geliebt, als wahrhaft nahe sich gekannt.

Ich weiß nicht gewiß, sagte die fremde Dame, als ihr die Großmutter mit ihrem, wie von hohem Alter gebleichten, zitternden Haupte entgegentrat, ob ich in Ihnen meine Freundin Heloise, die geborene Gräfin von Chamesson begrüßen darf? — Ich bin dieses allerdings, antwortete Madame Gregoire, und ich erkenne in Ihnen noch sehr leicht und deutlich eine Freundin meiner Jugend, und Genossin meines vormaligen Hoflebens, die Fräulein von Courfel.

Julie hatte in ihrem geräumigen Hause mehrere Zimmer für Gäste eingerichtet, man bat die beiden Fremden, die sich auf der bisherigen Reise nur wenig Ruhe gegönnt hatten, einige Tage bei der Freundin zu verweilen, und jene nahmen die Einladung nicht ungern an. Die Fremde, welche den Aufenthaltsort ihrer Jugendgenossin durch einen alten, gemeinsamen Freund in der Schweiz erfahren, hatte schon in Avignon zu ihrem Erstaunen gehört, daß die vormalige Gräfin von Chamesson, welche durch ihre Schönheit und die Vorzüge ihres Geistes einst die glänzendste Perle eines Königlichen Hofstaates gewesen, jetzt die Schwiegermutter eines gemeinen Müllers geworden sey, und die Vermählte eines Mannes, dessen wahrscheinlich niedren, vormaligen Stand niemand genauer kannte. Schon in Paris hatte sie, bei dem plötzlichen Verschwinden ihrer Freundin vom Hofe und aus ihrem ganzen bisherigen

Kreise, manche sonderbare Gerüchte gehört; man wollte dort sogar wissen, die junge Gräfin sey von ihrem Bruder, einem Malteserritter, in engen, schimpflichen Gewahrsam geführt worden, weil sie ihre Neigung einem Menschen zugewendet habe, der von der niedrern Klasse der Dienenden war. Sie unterdrückte jedoch am ersten Abend und auch noch am andern Morgen alle Fragen der Neugier, und erzählte nur, in vertraulicher Offenheit, alles Das, was ihr seit den Jahren, in denen man sich nicht mehr gesehen, begegnet war.

Die Ferbersche Familie hatte sogleich am nächsten Tage nach ihrem Einzuge dem Elternpaare in der Mühle seine nachbarliche Treue durch einen Besuch bezeugt, denn am Vormittag hatte der Doctor einen Ritt dorthin gemacht, am Nachmittag war Großvater Gregoire in Juliens und Fräulein von Courfels Gesellschaft dahin gefahren. Mutter Gregoire und der Doctor waren zur Unterhaltung der Frau von Courfel zurückgeblieben. Ein erfrischender Lufthauch aus Norden wehete in den Zweigen der Platanen und beugte die Wipfel der hohen Cypressen; die tiefer stehende Sonne schien mit milderem Strahle über die Landschaft, deren Lebendige Alle, auf die glühende Hitze des heutigen Tages, nach der Kühle der Nacht sich sehnten. Mutter Gregoire hatte ihre Freundin herausgeführt auf den Balkon; man bereitete hier den Thee.

Wie neu, sagte die Fremde, ist mir nach so langer Entfernung dieser Anblick meines wahrhaft schönen Vaterlandes geworden, und wie innig tief bewegt mich derselbe. Es ist wahr, das Grün der Wiesen, auf denen die hochwüchsigen Stiere und die schönen, kräftigen Rosse weiden, die Waldungen der Eichen und dunklen Tannen gaben auch jener norddeutschen Gegend, in welcher ich länger

denn zehn Jahre wohnte, ihren eigenthümlichen Reiz; in dem fruchtbaren Garten unsres Wohnhauses, und in dem Gebüsch am nahen Kirchhofe, da man meinen Gemahl begrub, sangen die Nachtigallen eben so laut und lieblich, als hier bei uns in den Myrten- und Lorbeergebüschen der Provenze; das deutsche Volk ist fromm und bieder, dennoch, ich läugne es nicht, nagte, so lange ich in jener Fremde war, an meinem Herzen ein beständiges Heimweh nach dem Lande meiner Väter. Wenn der Frühling kam und erweckte auf den Wiesen nirgends die Pracht der hohen Tulpen oder den Duft der Tazetten, auf den Hügeln nirgends den Purpur der Cistusrosen, oder die zierlichen Blüthen der Mannaesche; wenn das getäuschte Auge eine Oelbaumpflanzung zu erblicken wähnte, und diese ward in der Nähe zu Weiden am Bache, wenn der Herbst statt der Trauben am Gelände nur die nordische Schlehe röthete und bräunte, und im Garten statt der Melonen nur Kürbisse reifte, wenn dann der lange, kalte Winter eintrat, der das Blau des Himmels, das dort auch im Sommer häufig von Wolken getrübt ist, in seine dichten, lastenden Nebel verhüllte, da schien es mir, als müsse in jenem fremden Lande der Mensch selber einen ewigen Frühling und Sommer in sich tragen, um sich so glücklich und reich zu fühlen, als wir es hier in unserm schönen Vaterlande sind. Und freilich, meine Freundin, daß ich diesen innren Frühling nicht besitze, das erfuhr ich vor allem bei dem Tode meines Gemahles, als mich jeder Trost, jede Hoffnung verließ, und nur die Liebe zu meinem Kinde mich noch hielt, daß ich nicht im verzweiflenden Grame hinstarb. Ach und nur zu sehr fürchte ich, daß auch dort, wo die Rhone zwischen den von Gewürzkräutern duftenden Hügeln durch die Oelbaumpflanzungen und das para-

dieſiſche Land der Gärten ſtrömt, mein Gram mich wieder ergreifen, und ſo, wenn auch nicht mehr der äußere, doch der innre Himmel ſich mir unter der laſtenden Schwermuth trüben werde.

Die Großmutter Gregoire ſchwieg zu dieſen Worten ihrer Jugendfreundin, man ſetzte ſich zum Thee, auch Doctor Ferber nahm jetzt an dem Geſpräche Antheil, indem er die Naturſchönheiten ſeines nordiſchen Vaterlandes pries. Die Fremde ſchien hierauf nur wenig zu achten, ſie war in ein ſchmerzlich tiefes Sinnen verſenkt.

Auch Sie, meine Freundin, ſo nahm ſie jetzt, gegen Madame Gregoire gewendet, das Wort, haben wahrſcheinlich oft in Ihrem Leben es erfahren, was die Schmerzen eines troſtloſen Jammers ſind; die Wellen einer Noth, welche mit der Verzweiflung ringt, mögen, dies lehrt mich mein Auge, öfters über ihrem bebenden Haupte zuſammengeſchlagen ſeyn.

Ich habe vieles Schmerzliche erfahren, antwortete die Großmutter; ich ſahe meinen Gemahl in ſeinem Blute, ſcheinbar todt vor mir liegen, mein einziges Kind ward mir von Feinden geraubt, welche dem Leben ſeiner Seele eben ſo gefährlich werden konnten, als dem des Leibes, und ich erfuhr länger denn dreißig Jahre nichts von ihm; zweimal war dann wieder mein Gemahl in den Händen der Mörder, und ich hörte das eine Mal die Geſchütze donnern, deren Kugeln ihn zerſchmettern ſollten; dennoch iſt mein Jammer niemals ohne Troſt geweſen, und auch in jener Nacht, in welcher mein Haupt vor Sorgen grau ward, habe ich nicht mit der Verzweiflung gerungen, ſondern nur im Gebet mit jenem unſichtbaren Helfer, der von Jugend auf meines Herzens Troſt und meine Stärke war.

Wie interessant, so fuhr die fremde Dame fort, muß die Geschichte Ihres Lebens seyn; ich hoffe, es kann Sie nichts zurückhalten, mir, der alten Freundin, Einiges von Ihren Schicksalen zu erzählen, und hier dieser junge Freund, der Gemahl einer Ihrer Verwandtinnen, darf ja wohl Alles hören, was Sie mir mittheilen.

Er ist der Sohn meines einzigen Kindes, den uns Gott zum Trost unsres Alters auf wahrhaft wunderbarem Wege zuführte, und zugleich der Schwiegersohn meiner lieben Pflegetochter; vor ihm hat mein Herz kein Geheimniß, er darf die ganze Lebensgeschichte seiner alten Großmutter wissen. Doch der vorhin noch so leise Wind fängt an heftiger zu werden, lassen Sie uns hinabgehen in den gesicherten Gartensaal, damit dort das äußere Licht, das uns zur Erzählung meiner Schicksale leuchten soll, vor dem Verlöschen geschützt sey, wie dies das innre Licht, bei allen Stürmen meines Lebens war.

Man hatte sich unten, im Gartensaale, in der Nähe des kleinen, rauschenden Wasserfalles gesetzt, die Großmutter Gregoire, gegen die Jugendfreundin gewendet, fuhr fort: Sie haben meine Mutter nicht gekannt, welche aus dem Geschlecht der Chatillons stammte, und von dem Glauben jenes alten Admirals von Coligny war, dessen Schicksale in der Geschichte unsres Vaterlandes ein blutiger Flecken sind. Ich selbst habe die herrliche Frau nur wenig gekannt, denn sie starb als ich in meinem neunten Jahre stund. Sie war die zweite Gemahlin meines Vaters, aus dessen erster Ehe mein Bruder, der Malteserritter, herstammte. Dennoch ist es, nächst Gott, jene fromme Mutter gewesen, der ich alle Freuden meines innren Lebens verdankte. Sie betete viel mit mir und war die erste Lehrerin meiner Kindheit. Es sind öfters nur

einzelne Worte, deren Sinn, deren Tiefe das früheste Lebensalter zuweilen lebendiger ahndet als das spätere, welche in uns eine ganze, künftige Welt der Gedanken erzeugen; ein solches war mir, bei dem gemeinsamen Lesen und Beten mit der Mutter, das Wort „Ewigkeit". Es bewegte mich so tief, und das, was die Mutter mir darüber sagte, erfüllte mich mit einem solch erhebenden Gefühl der Andacht, daß ich mir jenes Wort oft in meinem Innren wiederholte; ich glaubte es zu empfinden und zu verstehen, wie diese Ewigkeit, zugleich mit der Allgegenwart Gottes, in das jetzige Leben und all seine einzelnen Stunden hereinrage; der Gedanke an die Ewigkeit ward mir ein Licht, an welchem ich schon frühe meine Gedanken und Worte, so wie meine kindischen Handlungen prüfte; er gab selbst meiner Kindheit die äußere Haltung eines Ernstes, welche sonst selten bei diesem Alter gefunden wird.

Meine noch jugendlich blühende Mutter ward plötzlich krank, und nach wenig Tagen kam es mit ihr zum Sterben. Ich sahe den guten Vater heftig weinen, da mußte auch ich inniglich weinen. Die tödtlich Kranke ergriff mit der einen Hand die Hand des Vaters, mit der andren die meinige, sie tröstete den schwerbetrübten Gemahl mit tief eindringenden, lieblichen Worten, zu mir aber sagte sie: mein Kind, du hast so oft und gern mit mir von der Ewigkeit gesprochen, siehe, das was jetzt nach Gottes Rath mit mir geschieht, das ist nur ein Auszug aus der Zeit in die nahe angränzende Ewigkeit; in eine selige Ewigkeit, dies sagt mir der Glaube an Gottes Gnade; der Glaube, welcher sicherer und gewisser ist denn das arme Leben, mit all seinen Herrlichkeiten. Wenn du mich auch nicht mehr siehest, denke, daß ich nur aus diesem Zimmer oder Hause in ein andres, schöneres gegangen bin; Er, den meine

Seele liebt, ist dir ewig nahe, darum ist auch meine Liebe dir nahe. Doch vergiß es nicht, täglich an den Auszug aus der Zeit in die ernste Ewigkeit zu denken, und halte dich immer fertig und bereit zu ihm, denn auch dir, so wie mir, könnte er plötzlich und unvermuthet kommen.

Die theure Mutter war gestorben, mein älterer Bruder, der Malteser, kam, um den Vater zu trösten. Wir beiden Geschwister hatten uns, so verschieden wir uns auch an Alter waren, herzlich lieb, aber wir verstunden uns gegenseitig nur wenig. Das edle Gemüth meines Bruders befand sich damals noch auf den Irrwegen des Unglaubens und einer Befangenheit in den Eitelkeiten und Zerstreuungen der großen Welt, so daß er jene Keime, welche die Erziehung meiner frommen Mutter in mich gelegt hatte, und die Art, wie sich dieselben äußerten, wohl nicht im rechten Licht erkannte. Mein ganzes Thun und Wesen kam ihm unnatürlich und unadelig vor; auf sein Zureden geschahe es auch, daß mein guter Vater den ihm sehr schmerzlichen Entschluß faßte, sich von mir, seinem kleinen Liebling, zu trennen, und mich in eine Erziehungsanstalt für adlige Töchter, in der Hauptstadt, zu bringen. Der Abschied von meinem geliebten Vater, der mich selber nach Paris begleitete, und dort einige Zeit verweilte, nur um mich täglich zu sehen, war mir, als ihn nun endlich seine Geschäfte hinwegriefen, ganz ungemein schmerzlich. Ich wollte meine kleinen Arme nicht von seinem Halse loslassen; es muß mir geahndet haben, daß ich ihn niemals wieder sehen würde; bald nachher erhielt ich die Nachricht seines Todes.

Ich war nun eine verlassene, einsame, vater- und mutterlose Waise, mitten unter Fremden, in der fremden, großen Stadt. Zwar in jenem Institut, in welchem ich

damals lebte, herrschte ein Geist der Liebe und des Ernstes, der meinem jungen Herzen innig wohlthat, und mich im Wachsthum zu allem Guten förderte und stärkte. Die Vorsteherin der Anstalt war zwar in der Einsamkeit des Klosterlebens erwachsen, aber sie kannte das Menschenherz und sein wahres, ewiges Bedürfniß, und suchte vor Allem nur diesem Bedürfniß zu genügen. Bei der Verschiedenheit der wörtlichen Glaubensbekenntnisse, welche bei mehreren ihrer Schülerinnen statt fand, waltete dennoch in und über uns Allen nur Ein Glaube, Eine Liebe, Eine gemeinsame Hoffnung. Dennoch, so glücklich ich mich hier durch die Liebe und durch die mütterlichen Tröstungen, jener, meinem Herzen ewig theuren Wohlthäterin fühlte, war ich ohne Aufhören von dem innigen Sehnen nach dem „Auszuge aus der Zeit in die Ewigkeit" ergriffen, den meine Eltern nun schon selig bestanden hatten; ich dachte an nichts so gern und so oft, als an den Tod; mein unerfahrenes Herz kannte in diesem noch nicht den König der Schrecken, sondern nur einen Engel des Friedens, und fürwahr dieses Herz durfte damals Gedanken des Friedens hegen, denn es lebte, nach seinem menschlich schwachen Maaße, im Frieden mit Gott.

Hätte man mich in dieser, meiner fast klösterlichen Stille und Zurückgezogenheit gelassen, ich würde schwerlich von selber aus ihr hinaus verlangt haben. Doch mein lieber Bruder, welcher nach seiner Meinung hierbei nur mein Bestes wollte, ließ mich nicht im ungestörten Genuß meines Glückes. Er war, nach unsers Vaters Tode, über vier Jahre lang in Malta gewesen, und kehrte jetzt auf einige Zeit nach Paris zurück, wohin ihn allerdings auch eine Sendung seines Ordens, vornämlich aber doch die Liebe zu mir, seiner einzigen noch auf Erden lebenden

Blutsverwandtin führte. Er besuchte mich gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, und, nach seinem Ausdruck, fand er mich reif zum Eintritt in die große Welt. Nur durch viele Bitten, welche von den Vorstellungen unsrer Pflegemutter unterstützt wurden, konnte ich ihn bewegen, mich noch ein halbes Jahr in der Anstalt zu lassen, dann brachte er mich zu Hofe, wo durch seine Verwendung eine meinem Stand und Alter angemessene Stelle für mich bereit war.

Ich stund fast noch an den Gränzen der Kindheit, im 15ten Lebensjahre, als ich in diese neue Laufbahn eintrat. Obgleich ich anfangs ziemlich unbemerkt und zum Theil mir selber überlassen blieb, fühlte ich dennoch sogleich ein unbeschreibliches Heimweh, zurück nach der friedlichen Stille und Ruhe, welche ich so eben verlassen. Ich hatte da mir selber und den innersten, angelegentlichsten Bedürfnissen meines Herzens gelebt, jetzt war es meine Bestimmung geworden, eine Rolle, bei einem Schauspiel der Eitelkeit, das alltäglich vor den Augen der großen Welt gegeben wurde, mit angestrengter Mühe einzustudiren und zu spielen, welche zwar anfänglich noch eine sehr untergeordnete und stumme war, dennoch aber einen großen Theil meiner Zeit für Putz und Einübung der sogenannt anständigen Haltung dahinnahm.

Wenn ich nicht irre, traten Sie, meine Freundin, bald nach meiner Einführung bei Hofe auch in die gleiche Stellung ein. Sie werden sich noch erinnern, in welche seltsame Schule man uns da nahm. Zwar traf der beständige Tadel der beiden Hofdamen, welche sich mit unsrer angeblichen feineren Bildung beschäftigten, und welchem ich unterlag, Sie ungleich weniger und seltner als mich, denn Sie fügten sich mit weit mehr Geschick und

Hingebung in Ihre Lage als ich; dennoch, meine ich, habe ich Sie noch öfter darüber weinen sehen, als wohl auch ich dieses that, wenn man uns jede Kleinigkeit, die wir etwa an unsrem Putz versehen, jeden Fehler in der Stellung, jedes Wort, welches nicht in die Sprache des Hofes aufgenommen war, mit einer so redseligen Strenge und Bitterkeit verwieß, als wenn es Verbrechen und Sünden der größesten, fast todeswürdigen Art gewesen wären.

Lassen Sie uns beide es gestehen, ein solches Leben, wie das damalige unsres Hofes war, ist ein höchst bemitleidenswerthes. Wie der Leib, wenn man schwere, dicke Decken über ihn warf, die kaum so viel Luft zum Munde kommen lassen, daß er noch athmen kann, so fühlt die Seele sich dem geistigen Ersticken nahe, wenn sie von jenen Manieren und Formen des äußeren Scheines umstrickt und gedrückt wird, welche der Mensch nur erfunden hat, um sich selber und Andre um das zu täuschen und zu betrügen, was sein höchstes, sein bestes Eigenthum ist. Die Kunst, welche dort geübt wurde, und deren Erlernen mir so schwer eingieng, war die: etwas Andres äußerlich zu scheinen und vorzustellen, als man wirklich innerlich ist. Unsre Tage, vom Morgen bis zum Abend, waren mit einer, mir höchst beschwerlichen Geschäftigkeit um Nichts, oder mit einem Nichtsthun ausgefüllt, das sich mit athemloser Anstrengung abmühete, um sich den Schein einer Thätigkeit oder Dienstleistung für der Menschen Gunst und Wohlgefallen zu geben.

Ich war von meiner Kindheit an gewöhnt, täglich einige geistige Nahrung zur Stärkung und zum Trost meines Herzens zu nehmen; dort, an unsrem damaligen Hofe, war es uns außerordentlich schwer gemacht, ein solches Bedürfniß zu befriedigen. Zwar stund ich gewöhnlich am

Morgen, wie ich dies in der Erziehungsanstalt geübt hatte, ziemlich früh auf, und war dann ungestört genug, weil unsre Damen sehr lange zu schlafen pflegten, aber außerdem, daß mir diese gute Uebung sehr bald untersagt wurde, „weil sie der Gesundheit (Hautfarbe) schädlich sey", fühlte ich mich auch beim Aufstehen immer so müde und so zerstreut, daß ich zur geistigen Beschäftigung wenig aufgelegt war. Denn wir kamen insgemein erst kurz vor oder selbst nach Mitternacht zur Ruhe, und dann ließen mich die erzwungene Anspannung, in der ich mich am Tage befunden, oder auch der Kummer, meist lange Zeit nicht einschlafen; die gewaltsam verhaltnen Thränen des Sehnens nach dem „Auszug" aus diesem Wohnsitz der Eitelkeit, flossen in der Stille der Nacht ungehemmt.

Drückend, allerdings, war für mich diese Lage, aber nicht so gefahrlich für mein Herz denn jene, in welche ich bald nachher gerieth. Ich hatte mich jetzt äußerlich vollkommen entwickelt, und vielleicht war es gerade nur der in unserm Kreise seltnere Zug von Ernst und Schwärmerei, der mich in den Augen Vieler interessant und anziehend machte; ich wurde leider mehr bemerkt und ausgezeichnet, als mir gut war.

Erlauben Sie mir, sagte die Fremde, die beiläufige Bemerkung, daß ie damals durch Ihre leiblichen Vorzüge, wie durch das eigenthümlich Piquante, das in Ihren Unterhaltungen lag, ein volles Recht zu der Auszeichnung hatten, welche man Ihnen vor allen jüngeren Damen des Hofes widerfahren ließ, und daß zu der hohen Beachtung, die Sie genossen, sehr viel die ganz besondre Gunst beitrug, in welcher Sie bei denen stunden, nach deren Geschmack sich das Urtheil des ganzen Hofes richtete.

Meine

Meine Freundin, so fuhr die Großmutter Gregoire in ihrer Erzählung fort, ich denke nicht gern an jene Zeit; lassen Sie mich so kurz als möglich darüber hinwegeilen. In welchem Menschenherzen sollte nicht, wenn auch noch so tief verborgen, der Saame der Eitelkeit und Selbstvergöttrung liegen; daß er in dem meinigen sich fand, das zeigte sich nur zu bald, als das Unkraut daraus hervorwuchs, in einer Schnelle und Ueppigkeit, die mir unbegreiflich ist, so daß fast die Aussaat des Besseren, die in mich gelegt war, dadurch erstickt wurde.

Das, was mir früher zur Last gewesen war: das Treiben der eitlen Gefallsucht, wurde mir jetzt fast zur Lust. Ich putzte mich gar nicht ungern, ich gab mir Mühe, bei jeder Gelegenheit mit meinen Gaben, die mir ja freilich nicht zu diesem, sondern zu ganz andrem, höherem Zweck verliehen waren, zu glänzen und zu gefallen. Dennoch kamen mir auch, ich danke Gott dafür, viele Stunden der besseren Art, in denen mir das Gefahrvolle und das jammervolle Nichts meines damaligen Zustandes vollkommen klar wurde, und in denen ich mich aus diesem hinwegsehnte, zurück nach jenem verlorenen Paradies des innren Friedens, in welchem ich früher gewohnt hatte.

Es widerfuhr mir jetzt Etwas, das Ihnen wohl noch im Gedächtniß geblieben seyn wird, weil es bei Hof einiges Aufsehen machte, und freilich nur auf kurze Zeit ein Gegenstand der gewöhnlichen Unterhaltung ward. Ich hatte, ohne dies sonderlich zu beachten, die Aufmerksamkeit eines jungen Herrn von sehr hohem Stande auf mich gezogen; die Neigung, welche er zu mir faßte, war allmälig zu einer Leidenschaft geworden, welche ihm keine Ueberlegung und Selbstbeherrschung mehr zuließ. Er hatte sich öfter mir genähert, und mir eine Erwiederung seiner Neigung

abzugewinnen gesucht; ich war und blieb gegen ihn sehr kalt. Da ließ er sich, durch seine Leidenschaft, zu einer Gewaltthat verleiten; eines Abends, als ich mit einer älteren Hofdame ganz allein im Wagen sitzend, von Versailles zurück nach der Stadt fahren wollte, ward unser Wagen von mehreren Reitern angehalten, und ich muß sehr vermuthen, daß ein geheimes Einverständniß mit meinen Begleitern hierbei obwaltete, denn der Widerstand derselben war nur scheinbar, man öffnete die Thür des Wagens, zog mich mit Gewalt hinaus, und setzte mich in eine leichte Chaise, die sogleich, nach andrer Richtung, eilig fortrollte. Mein Hülfegeschrei hörte niemand, denn durch ein wirkliches oder angebliches Hinderniß, welches meiner Begleiterin vor unsrer Abfahrt zugestoßen, war unser Wagen der letzte in dem Zug der Hofequipagen geworden, und die andern alle befanden sich uns ziemlich weit voraus. Nur zwei Reiter waren bei unserm Fuhrwerk geblieben; der eine suchte mich zu beruhigen, und obgleich es dunkle Nacht war, erkannte ich ihn doch an seiner Stimme; es war jener hohe Bewerber um meine Gunst. Mich wandelte ein Grauen des Todes an, ich rief in meinem Innren zu Gott um Hülfe und Rettung aus dieser Gefahr.

Unser eiliger Lauf gieng, wie mir schien, nach einem großen Gebäude hin, dessen Lichter mir schon von weitem, am Ende der Allee, entgegen glänzten. Da begegnete uns ein Reiter, der ganz nahe am Wagen vorbeiritt. In diesem Augenblick ergriff mich eine neue Hoffnung der Rettung, ich schriee, so laut ich konnte, um Hülfe, obgleich ein Weib, das zu meiner Aufsicht im Wagen saß, mir den Mund gewaltsam zuhalten wollte. Mit Blitzesschnelle war der fremde Reiter beim Wagen, warf, mit einem Schlage

seiner starken Hand, den Kutscher vom Bock herunter, und bewegte darauf seinen Degen so schnell und so drohend gegen die beiden Reiter, daß diese, deren ohnehin schwacher Muth durch das böse Gewissen noch mehr gelähmt war, eiligst die Flucht ergriffen. Nur einer von ihnen war übrigens leicht verwundet, der Fremde hatte sie mehr durch seine Donnerstimme, als durch seine Waffen geschlagen. Auch das Weib, das vorher neben mir saß, war entsprungen. Mein Retter, ein Mann von ausgezeichnet hoher Gestalt, fragte mich, in einem gebrochnen Fanzösisch, was mir geschehen sey? ich erzählte es mit wenig Worten und bat ihn, mich nach der Stadt zur königlichen Residenz zu bringen; er stieg von seinem Pferde, band dieses hinten an den Wagen an, setzte sich dann selbst auf den Bock, und fuhr in solcher Schnelle gegen die Hauptstadt hin, daß wir nur wenige Minuten nach jener Hofdame, von deren Seite man mich geraubt hatte, am Ort meiner Bestimmung ankamen.

Unterweges hatte ich viel geweint; mein seltsamer Kutscher, der nahe vor mir, in dem kleinen, offnen Wagen saß, hörte mein Schluchzen und fragte mich um die Ursache meines Kummers. Ich sagte, wie sollte ich nicht weinen, da ja dieser Vorfall, so unschuldig ich daran bin, meinem guten Namen und meiner Ehre auf immer schaden wird. Der Fremde tröstete mich mit Worten, welche, so neu und schwer faßlich sie meinen Ohren erschienen, dem Herzen desto verständlicher waren und tief in dasselbe drangen, denn es lag eine Kraft in ihnen, welche nur der Glaube an Einen, dessen Wohlgefallen und Ehre weit über Menschenehre gilt, zu geben vermag.

Ich hatte den Unbekannten im Dunkel der Nacht nicht gesehen; als wir jetzt zum beleuchteten Eingang des königs-

lichen Schlosses kamen, hielt er den Wagen an und half mir beim Aussteigen. Ich dankte ihm mit inniger Wärme, und als ich ihm hierbei in sein Gesicht sahe, kam es mir vor, als hätte ich noch niemals einen Menschen gesehen, welcher den Namen eines in jeder Hinsicht vollkommenen Mannes in so hohem Maas verdiente.

Jene Hofdame, die ich von Versailles aus begleitet hatte, war alsbald hinaufgeeilt nach den Königlichen Zimmern, um dort das Geschehene zu berichten. Sie hatte kaum, mit dem Ausdruck des tiefsten Schreckens und Entsetzens, ihre Erzählung begonnen, da trat auch ich, wohlbehalten in das Zimmer. Sie wissen, wie man bei unserm Hofe die Sache nahm. Man belachte die mislungene Entführung als ein unbedeutendes, galantes Abentheuer; meinem Entführer, der leicht zu errathen gewesen war, wurde zwar auf kurze Zeit der Zutritt bei Hofe untersagt, aber diese scheinbare Bestrafung gieng bald vorüber, und auch die Neckereien, denen er bei seinem Wiedererscheinen ausgesetzt war, dauerten nur kurze Zeit, weil es des täglich neuen Stoffes zur Unterhaltung so viel gab.

So scherzhaft aber auch mein Abentheuer, wie man jenen böswilligen, nächtlichen Ueberfall nannte, Andren erscheinen mochte, so ward es dennoch, in seinen Folgen, für mein ganzes übriges Leben ein sehr ernstes, entscheidendes Ereigniß. Man hatte mich wiederholt befragt, wer mein Befreier gewesen sey? ich konnte die Frage nicht beantworten, denn ich wußte es selber nicht; ich beschrieb den Mann, so gut ich es vermochte, man rieth, weil ihn mir seine Sprache so deutlich als einen Ausländer kund gegeben hatte, auf einen, damals in Paris anwesenden, vornehmen Schweden, da man mir jedoch denselben einst im Theater zeigte, mußte ich erklären, er sey es nicht.

Konnte doch kaum irgend ein andrer Mensch so begierig seyn, jenen Mann, dem ich so viel verdankte, aufzufinden, als ich es selber war. Ich hielt dieses Verlangen für eine bloße Bewegung der Dankbarkeit; es war jedoch mehr denn dieses: es war der Zug einer Neigung zu jenem, dem Namen nach Unbekannten, welche mich stärker erfaßt hatte, als ich es selber erkannte. Mein Auge suchte den Wohlthäter unter den Männern, welche zu Hofe kamen; es forschte nach ihm mit schüchternem Blicke unter dem jungen Adel, welcher die Waffen trug, es gieng, so oft dies unbemerkt geschehen konnte, auf seine Nachforschungen im Theater und im Concert, wie bei öffentlichen Feierlichkeiten, aus. Ich fand meinen Unbekannten nicht, weil ich ihn immer nur auf den Höhen der Stände suchte, während er, das nicht beachtend, wozu seine Geburt ihn berechtigte, von mir unbemerkt in der Niedrigkeit einhergieng.

In gewisser Hinsicht muß ich es für ein Glück halten, daß mein Bruder gerade damals, als man mich entführen wollte, auf einer Reise nach Italien sich befand, wohin ihn von neuem die Angelegenheiten seines Ordens riefen. Sein leicht entflammtes Naturell, seine außerordentliche Empfindlichkeit im Punkt der Ehre, würden ihn ohnfehlbar hingerissen haben zu einer öffentlichen Ahndung der Schmach, die seiner Schwester widerfahren war, was dann bei dem hohen Stande meines Beleidigers nicht ohne große Gefahr für den heftigen Mann gewesen wäre. Ich, die ich den Bruder und die Weise, ihn schonend zu behandeln, kannte, schrieb ihm sogleich, damit er ihn nicht zuerst durch Andre erfahren möchte, den Vorfall, und stellte das ganze Ereigniß als ein so unbedeutendes dar, daß der Ausbruch seines Zornes vermieden ward. Dennoch würde es, bei

seiner Rückkehr nach Paris, noch zu einem unangenehmen Auftritt zwischen ihm und meinem Entführer gekommen seyn, wenn dieser nicht an demselben Tage, an welchem der Malteser in der Hauptstadt eintraf, wahrscheinlich aus Vorsicht, eine Reise nach Bordeaux angetreten hätte.

Ich war herzlich froh, daß ich den theuren Bruder wieder um mich hatte. Ich wußte nicht, was mir seine Zurückkunft noch außer ihm selber mitbringen würde. Er war ja in allen Dingen der Vertraute meines Herzens gewesen, ihm verhehlte ich mein sehnliches Verlangen nicht, den Hof wieder verlassen zu dürfen. Nur so schnell und leicht, als mir es möglich geschienen, war dieser Wunsch nicht zu erfüllen. Wir hatten uns indeß beide einen Plan ausgedacht, nach welchem ich, die Besitzerin eines reichen, mütterlichen Vermögens, schon im kommenden Frühling, zuvörderst in Gesellschaft des Bruders, auf das Schloß unsres Vaters ziehen, und, wenigstens einen Sommer hindurch, dort wohnen sollte. Mein Abschied aber vom Hofe war näher, als wir beide es vermutheten.

Eines Tages hatte sich mein Bruder bei Hofe die Erlaubniß erbeten, mich zu sich zur Feier eines kleinen Familienfestes einladen zu dürfen. Er hatte mit mir zugleich einige andre Damen, unter andern eine Freundin seiner verstorbenen Mutter, zur Tafel gebeten. Man wollte mich, als ich in der Wohnung des Maltesers ankam, in einen Saal führen, wo sich schon ein Theil der Gesellschaft versammlet hatte. Mir lag es an, mit meinem Bruder einige Worte allein zu sprechen, ich begab mich deshalb nach seinem Zimmer. Als ich in den Vorsaal von diesem eintrat, fand ich da den Mann stehen, den meine Augen, und, wie ich dies nun wohl erkenne, auch mein Herz so lange vergeblich gesucht hatten! Ich erkannte ihn sogleich an

seiner hohen Gestalt, so wie an diesen Augen, deren tief eindringender Blick nicht aus meiner Erinnrung entschwunden war. Ich dachte in jenem Augenblick nicht daran, daß der Ort, an welchem ich den Fremden wartend fand, so wie selbst seine Kleidung, keineswegs von einem höheren Stande desselben zeugten, sondern daß beide mehr für einen Diener als für einen Herrn sich eigneten. Das Gefühl der freudigen Ueberraschung, welches mein Herz bewegte, trat, so gern ich es verborgen hätte, mit sichtbarlichen Zeichen auf meine Wangen und in meine Augen; ich fragte meinem Befreier, ob er mich wohl noch kenne?

Wie sollte ich dies nicht, antwortete der Fremde; war mir doch jener Abend nicht wie ein andrer Abend meines Lebens; mir gieng an ihm kein Tag unter, sondern einer auf; ich suchte lang und habe gefunden.

So räthselhaft mir auch großentheils diese, in einem schwer verständlichem Französisch gesprochenen Worte erschienen, fuhr ich dennoch fort, mit dem mir so merkwürdigen Manne mich zu unterhalten. Ich habe mir, sagte ich, mit einem neuen, unwillkührlichen Erröthen, welches mir seine Blicke abdrangen, von welchen mir vorkam, als durchschauten sie jede Bewegung meines Herzens, viel Mühe gegeben, Ihren Namen oder Stand zu erfahren; mir war es ein angelegentlicher Wunsch, meinem Erretter aus großer Gefahr den Dank sagen zu können, der ihm für seine edle That gebührte.

Meinen Namen, sprach der Fremde, kennt Keiner in diesem Lande, und meinen Stand errieth noch Niemand. Sie haben mich nicht mehr gesehen oder bemerkt, seit jenem Abend, ich aber habe Sie oft gesehen, und es erkannt, daß Sie Die sind, welche ich zu sehen kam.

Ich bin jetzt, nach so langer Zeit, es nicht mehr im

Stande, die eigentlichen, höchst seltsam und fremd lautenden Worte, in denen der Mann dies sagte, zu wiederholen; ihren Sinn aber verstund ich wohl, und diesen habe ich Ihnen auch so getreu, als mir möglich, wiedergegeben. Aber auch dieser Sinn war mir damals sehr dunkel; ich schwieg einige Augenblicke verlegen, dann fragte ich:

Sie sind ein Fremder, mein Herr, in unsrem Lande? wenigstens läßt mich dieses Ihre Sprache vermuthen.

Nicht nur in Ihrem Lande, antwortete Jener, sondern in Ihrem Welttheile. Der rechte Morgenländer redet für gewöhnlich in einer Sprache der alten, lang vergangenen Zeiten, jedoch am liebsten von einem Etwas, welches fernkünftig und hierbei gewiß ist.

Sie kamen, fragte ich ihn weiter, um unser Land, um unsre glänzende, vielgepriesene Hauptstadt kennen zu lernen?

Ich kannte, antwortete er, das Nächste nicht, als ich auszog das Ferne zu sehen; ich besaß das Meine nicht, als ich die Hand ausstreckte nach dem Fremden, nun kenne ich das Nächste und weiß was mein ist, und werde dies fest halten.

Der Mann sahe mich bei diesen Worten mit einem Blicke an, welcher, ich weiß nicht warum, mich fast erschreckte. So sehr mich in andrer Hinsicht sein ganzes Wesen anzog, hätte ich dennoch gern mich schnell von ihm entfernt, aber eine gewisse Achtung gegen diese, in ihrer Art gewaltige, Persönlichkeit hielt mich zurück.

Sie dienen vielleicht, so fragte ich aus lauter Verlegenheit, unter dem Militär?

Ich diene, sagte der Fremde, weil ich zum Herrscher geboren war, ohne mich und Andre zu beherrschen. Mir gehorchte mein Volk, ein Volk der Tapferen, welches,

wie die Schaar der unbesiegbaren Adler, in den Gebirgen des Ostens wohnet. Ich zog gegen Abend, damit ich noch, ehe mein Abend kommt, das Licht fände, bei dessen Scheine ich Das, was mich bekümmerte, klar erkennen möchte. Denn die Sonne des Morgens ist vom Lande des Morgens hinweggezogen; sie weilt noch, mit ihrem scheidenden Strahle, beim Lande des Abends; bis sie, nach kurzer Nacht, im Osten wieder aufgeht.

Sie werden, fragte ich weiter, doch noch einige Zeit bei uns verweilen?

Ich werde, sagte Jener, hier verweilen, bis meine Begleitung nach der Heimath zum Mitgehen geschickt ist.

Abermals ein solcher Blick, der wie mit magischer und dennoch, weil ich ihn nicht verstehen und darum ihm nicht begegnen konnte, mit fast unheimlicher Kraft mich durchdrang. Ich schwieg und war im Begriff, mich plötzlich, mit noch einigen Worten des Dankes, über welche ich nachsann, von dem Fremden zu empfehlen, da trat mein Bruder, in Gesellschaft eines Engländers, mit welchem er in naher, freundschaftlicher Verbindung stund, aus seinem Zimmer heraus. Er blickte mich etwas verwundert an, als er mich im Gespräch mit dem Diener seines Freundes sahe; ich verstund seinen Blick und sagte unbefangen: „Sehen Sie, hier dieser edle Mann hat mich aus den Händen meines Entführers gerettet.“

Der Malteser sprach mit vornehmer Herablassung einige freundliche Worte mit dem vermeintlichen Bedienten und deutete darauf hin, daß er den Dank, den er im Namen seiner Schwester ihm schuldig sey, noch durch die That aussprechen werde; der Andre schwieg und gieng hinter seinem Herrn, als dieser sich jetzt empfahl, hinweg.

Wir waren Alle an der Tafel meines Bruders sehr

vergnügt, mein Herz war freudiger, als es seit einiger Zeit gewesen; mir schien diese heitre Stimmung daher zu kommen, daß nun die Verpflichtung der Dankbarkeit gegen einen unbekannten Wohlthäter für's Erste schon mit Worten abgethan war, und bald dieses auch durch die That seyn werde. Dennoch übersahe ich dabei, vielleicht ohne meinen Willen, einen andern Grund meiner innren Fröhlichkeit: dies war die innige Befriedigung, welche ich darüber fühlte, daß ich den Fremden, der mir schon längst nicht mehr gleichgültig war, wiedergefunden und wiedergesehen hatte. Tönten mir doch immer noch, selbst in die fremdartigen Gespräche der Tafel herein, seine Worte nach, und mir war es, als bemerkte ich aus der unsichtbaren Tiefe, welche meine Seele umgab, seine bedeutungsvollen Blicke, auf mich gerichtet.

Dennoch waren, dies erkannte ich ganz besonders, als ich mich wieder allein auf meinem Zimmer fand, die Gefühle, welche das Wiedersehen des so lange gesuchten Fremden in mir erregt hatten, von sehr gemischter Art. Mich, die Gräfin von Chamesson, die Schwester des hochgestellten Malteser de la Romagne, störte, in meiner bisherigen Theilnahme an dem Fremden, in Etwas der Gedanke, daß derselbe der Diener eines reisenden Engländers sey; in manchen Augenblicken kam es mir sehr unschicklich vor, daß ich so lange mit einem solchen Menschen gesprochen und seine Worte angehört habe, welche keineswegs in einer Sprache geredet waren, die einem Manne von diesem Stande geziemt. Doch neben diesen wenigeren Augenblicken kamen mir auch gar viele, andre, in denen mir der Fremde, so wie seine Worte, in einem Lichte erschienen, welches mich den vermeintlichen Unterschied des Standes vergessen ließ. Ich konnte nicht umhin, mir am

nächsten Morgen den Inhalt seiner Rede, ohngefähr so, wie ich Ihnen denselben mittheilte, aufzuschreiben; jedes Wort schien mir, weil der Sprecher mich mehr interessirte, als ich mir selber gestehen wollte, voll Bedeutung und tieferen Sinnes. Dieser Mann, so sagte ich bei mir selber, kann in seinen Worten, wie in all seinen Mienen und Geberden, kein Lügner seyn; in dem aber, was er mir sagte, so wie in seinem ganzen Wesen, spricht es sich aus, daß er nicht zum Knecht geboren und erzogen war. Wenn an irgend einem Menschen, den ich bisher sahe, der wahre, ächte Adel des Herzens und Geistes ausgeprägt erscheint, so ist es an ihm; er nannte sich selber den Herrscher eines Volkes der Adler; das Volk ist wohl versorgt, welches dieser jugendliche Held zum Kampfe führt.

Mein Bruder besuchte mich im Verlaufe des Tages. Es ist nun doch Zeit, sagte er, daß wir deinen Befreier, seitdem du gestern ihn in dem Diener meines Freundes wiedererkannt hast, für seine tapfre That eine Belohnung geben. Zwar, wie der Engländer mir sagte, ist dieser Mensch, den er in Marseille fand, und dort in seine Dienste nahm, von so sonderbarer Art, daß ich nicht weiß, wie wir ihm mit einem gewöhnlichen Geschenke beikommen wollen, denn er pflegt selbst den Lohn, den sein Herr ihm giebt, alsbald nach dem Empfange an seine Mitbedienten oder an Arme hinwegzugeben, und hat Gegenstände, namentlich mit Edelgesteinen besetzte Waffen und Schmucksachen des Orients bei sich, welche auf einen bedeutenden Reichthum schließen lassen. Versuchen aber müssen wir es dennoch, ihm eine Belohnung aufzudringen, denn der tollkühn-wackere Bursche hat wirklich sein Leben für dich gewagt, und wir müssen noch heute seine That geheim hal-

ten, damit ihn nicht statt der verdienten Belohnung eine blutige Rache trifft.

Wir überlegten lange, was hier zu thun sey. So sehr auch der Gedanke, dem Fremden ein Geldgeschenk anzubieten, meinem Gefühl widerstrebte, mußte ich dennoch meinem, an Alter und Einsicht mir so weit überlegenem, Bruder darinnen nachgeben; wir wählten, zur anständigen Hülle der bedeutenden Summe, die wir dem Fremden sendeten, eine große, goldene Dose, und ich begleitete das Geschenk mit einigen freundlich dankenden Zeilen meiner Hand. Noch in derselben Stunde, in welcher wir die Gabe abgesendet hatten, brachte sie uns ein andrer Bedienter, den der Fremde hiermit beauftragt hatte, wieder zurück, dabei fanden sich einige Zeilen in seltsamen Schriftzügen, deren Worte, als ich sie endlich entziffert hatte, allerdings Französisch lauteten; ihr Sinn war folgender:

„Ich kam nicht zu den Franken (Abendländern), um bei ihnen das zu suchen, was ich selber zum Ueberdruß besaß. Ich will kein Gold, denn ich bedarf seiner nicht. Der Lohn soll mir werden, wenn und wie ich ihn verdiene."

Ein seltsamer Kauz von Bedienten, sagte mein Bruder, als ich ihm die Worte des Billets, das er vorher selber kopfschüttelnd, ohne es lesen zu können, betrachtet hatte, endlich enträthselte. Der Bursch scheint eine ziemlich hohe Meinung von sich zu haben, und dennoch sollte er nur vorerst schreiben lernen, denn diese mächtig großen Schriftzüge da, so kräftig dem Papier aufgedrückt, als hätte sie ein Steinmetz mit dem Meisel und Hammer gemacht, kann doch kaum Jemand für Buchstaben halten. Und was mag das für ein Lohn seyn, den er zu verdienen und zu empfangen meint? Etwa mein schönes Pferd

aus der Berberei, das er neulich, als ich meinen Freund, den Engländer, besuchte, und der Bursche, ohne daß ich's begehrt hatte, mir den Steigbügel hielt, als ein Sachkenner aufmerksam betrachtete und lobte? Nun, meinetwegen, so gern ich das Thier habe, ist es mir dennoch zur Abtragung einer solchen Schuld nicht zu theuer; ich werde es ihm bei erster Gelegenheit zum Geschenk anbieten.

So viel ich auch gegen diesen Einfall des edlen Malteſers hätte einwenden mögen, wagte ich es dennoch nicht, mein Bedenken auszusprechen, denn der Herr de la Romagne ertrug jeden Widerspruch sehr ungern.

Wie mir es geahndet hatte, so geschahe es. Mein Bruder kam nach einigen Tagen wieder zu mir, mit Spuren des Unwillens in seinem Gesicht. Dieser hochfahrende Mensch, dein Befreier, sagte er, fängt mir jetzt an recht in der Seele zuwider zu werden. Vor einer Stunde besuchte ich meinen Freund; ich fand den großen Bedienten, der immer ein so gravitätisches Gesicht macht, als sey er der Prinz Christoph vom Libanon, unten im Hofe, an der Sonne sitzend. Er sprang auf, half mir beim Absteigen, und nahm dann mein Pferd, um für dasselbe zu sorgen. Mein Freund, rief ich ihm zu, wie gefällt Euch das Thier? — Er lobte dasselbe auf eine Weise, die mich abermals in ihm den guten Kenner bewundern ließ. Nun wohl, sagte ich, da Ihr die Vorzüge meines Pferdes so gut zu schätzen wißt, so nehmt es von mir zum Lohne an, für die tapfere, meiner Schwester erwiesene Hülfe. Der Mensch sahe mich mit einem Blicke an, wie ein Fürst, dem etwa Jemand, der ihn mit dem Bedienten des Hauses verwechselte, ein Trinkgeld in die Hand drücken wollte; sprach mir, in seinem kauderwelschen Französisch, von

mehr denn hundert Rossen, die sein gehörten, und welche besser wären als das Meinige, und fügte noch andre, mir so ganz sinnlos erscheinende Worte hinzu, daß mich fast der Zorn übermannt hätte, wenn nicht mein Freund, der Engländer, gerade aus dem Garten gekommen wäre und das Gespräch unterbrochen hätte. Denn dieser, mein Freund, ist in den großen Burschen ganz vernarrt, und rühmt seine Eigenschaften auf eine mir wahrhaft lächerlich dünkende Weise. Ueberdies wollte ich nicht gern, daß jemand Anders, außer uns, den wahrhaft tollen Streich des Menschen erführe, damit er nicht obendrein noch schlimme Folgen davon zu gewarten habe. Als ich fortritt, hatte er sich, als wollte er seine ansehnliche Länge daran messen, ganz steif aufrecht an eine Säule gestellt, ohne sich weiter um mich zu bekümmern. Er sahe mich mit einem solchen Blicke an, als hätte ich ihn beleidigt, da doch vielmehr ich Grund hatte, über seine Ungeschliffenheit zu zürnen.

Ich suchte, auf bescheidene Weise, meinen Bruder zu besänftigen, und brachte das Gespräch auf andre Gegenstände. Er verließ mich mit dem Versprechen, daß er die vermeintliche Beleidigung mit keinem Worte ahnden, sondern von dem Manne, der sie ihm zufügte, gar keine weitre Notiz nehmen wolle.

Der Hof hatte für einige Wochen die Stadt verlassen; mich hatte, nebst einigen andern Damen, das für diesmal sehr erwünschte Loos getroffen, in der Residenz zurückbleiben zu dürfen. Hierdurch war mir ein freierer Gebrauch meiner Zeit gewährt, und ich konnte jetzt fast täglich mehrere Stunden mit meinem Bruder zubringen. In seiner Gesellschaft fuhr ich öfters aus; wir giengen dann, denn so wünschte er es, um seiner Erheitrung willen, auf den beliebtesten Spaziergängen einher, oder be-

suchten das Theater. Ueberall, wohin wir kamen, als sey er an mich gebannt, bemerkte ich meinen Befreier, den Morgenländer. Zum Glück machte ich gewöhnlich nur allein diese Bemerkung, während sie meinem Bruder entgieng. Der sonderbare Mann stund, als habe er gewußt, daß wir kämen, und nur auf uns gewartet, gewöhnlich schon am Eingang des öffentlichen Gartens oder Vergnügungsortes, den wir so eben besuchen wollten, doch war seine Stellung so gut gewählt, daß sie nicht sogleich ins Auge fiel; er folgte uns dann aus der Ferne, begegnete uns wohl auch von einem Seitenwege her, oder kam uns sonst so nahe, daß er mich und ich ihn unmittelbar ins Auge zu fassen vermochte, ohne daß, in den meisten Fällen, mein mir zur Seite gehender Bruder ihn unter dem Gedränge der andern Spaziergänger, oder hinter dem Baume der Alleen bemerken konnte. Im Theater hatte er sich jederzeit seinen Platz so gewählt, daß er mich immer sehen konnte. Er hatte seit einiger Zeit den Dienst bei dem Engländer verlassen, und trug jetzt eine Kleidung, welche, ohne dabei sehr aufzufallen, von einem fast orientalischen Zuschnitte war, ein Umstand, der auch das Seine dazu beitragen mochte, ihn für meinen Bruder etwas schwerer erkennbar zu machen.

Für mich selber war es seit einiger Zeit kein Geheimniß mehr, daß mein Herz zu dem Morgenländer eine ganz entschiedene Neigung fühle. Und doch, wie thöricht kam mir diese Neigung vor! Ich hätte mich so gerne jedes Gedankens an den Unbekannten entschlagen; wenn ich aber an der Seite des Bruders wieder die Orte betrat, an denen ich gewöhnlich Jenen getroffen, da war es dennoch das erste Geschäft meiner Augen, ihn aufzusuchen und zu finden. Die Flamme, welche meine Ueberlegung so gern

erstickt hätte, holte sich jederzeit an seinen Blicken neue Gluth, und zuletzt wollte kein Wasser der Thränen, die ich öfters, wenn ich wieder allein war, aus Sorgen weinte, sie mehr verlöschen. Ich sahe vor mir und neben mir nichts als Dunkel; aber eben aus diesem Dunkel leuchtete mit einem um so blendenderem Lichte jene Flamme, die in mir glühete.

Eines Tages war ich allein zu der Freundin der Mutter meines Bruders gefahren, zu der mich beständig eine herzliche, kindliche Liebe hinzog. Unten im Vorplatz des Hauses fand ich den Morgenländer, der mich ehrerbietig grüßte. Ich war kaum ins Zimmer der Freundin getreten, da sagte mir diese: Ich habe seit einiger Zeit fast täglich einen merkwürdigen Besuch gehabt. Ein Mann, mit einem fremd lautenden Namen, ließ sich eines Tages bei mir melden; ich empfieng ihn und erkannte in ihm sogleich Ihren Befreier, den Sie mir neulich im Louvre gezeigt hatten. Der Mann sprach Manches mit mir, das mir neu und seltsam erschien, doch hat er dabei in seinem Benehmen, wie in seinen Worten, eine solche Achtung, ja fast Ehrfurcht gebietende Weise, daß ich ihn mit Aufmerksamkeit anhörte. Ich wußte zwar eigentlich nicht, wie ich zu dieser Bekanntschaft käme, war auch unvermögend, die Ursache seines Besuches zu errathen, doch lud ich ihn, als er sich bald wieder empfahl, aus Höflichkeit ein, mich wieder zu besuchen. Schon am nächsten Tage machte er Gebrauch von dieser erhaltenen Erlaubniß. Ich verstund seine Sprache jetzt schon besser, seine Erzählungen von dem, was er gesehen und erfahren, interessirten mich; ich unterhielt mich vortrefflich mit ihm.

Leuten von meinen Jahren wollen die gewöhnlichen öffentlichen Zerstreuungen und Vergnügungen nicht mehr

ganz

ganz zusagen. Ich wenigstens ziehe ein Gespräch von ernstem, den Geist belehrenden, das Herz bessernden Inhalte jeder lauten Lustbarkeit vor. Und gerade solche Gespräche habe ich jetzt täglich mit meinem Fremden gehabt. Er könnte, nach dem Unterschied der Jahre, mein Enkel seyn; dennoch ehre ich ihn wie einen weisen, väterlichen Lehrer, denn ein solches tiefgehendes Erkennen, eine solche Tüchtigkeit und Lauterkeit der Gesinnung habe ich bei wenig, ja ich möchte wohl sagen noch bei keinem Menschen gefunden, mit welchem ich näher bekannt geworden bin. Und bekannt bin ich mit diesem geworden, für mich ist er kein Fremder mehr, ich weiß von seinen merkwürdigen Lebensschicksalen mehr, denn irgend ein Andrer hier im Lande weiß, selbst der Engländer nicht ausgenommen, bei welchem Abu Nagid früher als Diener war. Nur das Eine kann ich vor der Hand sagen, daß unser Morgenländer im Leiblichen wie im Geistigen zu einem Fürsten und Obersten über Tausende geboren ist.

Doch fast, so fuhr meine mütterliche Freundin fort, hätte ich die Hauptsache vergessen. Eben dieser mein Freund und Ihr Befreier wird vielleicht schon hier im Hause seyn, oder wenn er dies noch nicht ist, wird er bald kommen, mit der Bitte, ihn bei Ihnen zu melden und Sie um die Erlaubniß zu bitten, daß er an unsrer Gesellschaft Theil nehmen dürfe. Denn gerade als Sie am heutigen Morgen mir Ihren Besuch ankündigen ließen, war er bei mir, und ich konnte ihm seine Bitte, dieses Gesuch bei Ihnen anzubringen, unmöglich abschlagen, obgleich ich, so fügte sie lächlend hinzu, es fast zu errathen glaube, was sein Anliegen ist.

Ein leichtes Erröthen überflog, bei diesen Worten der Freundin, meine Wangen. Ich erzählte ihr, daß ich den

Fremden bereits im Hause begegnet sey; man schickte nach ihm, und in wenig Augenblicken war er bei uns.

Ich mußte bald in meinem Herzen der erfahrenen, ernstgesinnten Freundin Recht geben; so hatte mich noch kein Gespräch unterhalten, als das heutige unsres Morgenländers, ja mir schien es, als hätte ich noch niemals einen Mann so reden hören. Was er erzählte und sprach, das belehrte und erhob mich; ich verstund heute alle seine Worte, und der fremdartige Ton derselben erschien meinem Ohr als ein eigenthümlicher Wohllaut. Ich trennte mich schwer von dieser Gesellschaft und nur mit dem Versprechen, meinen Besuch bald zu wiederholen. Dieses that ich denn auch, sobald die Schicklichkeit es mir zu erlauben schien, ja in Kurzem brachte ich täglich eine oder etliche Vormittagsstunden mit der Freundin zu, bei welcher ich jedesmal regelmäßig den Morgenländer fand.

Ich will Sie, meine Freundin, nicht mit der Geschichte einer höchst seltsamen, originellen Liebeswerbung dieses Mannes ermüden; nur für Den könnte eine solche ganz verständlich und von wahrem Interesse seyn, welcher jenen merkwürdigen Menschen und seine Geschichte kennt. Ich will mich mit meiner Erzählung blos auf das beschränken, was sich auf meinen, allerdings der Welt schwer eingehenden, einer heimlichen Flucht gleichenden, Auszug aus Paris bezieht.

Mir, die ich nun bekannt war mit den eigentlichen Familienverhältnissen meines Freundes, denn so nannte ihn nach wenig Tagen des näheren Umganges nicht nur mein Herz, sondern auch meine Zunge, konnte freilich eine Werbung um meine Hand nicht auffallen; er war, dies wußte ich, höher an Stand und reicher an Vermögen denn ich; ob aber mein Bruder, welcher, wie ich längst bemerkt

hatte, für mich einen ganz andern Plan hegte, jene Werbung billigen werde, darüber war ich sehr ungewiß. Eines Abends, als ich ihn, wie mir schien, in einer ganz besonders zugänglichen Stimmung fand, erzählte ich ihm, daß ich meinen Befreier bei unsrer Freundin gefunden und gesprochen habe, und daß wir beide, die Freundin und ich, nicht blos sehr gut uns mit ihm unterhalten, sondern uns auch überzeugt hätten, daß der Morgenländer nicht von sogenannt gemeinem Herkommen, sondern von fürstlicher Geburt sey.

Mein Bruder sahe mich mit der Miene einer Ueberraschung an, welche fast einem Erschrecken glich. Es arbeitete in ihm; doch er unterdrückte den Ausbruch seiner natürlichen Heftigkeit, und fragte mich bloß:

Wie? die Gräfin von Chamesson, die Schwester des Herrn von Romagne, konnte sich so weit vergessen, daß sie einen hergelaufnen Unbekannten, vielleicht den Sohn eines wohlhabenden Pferdehändlers, Stunden lang unterhielt, und an diesem unwürdigen Geschäft auch noch ein Gefallen fand? Es ist Zeit, daß ich, der ich die Pflichten des sorgenden Vaters für Ihre unerfahrene Jugend übernommen habe, Sie bald aus Paris hinwegführe und daran denke, Sie Ihrem Stande gemäß zu vermählen; Sie könnten, bei Ihrer von jeher auf abentheuerliche Dinge gerichteten Gesinnung noch auf den Einfall gerathen, mit Ihrer alten Freundin, und am Ende sogar mit dem sauberen Burschen, dem sogenannten Morgenländer, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu machen.

Ich schwieg, denn ich wußte, was in diesem Augenblick jedes entschuldigende Wort bei meinem zornmüthigem Bruder bewirken würde; auf mehrfache Weise suchte ich dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, aber der

Malteser war verstimmt, er antwortete einsilbig auf meine Fragen, und schien kaum das zu beachten, was ich ihm von einigen damaligen Hofneuigkeiten erzählte; nach einiger Zeit nahm er seinen Hut und verließ mich mit offenbarer Kälte.

Allerdings war ich, bei jener Unabhängigkeit, in welche mein mütterliches Vermögen mich setzte, eine freie Herrin meiner Neigungen und meiner Hand, auch wußte ich, welchem Herrn von hohem Adel mein Bruder meine Hand zugedacht hatte, und dieser mir ausersehene Bräutigam war mir von ganzer Seele zuwider, so daß ich noch jetzt nicht begreifen kann, wie mein sonst so edler Malteser eine solche Wahl für seine arme Schwester treffen konnte. Dennoch that mir der Gedanke wehe, daß auch ich meinerseits eine Verbindung anknüpfen sollte, die so ganz gegen den Wunsch und Willen meines guten Bruders war, der doch immer, seit dem Tode der Eltern, so treulich und liebevoll für mich gesorgt hatte. Ich kämpfte, unter vielen Thränen und innigem Gebet, einen harten Kampf mit meinem Herzen, und endlich glaubte ich gesiegt zu haben; ich machte mich mit dem vermeintlich festen Entschluß auf den Weg zu meiner Freundin, den Werbungen des Morgenländers um meine Hand, dadurch auf immer ein Ziel zu setzen, daß ich ihm erkläre, ich könne und werde mich niemals gegen den Willen meines Bruders vermählen, dieser Wille aber, das wisse ich, sey auf eine unbeugsame Weise gegen die Verbindung mit dem mir sonst werthen Freunde.

Wie bewährt sich doch selbst in solchen Fällen, dergleichen damals der meinige war, das alte Sprüchwort, nach welchem das Menschenherz, wenn es am sichersten von seinen Siegen träumt, dem Unterliegen am nächsten steht. Es waren ganz eigne Gefühle, mit denen ich in

den Wagen stieg und in das Haus der Freundin eintrat. Ich betrachtete mich als das bedauernswürdige Schlachtopfer, welches freiwillig zum Altar der Geschwisterliebe sich stellte. Ich hatte mir eine Anrede an den mir so theuren Morgenländer ausgedacht, in deren einem Theil ich zum ersten Male eine Art von Bekenntniß meiner Zuneigung zu ihm ablegen, dann im zweiten die Vorzüge und Wohlthaten meines edlen Bruders rühmen, und endlich im dritten meine Verpflichtung darstellen wollte, dem Willen dieses Bruders auch bei meiner künftigen Vermählung zu gehorchen. Diese Rede, so wie ich sie in meinem Innren entwarf, rührte mich selber so sehr, daß sie mir manche Thräne entlockte.

Sie dürfen es nicht vergessen, meine Freundin, daß ich damals ein achtzehnjähriges Mädchen war, das zwar bis zu einer gewissen Gränze die sogenannte „Welt", die der Mensch sich macht, kannte, nicht aber die Welt von Gott gemacht, und nicht den Menschen in seiner innren, wahren Gestalt, sondern auch ihn nur etwa in der äußren Maske der Convenienz. Mein damaliger Geliebter dagegen und jetziger Gemahl, obgleich er noch kaum dreißig Jahre alt war, hatte ein geöffnetes, durchdringend scharfes Auge für die Geheimnisse der Welt Gottes und des Menschenherzens. Wer ihn näher kennt, der weiß und hat es an sich selber erfahren, daß dieses, freilich jetzt in noch höherem Grade als damals, so ist.

Ich trat mit einer eigenthümlichen, künstlich ernsten Haltung in das Zimmer der Freundin ein. Mein Morgenländer blickte mich auf so scharf durchdringende Weise an, daß mir die Maske, denn weiter war doch am Ende meine ernste, ruhige Fassung nichts, wie das Krystallglas des Eises am Sonnenstrahle zerschmolz; ich wollte, sobald

ich mich zur Freundin niedergesetzt hatte, meine Rede anheben, da begegnete mein Blick noch einmal dem seinigen, und die einstudirte Rede wurde mir zu einer Stimme fast des lauten Weinens. Die Freundin zog mich an ihre Brust hin, sie fragte mich, ich konnte jetzt nichts mehr als den Inhalt des Gespräches mit meinem Bruder erzählen. Abu Nagid stund von seinem Sessel auf und trat uns näher. Zum ersten Male berührte mich seine Hand, er legte sie schweigend auf mein Haupt.

Stillen Sie diese Thränen, sprach er, mit einem Ausdruck der mich erschütterte, in der Stunde unsrer Verlobung; nicht niemals, sondern jetzt, eben jetzt, werden Sie meine Braut seyn. Ich frage Sie vor den Augen Dessen, Der Alles, auch das Verborgenste sieht, und welcher die Lüge hasset, weil Er selber die Wahrheit ist, ob Ihr Herz eine Zuneigung der Liebe zu mir fühlt?

Ich hätte es gern verschwiegen, aber einem solchen Frager und solcher Frage gegenüber konnte ich es nicht, ich antwortete bejahend.

Würden Sie mir auch, fragte er weiter, wenn Sie erkannt hätten, daß Gottes Wille unserm Wunsche nicht entgegen, sondern für und mit ihm sey, gern und willig Ihre Hand zum Bündniß der ehelichen Treue reichen? Ich bin, wie Sie dies schon wissen, so vermögend, daß ich nicht nur ein Haus mit seinen glücklichen Bewohnern, sondern viele derselben ernähren könnte; von dem, was die Menschen als Unterschied des Standes anerkennen, wollen wir nicht reden, doch meine ich, daß auch hierinnen wir uns wenigstens gleich sind, denn der Fürstenthron meiner Väter zählt nicht nur einzelne Jahrhunderte. Auch Sie sind unabhängig, denn jene Gewalt des Eigenwillens, welche ein älterer Bruder sich über Sie anmaßt, ist eine

von menschlicher Einbildung entsprungene, nicht, wie die Macht der Eltern über die Kinder, eine im göttlichen Gesetz begründete. Ich frage deshalb nochmals, würden Sie, wenn ich Sie überzeugte, daß unsre künftige Ehe im Himmel geschlossen sey, gern und freudig Ihre Zustimmung zu derselben geben?

Ich schwieg, und mein Freund begann jetzt eine Erzählung der äußeren und inneren Erfahrungen, welche er in den drei letzten Monaten, es waren die, seit denen wir uns kannten, gemacht hatte, bei welcher meine Freundin und ich nicht anders konnten, als eine unsichtbar nahe Hand darinnen erkennen, welche all unsre Begegnisse nach ihrem ewig vorherbedachten Rath und Willen lenkt. Namentlich war mir das sehr eindrücklich, was er von seinen Erfahrungen an jenem Abend erzählte, an welchem er mich aus den Händen meines Entführers rettete. Man darf wohl sagen: der Mann hatte sich, in der Kraft eines heldenmüthig starken Glaubens, seine künftige Braut, damals von Gott erbeten, und die Gewährung zur Stunde, in welcher er um sie bat, empfangen.

Abu Nagids Gespräch hatte mich tief bewegt. Er fragte noch einmal dieselbe Frage, welche er schon zweimal mich gefragt, und ich sagte auch auf sie, recht vom Herzen, „Ja".

Mein Bräutigam fügte mir jetzt, nach der sinnvollen Sitte des christlichen Morgen- wie Abendlandes, einen kostbaren Ring an meinen Finger, den ich unter all den späteren Stürmen und Unfallen, welche uns trafen, mir erhalten habe; der Edelstein, welcher in ihm leuchtet, würde in dem Schatze eines europäischen Königes keiner der unbeachteteren seyn; wir verlobten uns, vor den Augen Got-

tes und der treuen, liebevollen Zeugin: vor unsrer mütterlichen Freundin.

Wenig Augenblicke nachher, wer vermöchte meinen Schrecken zu beschreiben, ließ sich der Herr de la Romagne, mein Bruder, melden. Er war gekommen, um die Freundin seiner verstorbenen Mutter zu einer Verbündeten seines Eigenwillens zu machen, um durch gemeinsamen Rath das Verhältniß zwischen mir und meinem Befreier, welches er von meiner Seite nur als die Aeußerung einer kindisch übertreibenden Dankbarkeit betrachtete, auf immer abzubrechen.

Als der Malteser bei seinem Hereintreten in das Zimmer den Morgenländer erblickte, erblaßte er vor Zorn und konnte zuerst nur wenige Worte hervorbringen. Diese Worte, so wenige ihrer waren, enthielten vielleicht mehr Kränkungen, als mein edler Bräutigam während seines ganzen früheren Lebens aus dem Mund eines Menschen erfahren hatte. Er, der Ausländer, welcher diese scharfen Dolche, die unsre Sprache den Regungen des Hasses und der Bitterkeit darbietet, nicht kannte, verstund zum Glück das Wenigste; mir aber durchschnitt jedes Wort meines Bruders das Herz. Die Leidenschaft des Malteſers steigerte sich mit jedem Augenblick, während der Andre mit einem Ausdruck der tiefesten Ruhe dastund, und dem Zornigen mit einem so durchdringenden Blick ins Auge schauete, daß dieser zuletzt, wie durch eine höhere Macht der Unschuld, gelähmt erschien. Desto furchtbarer ward der innre Kampf in meinem armen Bruder. Er zitterte an allen Gliedern, die Lippen bebten ihm, er mußte sich mit beiden Händen an einen Stuhl halten, um nicht zu sinken. Unsre alte Freundin sprach zum Morgenländer einige leise Worte; er entfernte sich, nachdem er noch einmal einen Blick, aus

welchem eine Majestät des innren Menschen hervorleuchtete, die sich nicht ganz verbergen ließ, auf meinen Bruder, dann einen milderen auf mich gerichtet hatte.

Der Malteser setzte sich jetzt. Er erholte sich bald. Der fremde, geistige Einfluß, welcher, so lange Abu Nagid ihm ins Auge blickte, seinen Zorn vielleicht durch ein unwillkührliches Schamgefühl gefesselt hielt, war jetzt hinweg; seine Heftigkeit ergoß sich in Strömen der bittersten, kränkendsten Reden über mich, seine arme, weinende Schwester. Lassen Sie mich das nicht wiederholen, was die böse Stunde, von deren Walten er hingenommen war, meinem armen Bruder eingab; mir thut noch jetzt die Erinnrung nicht um meinet- sondern um seinetwillen wehe. Uebrigens empfängt ja öfters auch die wehrloseste, schwächste Natur, wenn der feindliche Anfall, der ihr zustößt, das Maaß der möglichen Erdultung und Nachgiebigkeit übersteigt, eine Kraft des Widerstandes, welche sie vorher niemals an sich empfunden.

Schonen Sie, so rief ich mit Heftigkeit, als der Malteser abermals Worte der tiefsten Verachtung und bittern Beschimpfung über den Morgenländer aussprach, schonen Sie wenigstens meiner. Der edle, treffliche Mann, welchen Sie so ungebührlich schmähen, ist mein erklärter Bräutigam, sie sehen den Ring der Verlobung hier an meinem Finger. Abu Nagid, so heißt mein künftiger Gemahl, steht freilich zu hoch, als daß Schmähungen solcher Art, mit denen man gewöhnlich den Auswurf unsres Volkes belegt, ihn berühren könnten, auch wenn es die Lippen eines französischen Grafen und Malteserritters waren, die mit solchen Worten sich befleckten, doch darf die Gräfin von Chamesson von ihrem Bruder es fordern, daß er seinen künftigen Schwager, an welchem er alle Ursache hätte, mit

Ehrfurcht aufzublicken, wenigstens mit gebührender Achtung behandle.

Ich hatte durch meine eigne, mich zur Unzeit überwältigende Heftigkeit, Oel ins Feuer gegossen; ich hatte den Zorn meines bedauernswürdigen Bruders bis zur Wuth gesteigert. Ich sehe sein Bild noch jetzt mit Entsetzen vor mir; seine flammenden Augen und diese Bewegungen eines Mannes, der seiner selber nicht mächtig, der außer sich selbst ist. Wie ein Wirbelwind, der Alles, was er fasset, in die Strömungen seiner Staubwolken hineinreißt; man schließt unwillkührlich die Augen, und sieht nicht mehr, wo man ist, erst wenn der Wirbel sich ausgetobt, wagt man es wieder, um sich zu blicken; so riß mich der wüthende Ausbruch des Zornes, den der Malteser über mich ausschüttete, mit sich fort; mir vergiengen die Sinnen; ich hörte zuletzt nicht mehr, ich schlug die Augen nieder, ihre Thränen hinderten mich zu sehen, wie Jener sich geberdete.

Wer meinen guten, edlen Bruder kannte, der weiß, daß in seinem Herzen ein Feuer der Liebe, zu Gott und den Nächsten, brannte, wie es bei wenig andern Menschen in solcher Kraft gefunden wird. Aber es lagen in der Nähe dieses Feuerstromes, dessen eigenthümliche Richtung gerade nach oben gieng, auch zur Seite, da das sündliche Fleisch ist, viele, leicht entzündbare Stoffe, in welche, wenn sie in Bewegung geriethen, die Flamme des Feuergeistes herüberschlug, und dann freilich zuweilen große Verheerungen anrichtete, welche Keinen tiefer betrübten, als meinen Bruder selber.

Während ich, wie betäubt, da saß, hatte die Freundin der seligen Mutter des Maltesers, die Zeugin meiner Verlobung, sich in den Sturmwind seines furchtbaren Zor-

nes hineingewagt, und so oft die heftige Anstrengung seiner Natur ihm auf einige Augenblicke Schweigen gebot, mit Worten der ruhigen Vernunft ihn zu besänftigen gesucht. So sehr diese edle Frau bei ihm in Achtung stund, hörte er doch anfangs nichts von Allem, was sie zu ihm sagte; seine Augen starrten nur auf mich hin; sein Ohr vernahm nur den Nachhall seiner eignen lauten, zornmüthigen Worte. Endlich, als der heftige Affect den brennbaren Stoff, den er für diesmal im Fleische angehäuft fand, verzehrt hatte, wendete mein Bruder, wie einer der aus dem Schlafe erweckt wird, seine Augen nach der ehrwürdigen Sprecherin hin, und mit einer Rührung, die mich selber ergriff und zum wärmsten Mitleid gegen ihn stimmte, fragte er sie: „Und Sie, die treuste Freundin meiner seligen Mutter, können mich in diesem Augenblick verlassen; Sie können in einer Angelegenheit, welche die Ehre meiner Familie so schwer verletzt, und das höchste Glück meines Lebens, das in der väterlichen Liebe zu dieser einzigen Schwester bestund, so bei ihren tiefsten Wurzeln angreift, auf die Seite meiner Gegner treten, und mir die Wunde, die niemals heilen wird, noch schmerzhafter aufreissen?

Herr de la Romagne, antwortete die Freundin, Ihre und Ihrer Familie Ehre und Ihr Wohl ist das meinige; ich war mit Ihrer verstorbenen Mutter noch durch ganz andre, festere Banden vereint, als die des Blutes sind. Eben deshalb, weil ich Sie und Ihre Schwester so zärtlich liebe, als nur eine Mutter ihre eignen Kinder lieben kann, trete ich auf die Seite, nicht Ihres Gegners, sondern Ihres in jeder Hinsicht Ihnen nahe befreundeten künftigen Schwagers, des edlen Fremdlinges, den Sie so verkennen, und bitte Sie: bewältigen Sie den Geist der Verblendung, der sie hingerissen hat, und freuen Sie sich

mit uns des wahrlich hohen Glückes, das ihrer Familie durch diese Verbindung widerfahren wird.

Ich hätte in diesem Augenblick schweigen und der älteren Freundin den Kampfplatz allein überlassen sollen. Aber mein überschwellendes Herz trat mir abermals auf die Zunge. Denken Sie sich ganz in die Lage meines Bruders: er hatte mich bis dahin nur als einen gehorsamen und in allen Dingen nachgebenden Pflegling seiner Bruderliebe gekannt, jetzt hatte diese so viel jüngere Schwester, welche er wie ein folgsames Kind zu behandeln gewohnt war, gleichsam eine drohende Hand gegen ihn erhoben und ihm den alten Gehorsam aufgekündigt. Ich war jung und lebhaft, und in diesem Augenblick tief, nicht zwar zunächst an meiner eignen, wohl aber an der Ehre eines Andern gekränkt, der mir noch mehr war als ich mir selber. Dieses mich überwältigende Gefühl mag wohl noch in den Worten, welche ich zu meinem Bruder sprach, merkbar gewesen seyn: ich wollte ihn bitten, mir zu meiner nahen Verbindung seine brüderliche Einwilligung zu geben, und mir nicht mehr über diesen Schritt zu zürnen, bei welchem zwar die Hand keines Menschen, auch nicht die des eignen Bruders, wohl aber die gute Hand meines Gottes mich leitete. Aber mir fehlte in diesem Augenblick der heftigen Aufregung der rechte Ton zu dieser Bitte, sie klang wie die Forderung eines Schuldherren an seinen Schuldner.

Der entzündliche Stoff, der zur Seite des Feuerstromes lag, muß doch noch nicht ganz verzehrt gewesen seyn; er flammte noch einmal auf, mein Bruder sprach zu mir nicht wie ein Bruder zu seiner Schwester sprechen sollte. Doch diesem letzten Erguß seines Zornes fügte er noch die Worte bei; Ihre Verbindung kann und werde ich nicht hindern; Sie sind zwar nicht alt, wohl aber verständig

genug, um sich selber Ihr künftiges Wohl oder Wehe wählen zu können; aber verzeihen, vergeben kann ich Ihnen niemals Ihre Thorheit.

Mein Bruder, sagte ich, ich weiß, Sie werden dieses harte Wort noch zurücknehmen und Ihre heutige Heftigkeit bereuen, und sollte dies erst am letzten Abend Ihres Lebens geschehen.

Der Malteser schwieg; er war tief erschöpft, er mußte sich aus dem Kreise entfernen, in dessen magischen, inneren Bereich er für heute nicht als ein Befreundeter einzutreten vermochte, welcher ihn deshalb wie mit feindlicher Gewalt abgestoßen hatte. Ich sahe den Kampf in ihm; der edle Mann hätte gern seine Hand zur Versöhnung ausgestreckt und sie mir gereicht, ich glaube es von ihm hoffen zu dürfen, er hätte mich mit Thränen der brüderlichen Liebe umarmt. Aber zu meiner tiefen Beschämung muß ich's gestehen, ich fühlte mich in meinem Bräutigam so tief von ihm verletzt, daß ich nicht, wie meine Pflicht es gewesen, auf ihn, den väterlichen Freund, zueilte und seine versöhnende Hand suchte, sondern, wie eine schwer beleidigte Hochmüthige, sein Entgegenkommen erwartete. Er blickte mich noch einmal ernst an und eilte dann hinweg.

Mir muß es geahndet haben, daß ich ihn zum letzten Mal in meinem Leben gesehen hatte. Als er hinaus war aus dem Zimmer, erfaßte mich tiefe Wehmuth, ich mußte heftig weinen. Meine mütterliche Freundin überließ mich eine Zeit lang meinem Schmerz, dann, weil sie in meine Seele hinein fühlte, was die Ursach meiner Wehmuth sey, rieth sie mir, meinem Bruder nachzueilen und die Aussöhnung mit ihm zu suchen, welche mir, das wisse sie, bald meine Ruhe zurückgeben werde. Ich fuhr hin zu seiner Wohnung; mein armer Bruder ließ mich nicht vor sich; der

alte Bediente konnte, so neu und unbegreiflich erschien ihm der Befehl seines Herrn, nur stammlend und in großer Bestürzung die Worte aussprechen, daß der Herr de la Romagne mich niemals mehr zu sehen wünsche. Mir war es, als würde Eis, statt des lebenden Blutes, in meine Adern ergossen; ich weiß nicht, wie ich in meinen Wagen zurückkam.

Gegen Abend, nach der Tafel, wiederholte ich noch einmal meinen Besuch; Herr de la Romagne, so sagte man mir, habe schon seit einer Stunde Paris verlassen. Ich fragte, wohin er gereist sey? man konnte mir dies nicht sagen.

Als ich wieder auf mein Zimmer kam, fand ich dort ein Billet von meiner mütterlichen Freundin. Sie ermahnte mich in diesem, ich solle in größester Eile alles Das, was mir von meinen Sachen das Werthvollste und Unentbehrlichste zu seyn schien, zusammenraffen; in der Zeit der späten Abenddämmrung werde Jemand kommen, welcher das, was ich ihm übergäbe, in sichre Hände zu bringen bereit sey; eine Stunde nach Einbruch der Nacht solle ich durch einen mir genauer bezeichneten Ausgang des Residenzschlosses mich zu einer nahen Straßenecke hinbegeben, dort werde meine Freundin mit ihrem Wagen meiner warten. Die Finsterniß der Nacht solle ich nicht scheuen, denn mein Schützer, mein Verlobter, werde ganz in der Nähe seyn und jeden meiner Schritte bewachen.

Ich gehorchte diesem Rath der Freundin; so viel die Eile mir erlaubte faßte ich von meinem werthvollsten Eigenthum zusammen, und bald nach Einbruch der Nacht gieng ich durch einige der minder besuchten langen Gänge des königlichen Residenzschlosses hindurch, und zu dieser, freilich mir ungewohnten Zeit allein hinaus auf die Straße.

Bei dem Schein der Laterne erkannte ich bald die hohe Gestalt meines Bräutigams; dieser begleitete mich, in einer kleinen Entfernung mir nachgehend, bis zum Wagen, in welchem die Freundin meiner wartete.

Noch in dieser Nacht, sagte sie mir, als ich mich neben ihr niedergesetzt hatte, müssen Sie aus Paris entfliehen; das Glück Ihres ganzen Lebens steht in Gefahr. Leider hat sich Ihr armer Bruder, den vielleicht Ihr Anblick und Ihre Zusprache besänftigen konnten, wenn er dieses Heilmittel nicht so hartnäckig von sich gestoßen hätte, den weiteren Eingebungen seines Zornes und seines vermeintlich gekränkten Adelstolzes hingegeben; er hat einen Verhaftungsbefehl gegen Ihren Bräutigam auszuwirken gewußt und auch Sie würden schon diesen Abend Ihre gewöhnliche Equipage nicht mehr zu Ihrem Dienste bereit gefunden haben. Der Malteser hat schon heute eine Estafette an den Königlichen Hof gesendet, welche ein Schreiben in Ihrer Angelegenheit dorthin brachte. Bis morgen kann die Antwort hier seyn; dann würde man Sie auf Ihre Güter gebracht und dort in strengem Gewahrsam gehalten haben. Ihr Bräutigam wartet unsrer schon weit jenseits der Barrieren; bis zu seinem Wagen werde ich Sie begleiten.

Mich durchbebte ein heftiger Schrecken bei dieser Nachricht. Wird nicht, so fragte ich, in dieser Stadt, deren Polizei so wachsam und streng ist, der Morgenländer schon von dem Verhaftungsbefehl ereilt und wer weiß wohin? gebracht worden seyn?

Sorgen Sie nicht, sagte meine Freundin. Ihr Bräutigam hat durch seinen gewesenen Herrn, den Engländer, hier mehrere mächtige Schützer gefunden und überdieß hat er sich eines Mittels, das ihm reichlich zu Gebote steht:

des Geldes bedient, um die gewaltthätigen Hände, welche man an ihn legen wollte, zu lähmen. Heute noch, in dieser Nacht, läßt man ihn aus der Schlinge, die ihm schon gelegt war, entschlüpfen, morgen erwartete ihn das Gefängniß und wahrscheinlich eine gezwungene Reise nach den Galeeren. Denn welche Vertreter würde ein unbekannter Fürst aus Kurdistan gegen die Uebermacht der Anklagen und Beschuldigungen finden, die aus dem Munde eines so einflußreichen und hochgeachteten Gegners kommen, als Ihr Bruder ist? Ohnehin giebt es noch andre, mächtigere Leute hier bei Hofe, welche dem Fremden es niemals verzeihen werden, daß er die schöne Gräfin Chamesson ihren entführenden Händen entriß.

Der neue Schrecken, welcher mich bei den Barrieren ergriff, als man dort den Wagen halten ließ und mit einer Laterne hineinleuchtete, gieng auch glücklich vorüber; denn eine starke Männerstimme hinter dem Laternenträger rief: diese Damen können frei passiren. Auch die Reuter, welche sich jetzt zu unserm Wagen gesellten, hätte ich nicht so zu fürchten gebraucht, denn sie waren, wie ich nachmals erfuhr, zu unsrem Schutz gesendet. In einiger Entfernung von dem Bezirk der Vorstädte, wartete unsrer ein Wagen mit Postpferden bespannt, bei ihm stund mein treuer, künftiger Lebensgefährte. Ich nahm in schmerzlicher Bewegung meinen Abschied von der treuen Freundin und Pflegerin meiner Liebe. Auch sie hat mein Auge niemals wieder gesehen, sie hatte sich bald nach unsrer Flucht aus der Hauptstadt auf eines ihrer Güter, das im Elsaß lag, zurückgezogen und nach mehreren Jahren dort ihr segensreiches Tagwerk beschlossen.

An der Seite des Geliebten, faßte ich bald neuen Muth zum Leben. Das, was mich bekümmerte, das gab ich,

ich, im stillen Gebet, in Gottes Hand; ich betete vor Allem für das Wohl meines theuren Bruders. Ich fühlte es, daß mir meine unziemliche Aufwallung der Heftigkeit gegen den väterlichen Freund, von Dem, der unser ganzes Herz durchschaut, vergeben sey; Er, welcher die Menschenherzen lenkt nach Seinem Wohlgefallen, konnte mir auch die Liebe des edlen Bruders, deren ich mich ja nicht unwürdig gemacht hatte, wieder zuwenden und ihn mit mir versöhnen. So gab ich mich bald der innren Freude und dem süßen Frieden einer unschuldigen, bräutlichen Liebe gegen den Mann hin, dem bei all seinem Thun, ja bei jedem seiner Worte, die ernste Gottesfurcht eine treue, sichere Führerin war.

Unsre Flucht, denn diese Form hatte man unsrer damaligen Reise aufgedrungen, gieng in großer Eile vor sich; wir konnten uns auch bei Nacht keine Ruhestunde gönnen, an jeder Station fanden wir die schon vorausbestellten, frischen Pferde. Erst dann, als wir über die Gränzen der Schweiz hinüber waren, gab es einige Rasttage. Dort fand sich ein treuer Diener meines Bräutigams zu uns; er lebt noch jetzt in unserm Hause. Abu Nagid trat von jetzt an nach einem seiner Vornamen, als Herr Gregoire, auf, und so läßt er sich seitdem überall in unserm Lande nennen. Wir reisten, nach einer kurzen Erholungszeit in Genf, nach einem der abgelegensten, schönsten Thäler von Piemont, in der Heimath der Waldenser. Dort, in einem Dorfe der Hirten, feierten wir das Fest unsrer Vermählung, und brachten einen unvergeßlich glücklichen Winter bei dem stillen, guten Volke zu.

Mein Bruder hatte gleich am andern Tage unsre Flucht erfahren. Es wäre ihm, bei dem großen Ansehen, in welchem er an mehreren Höfen von Europa stund, ein Leichtes

gewesen, unser Glück zu stören, doch sein Freund, der öfter erwähnte Engländer, welcher nachmals auf das Herz des Malteſers noch einen sehr wohlthätigen Einfluß geübt hat, war auch diesmal unser Schützer, und hielt den leidenschaftlichen Mann von jedem weitren Schritte zu unsrer Verfolgung ab. Ueberdieß mochte es mein Bruder auch für zu spät halten, eine Verbindung zu hindern, die schon geschlossen sey, und ihm schien, in seiner so fest haftenden Verblendung, die Ehre seiner armen Schwester, so wie ihr künftiges, vermeintliches Glück auf immer vernichtet. Daß ich, gleich nach unsrer Vermählung, Briefe, deren Inhalt nur Liebe war, an ihn schrieb, brauche ich wohl kaum zu erwähnen; vielleicht, dies hoffe ich, hat er dieselben gelesen, ohne sie, in seiner gewöhnlichen, heftigen Art uneröffnet zu vernichten. Ich hatte den Ort unsres Aufenthaltes verschwiegen, durch seinen Freund aber, den Engländer, hatte er die Adresse eines Handelshauses in Marseille erfahren, mit welchem mein Bräutigam in Verbindung stund. Als wir im nächsten Frühling nach unsrer Verbindung die Küsten von Europa verließen, da wurde uns, durch jenes Handelshaus, theils in baarem Gelde, theils in Papieren der ganze Betrag meines mütterlichen Vermögens eingehändigt. Mein Bruder hatte eine unsrer Besitzungen verkauft und Frankreich verlassen. So hoch auch der äußre Werth dieser brüderlichen Vorsorge war, würde mich dennoch mehr denn alles Geld und Gut eine einzige Zeile erfreut haben, darinnen mir der theure Bruder mit eigner Hand gesagt hätte, daß er mir verziehen und seine Liebe wiedergeschenkt habe. Erst lange nachher kam mir, von seinem Sterbebette, die Friedensbotschaft, die meinen Wunsch erfüllte.

Die gute Großmutter Gregoire hätte der Freundin,

die noch so manche unbeantwortete Frage auf ihrem Herzen trug, gern noch weiter erzählt, aber der Gemahl und seine beiden Begleiterinnen waren, unter Sturm und Regen eines Gewitters, zurückgekehrt, und die sorgfältige Frau so wie der Doctor eilten den Längsterwarteten entgegen.

Lassen Sie, sagte Madame Gregoire, vor ihrem Hinweggehen, sich für heute an dieser Geschichte meines Auszuges aus dem Leben des Hofes und der französischen Hauptstadt genügen, ich erzähle Ihnen noch bei andrer Gelegenheit, was ich seit den Stunden meiner glücklichen Vermählung, mit dem besten, edelsten Manne, bis auf diese gegenwärtigen Tage erfahren habe.

Ob und wann die Mutter Gregoire dieses Versprechen ihrer Freundin erfüllte, wissen wir nicht. Doctor Ferber war zu sehr mit Dem beschäftigt, was seinem Herzen jetzt am nächsten lag, und konnte sich namentlich so schwer von Juliens Gesellschaft trennen, daß er nur selten dem Gespräch der beiden älteren Damen beiwohnte. Uebrigens ließ das Benehmen der Frau von Courfel es errathen, daß sie von ihrer Freundin manche Gabe aus dem verborgnen, köstlichen Schatz des reichen Herzens empfangen, und dieselbe mit fruchtbarem Erfolg in sich aufgenommen habe. Sie bemühete sich um die Freundschaft des ehrwürdigen Vater Gregoire, den sie in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes mehr vermieden als aufgesucht hatte, und sprach sich gegen ihn und seine Gemahlin mit einem Vertrauen aus, welches auch die verborgneren Bewegungen und Zustände des Herzens nicht verschweigt.

Noch an einem der letzten Tage ihres Verweilens bei der Freundin, als so eben der Vater Guillibaud wieder bei seinen Kindern war, machte dieser eine Entdeckung,

welche Allen eine freudige Ueberraschung gewährte. Frau von Courſel hatte ihrer verſtorbenen Mutter und ihres auch ſchon frühe hingeſchiednen Bruders erwähnt, und von einer Reiſe mit dieſen nach Karlsbad erzählt, bei welcher ſie den Bruder der Madame Gregoire, den Malteſerritter, zum letzten Male geſehen habe. Da ergab es ſich, daß dieſe Frau von Courſel die ältere Tochter und Schweſter jener beiden Wohlthäter geweſen war, denen Vater Guillibaud ſein ganzes Lebensglück verdankte. Von nun an war die edle Dame noch inniger mit den beiden Familien befreundet. Sie nahm bei ihrer Abreiſe von dem Landhauſe des Doctor Ferber nicht bloß die ſchönen Erinnrungen an mehrere, höchſt vergnügt und glücklich durchlebte Tage, ſondern den Genuß eines Troſtes und innren Friedens mit ſich, der ihr ſeit dem Tode ihres Gemahles fremd geweſen war.

Der Herbſttag in Vaucluſe.

Die beiden glücklichen Familien, in der Mühle des Herrn Guillibauds und im Hauſe des Doctor Ferber ſetzten nicht bloß täglich ihre wechſelſeitigen Beſuche bei einander fort, ſondern ſie nahmen auch zuweilen die Einladungen des Doctors zu gemeinſchaftlichen, kleinen Landparthieen an. Unſerm jungen Deutſchen waren erſt jetzt das Herz und die Sinnen für die Schönheiten des herrlichen Landes aufgegangen, das er nun ſeine Heimath nannte, als ihm die Liebe, in ihrer erſten, jugendlichen Kraft, die Zugänge zu beiden weit geöffnet hatte. Er konnte nicht ſatt werden, an der Seite ſeiner Julie durch das herrliche Thal der Sorgue zu Fuße zu wandern und

zu fahren, um so mehr, da er diese Bewegungen in freier Luft zur Befestigung der Gesundheit seiner Neuvermählten für sehr zuträglich, ja für unentbehrlich hielt. Selbst an den alten Großeltern war, seit dem freudigen Ereigniß der Erkennung ihres Enkels, eine ganz auffallende äußre Veränderung vorgegangen. Der Großvater schien muntrer und jugendlich heitrer, als man ihn seit vielen Jahren gesehen, die gute Großmutter schien weniger an ihren Gliedern zu zittern und trug das ehrwürdige Haupt aufrechter als vorher; es war als sey an den beiden Alten ein Wiederjungwerden, wie das der Adler, eingetreten.

Doctor Ferber war auf einer seiner kleinen Reisen, welche er hinaufwärts im Thale mit Julien machte, auf den Einfall gekommen, ein kleines, ganz neu gebautes Haus, nahe bei dem Quell von Vaucluse, zu kaufen, das man um verhältnißmäßig geringen Preis feil bot. Es stund ihm frei, sich die Erfüllung dieses Wunsches zu gestatten, denn er hatte die reichlichen Mittel dazu in seinen Händen. Das Haus war wenig Tage nachher sein Eigenthum geworden, und hatte in Kurzem in seinem Innren eine Einrichtung erhalten, die es zur bequemen Bewirthung von lieben Gästen geschickt machte. Der Doctor und seine Julie verschwiegen vor der Hand den Ihrigen den ganzen Verlauf des kleinen Handels, um sie bei Gelegenheit damit zu überraschen, denn namentlich wußten die beiden Neuvermählten, wie lieb Vater Gregoire die Felsenhallen und den mächtig reichen Quell von Vaucluse habe, und wie gern er — so selten auch dieses seit fast zehn Jahren geschehen war — dort verweile.

Es war einer der letzten, zugleich aber auch schönsten Tage des Octobers; die Weinlese der Provenze war fast zu Ende, die Oliven glänzten in der dunkleren Färbung

ihrer nahenden Reife; die Heere der Zugvögel aus den Ländern des Nordens meldeten sich in einzelnen ihrer vorausgehenden Schaaren an, um in den fast leeren Weinbergen und auf den Feldern ihre Nachlese zu halten. Die beiden Neuvermählten hatten, mit Recht der beständigen Wittrung dieses Landes vertrauend, schon seit einer Woche den heutigen Tag zu einer Lustfahrt an den Quell von Vaucluse bestimmt, und die Großeltern wie die Eltern und Geschwister dazu eingeladen. Die fröhliche Gesellschaft, in mehrere Wägen vertheilt, war am heutigen Ort der Bestimmung angelangt; die Großmutter und Mutter hatte man, in einem leichten Wagen, bis in die Nähe des Wasserfalles geführt, welchen nahe bei seinem Ursprung der Quell bildet, die Andren waren zu Fuß hinangegangen; nur Julie hatte sich unvermerkt von der Gesellschaft entfernt, um in der neugekauften, kleinen Behausung die Anstalten zu treffen, zur Bewirthung ihrer Gäste. Die gute Großmutter Gregoire war seit vielen Jahren nicht so weit von ihrem Hause hinweggekommen, sie hatte sich, von der Hand ihres lieben Enkels geleitet, auf einem Felsensitz niedergelassen, der von dem Doctor so bequem als möglich für sie eingerichtet war. Jetzt setzte sich auch der Enkel neben ihren Füßen nieder, und legte seine Wange an die Hand der theuren, so spät aufgefundenen Großmutter.

Wie ist es doch hier so schön, sagte Madame Gregoire; hier möchte man sich gern Hütten bauen, um wenigstens Tage lang beim Rauschen des kühlen Wassers und bei dieser Aussicht nach dem paradiesischen Thale zu verweilen. Petrarkas Lieder von dem Sehnen, welches mitten in dem sichtbar Leiblichen das ewig Schöne suchet und im Vorschmack findet, haben sich hier eine Heimath gewählt, deren stumme Gestaltensprache noch fortwährend

daſſelbe ausſagt, was ſie beſangen: die Seligkeiten eines Herzens, das in der Luſt und Liebe des vergänglichen Seyns für die in Liebe ſelige Ewigkeit erzogen wird.

Der Wunſch, hier eine Hütte zu bauen, ſagte der Doctor, iſt Ihnen ſchon in Erfüllung gegangen, meine theure Großmutter. Sehen ſie da, am nahen Abhange des Hügels, das kleine Haus, von deſſen Dache der Rauch des Herdes aufſteigt, an welchem wir gleich nachher uns verſammlen wollen. Dieſes Haus gehört uns und Ihnen; ſeine neue Beſitzerin, meine Julie, bereitet uns ſo eben dort das ländliche Mittagsmahl.

Die Mutter Guillibaud ſcherzte über dieſe heimliche That des Schwiegerſohnes, der noch vor wenig Monaten in Marſeille an gefährlichem Heimweh nach ſeinem deutſchen Geburtsland gelitten habe, und welcher nun nicht ſatt werden könne in dem fremden Lande, welchem er damals ſo eilig entfliehen wollte, ſich ein Haus und ein Grundſtück nach dem andern zu kaufen, und jetzt ſchon ſo ganz zum Franzoſen geworden ſey, daß Vater Guillibaud faſt noch mehr von deutſcher Weiſe an ſich trage, als der neu eingewanderte Sohn.

Mein Heimweh, antwortete der Doctor, war doch nichts Anders, als der mir ſelber noch dunkle Zug nach einem Hauſe und einer Liebe der Eltern, denn welch andren, höheren Reiz hat das Vaterland als jenen, der ihm ſeinen Namen giebt: ein Wohnſitz der Liebe der Väter zu ihren Kindern, und dieſer zu jenen, zu ſeyn. Dort in Deutſchland hatte ich weder Vater, noch Mutter, noch Schweſter mehr, aber der Magnet in meinem Herzen wies mich, als ich ihm nach dem Orte fragte, an welchem das, was mein Heimweh ſuchte, verborgen ſey, von Marſeille aus nach Norden. Ich ſchlug den Weg nach dieſer Rich-

tung ein, bei der Mühle aber, am Eingang des Thales von Vaucluse, stellte sich die Nadel des Compasses senkrecht und blieb so stehen; hier war das, was ich gesucht hatte: ein Haus der Eltern und der Liebe, vor allem aber für mich ein Punkt des Ostens, an dem mir eine Sonne des höheren Erkennens aufgieng, welche durch ihre wärmenden Strahlen mir ein neues Leben und das süße Gefühl des innern Friedens giebt.

Dich hat, so nahm Vater Gregoire das Wort, die Liebe des Bräutigams zu der Braut zu deinen Großeltern, mich aber haben, dort fern im Osten, nahe bei jenen Gebirgen, welche mehr denn der Atlas das Gewölbe des Himmels, die Erinnrungen und Denkzeichen an das Naheseyn eines Himmlischen und Göttlichen bei dem Menschlichen auf ihren Häuptern tragen, die Worte eines sterbenden Großvaters, über Land und Meer zu der lieben Braut geführt, und meine Hand in die ihrige gefügt.

Die Mutter Gregoire erhub dankbar lächelnd ihren Blick zu dem Gemahl, dem sie, nächst Gott, alles Das verdankte, was sie besaß und hoffte. Der Doctor aber, welcher, seitdem er sich selber als Enkel und einzigen, leiblichen Sprößling des Mannes kannte, gegen welchen ihn früher öfters die Ehrfurcht den Mund schloß, sich in Macht der kindlichen Liebe schon mehr gegen denselben herauszunehmen wagte, konnte die längst im Innren genährte und großgewachsene Sehnsucht, etwas Näheres von der Geschichte seines Großvaters zu erfahren, nicht länger unterdrücken; er sprach gegen den Greis die Bitte aus, daß derselbe heute etwas, von dem geistigen Erbtheil seiner äußren und innren Erfahrungen, an ihn, den Enkel, und so vielleicht weiter durch den Enkel an die Urenkel mittheilen möge.

Dieses Erbtheil, antwortete Vater Gregoire, gebührt dir allerdings, und auch meine liebe Pflegetochter und ihr Mann, so wie deine Julie, haben darauf dasselbe Recht. Denn obgleich diese schon mancherlei einzelne Züge aus meinem Leben, im vertraulichen Gespräche erfahren haben, kann ich mich dennoch nicht erinnern, daß ich einmal dazu gekommen wäre, ihnen meinen Lebenslauf von Ost nach West in seinem ganzen Zusammenhange zu erzählen. Ich könnte nicht genau sagen, wie das kam, das aber weiß ich wohl, daß, wenn mich einmal der Geist hinaus in die Erinnrungen an das Vergangene führte, er mich gewöhnlich gleich nachher bei der Hand nahm und hineinwärts leitete, zu einer Anschauung Dessen, der von meiner Geburt an mich zu sich zog aus Gnaden, und wenn ich einmal an diesem Punkte der innren, weitren Aussicht in die Ferne stund, dann ergriff mich das Schweigen, welches oben auf der Höhe der Gebirge wohnt. Laßt uns jetzt die neue Pilgerhütte meines Enkels besuchen, und sie dann mit Bildern der Erinnrung aus der Nähe des Ararat ausschmücken.

Das Haus, welches Dr. Ferber bei Vaucluse sich erkauft hatte, lag an dem nördlichen Ufer des kleinen Flusses am Abhange des Hügels; ein Theil seiner Fenster gewährte die Aussicht hinauf nach dem Wasserfall und nach der Gegend des Quelles, auf einer andern Seite zeigte sich die alte Burg, auf ihrem Felsen liegend, so wie am Fuße des Burgberges das freundliche Dorf. Ein kleines Gärtchen war durch Hinwegbrechen der Felsenmasse gewonnen worden, in ihm fand sich die Laube, von Weinranken dicht umsponnen. In dieses Gärtchen, so wie an den Abhang des Hügels, hatten sich die jüngeren Glieder der Familie nach dem Mittagsessen zerstreut; die drei Paare der Vermählten aber: der Doctor mit Julien, die Eltern und

Großeltern saßen noch bei Tische. Vater Gregoire verstund das Schweigen seines Enkels, das sich auch den andren Tischgästen mitgetheilt hatte, und die bittenden Blicke, welche Julie, an der Seite ihres Geliebten, auf ihn richtete; er hub, ohne weitre Aufforderung zu erwarten, seine Erzählung an.

Die Geschichte des Großvaters Gregoire.

Meine Voreltern von väterlicher Seite waren die Beherrscher eines Landstriches in der Armenischen Hochebene; seit uralten Zeiten waren sie Christen; sie hatten die Kraft, welche in dem Glauben ihrer Väter lag, in manchem siegreichen Kampfe mit den Bekennern des Islam bezeugt. Als zuletzt der Uebermacht der Türken die meisten Stämme der Nachbarschaft unterlegen, Viele von ihnen, aus Furcht vor dem Schwert der Feinde, vom Glauben abgefallen waren, da schien auch unserm Stamme der Untergang der alten Freiheit nahe, denn es hatten sich unter seinen eignen Zweigen Spaltungen gezeigt; die vormalige Einheit der Gesinnungen und des Willens war dahin.

Damals besaß den Herrscherstuhl einer meiner Ahnen, welcher, wie jener Held des Glaubens und des christlichen Erkennens, von welchem unser Geschlecht um ein Jahrtausend früher seine Abstammung herleitete, den Namen Mesrob*) führte. Mesrob, dieses Namens der Vierte, stund,

*) Ein Mesrob hatte um 430 n. Chr. gelebt; ihm schrieb man die Einführung des armenischen Alphabetes zu, so wie das erste Unternehmen einer Uebersetzung des alten und neuen Testamentes ins Armenische.

als die Türken der Gränze seines Landes sich naheten, in seinem neunzigsten Lebensjahre; seine Söhne und mehrere Enkel waren, als Verbündete der andern Stämme, in den Schlachten gegen den gemeinsamen Feind gefallen, zuletzt von ihnen allen der künftige Erbe der fürstlichen Gewalt; nur ein Enkel war ihm geblieben, ein Knabe von sechs Jahren. Der greise Herrscher versammlete um sich die Aeltesten seines Stammes. „Wir sind, so sagte er zu ihnen, die letzten Aehren, welche auf dem noch vor Kurzem so reichem Felde unsres Volkes aufrecht stehen; die andren hat der Hagel darnieder geschmettert. Auch den Meisten von uns, vor Allen mir, stehet der Tag des Einärntens nahe. Dennoch fühle ich meine Kraft noch ungebeugt; gefällt es euch, so wollen wir den Sieg oder den Tod bei den Schaaren der Feinde suchen; wo nicht, so werde ich mit meinem Enkel, dem Letzten aus Mesrobs Geschlecht, in ein Land ziehen, da die freien Adler wohnen, deren hohen Flug das Schwert und der Bogen der Feinde nicht erreicht.“

Du bist unser Vater, antworteten die Aeltesten, wir wollen, wenn du es gebeutst, mit dir sterben. Aber die Freiheit und das Leben sind besser als der Tod, der uns, im ungleichen Kampfe, erwartet; nimm' uns mit dir in das Land, dahin du ziehest.

Das Heer der Feinde hatte sich, zum Angriff einiger dort noch unbesiegt gebliebener Städte, gegen Westen gewendet, mit den Unsrigen im Bunde hatte sie die Härte des eben eingetretnen Winters aus dem Hochlande verscheucht, mein Ahnherr benutzte die vielleicht kurze Zeit der Ruhe, welche seinem Lande gegönnt war, er zog, mit einer Schaar der Seinen, mitten im Winter, gegen Südosten, in das Bergland von Kurdistan. Dort lebte und

herrschte als unabhängiger Fürst der mütterliche Großvater seines Enkels; denn Mesrobs des Vierten Sohn war mit Mihr Alrumis einziger Tochter vermählt gewesen, welche jetzt, in noch blühendem Lebensalter, mit ihrem Sohne und dem Vater des verstorbenen Gemahles in die Heimath zurückkehrte. Mihr Alrumi empfieng die Einwandrer freundlich; sein Land war groß und reich genug, sie Alle, mit den Heerden ihres Viehes, zu versorgen und zu ernähren, überdies hatte der beständige Krieg, welchen er mit seinem Nachbar führte, die Zahl seines Volkes sehr vermindert.

Außer seiner Tochter hatte der Fürst der Kurden keine Kinder; nach seinem Tode ward sein und Mesrobs des Vierten Enkel: Nagid der Erste, Herrscher des Landes. Dieser war ein Mann von hohem Geiste; er hat in Zeiten der großen Gefahr dem Lande der Kurden seine Freiheit gerettet, und dasselbe, durch seine Einrichtungen, zu einem fast unbezwinglichen gemacht. Unter seinem Herrscherstabe waren, so lang er lebte, all die andren streitbaren Fürsten von Kurdistan vereint; er gab, nach vollendetem Kampfe, dem Land einen Frieden, wie es Jahrhunderte lang, vor und nach ihm, keinen genossen. Von diesem Nagid bin ich selber im neunten Gliede entsprossen; wir Orientalen sind es gewohnt, die Stammtafel und die Geschichte unsrer Väter treulich im Gedächtniß zu verwahren; die meinigen waren dies werth, denn unter Nagids Nachfolgern gab es Viele, welche diesem Ahnherrn, wenn auch nicht an äußrem Glanz und an Glück, doch an Kraft des Geistes, wie an Milde und Liebe zu ihrem Volke gleich kamen.

Die Tage meiner Kindheit sind mir wie der Traum von einer fremden Welt, die mit allem, was uns gewöhnlich umgiebt, keine Gemeinschaft, keine Aehnlichkeit hat.

Mein Vater war ein kräftiger Kriegsmann, er erzog auch mich, seinen ältesten Sohn, vor Allem zum Spiel der Waffen; ich lernte fast eben so frühe zu Pferde sitzen und auf ihm mich halten, denn gehen; die Sprache der Hände, im Wettkampf mit andren Knaben, erlernte ich eben so bald als jene der Zunge und Lippen; der Wunden, selbst von den kleinen scharfen Messern, achtete ich bald eben so wenig als die Knaben des hiesigen Landes der Tropfen des Gußregens.

Wie ganz anders sind die Kinder der Kurden, als die der Franken; beide sind durch Geburt und anerzogene Sitte so verschieden als die Länder, welche sie bewohnen. Die kühnste Phantasie eines Malers vermag nicht von ferne jener Beschreibung der Worte zu folgen, welche ihm etwa der Fremdling, der so glücklich war, das Gebirgsland der Kurden nicht nur zu betreten, sondern vor allem noch lebend aus ihm zu entkommen, davon geben würde. Anlockend für einen solchen, der Gastfreundlichkeit vertrauenden Fremdling erscheint allerdings das dunkle Grün der Waldungen, das ihm, der aus der brennend heißen, dürren Ebene kam, Schatten und Obdach verspricht. Er tritt hinein in das Waldland, seine Erwartung scheint eine gerechte gewesen, denn dort im üppigen Grün der Wiesen weiden die reichgenährten Heerden; aus den Spalten der Bäume wie der Felsen fleußt der Honig der wilden Bienen hervor. Das Hirtenvolk, mit lang herabhängendem Haare, verwehrt ihm nicht den Genuß des Honiges oder der Milch, mit welcher die Kübel gefüllt sind; um ihre Hütten stehen, in der Fülle der herrlichsten Früchte prangend, die Obstbäume, er darf sich von ihnen nehmen was und wieviel er begehrt. Seine von der Hitze ermatteten Glieder stärkt jetzt das Bad, in einem der vielen Bäche

oder kleinen Flüsse, welche durch die balsamischen Kräuter der Felsenhügel herabfließen; in der That, der erste Eintritt in Kurdistan ist anlockend genug.

Doch der Fremde soll den schönsten Tag nicht vor dem Abend, und auch den Abend nicht vor dem zweiten, ja dem dritten Tage preisen. Dort bei den Hirten, unten im Wiesenthale wie auf den waldigen Hügeln, erscheinen jetzt und verschwinden wieder glänzende Gestalten; es sind bewaffnete Reiter, deren Panzer, Helm und übriger Waffenschmuck an die Tracht der Ritter des Mittelalters der hiesigen Abendländer, oder der Sarazenen in den Zeiten der Kreuzzüge erinnern. Mit gefälltem Wurfspieß nähern sie sich dem Wandrer und entfernen sich von neuem; sie lassen sich bald vor, bald hinter ihm blicken, Andre umschwärmen ihn an den Seiten. Er betrachtet, mit arglosem Staunen, die fast unmöglich erscheinende Beweglichkeit und Kraft der Pferde und ihrer Reiter, sie erreichen an Schnelle mit dem Flug ihrer Füße fast jenen der Vögel; der Reiter scheint ein Leib mit seinem Rosse; die Glieder des gemeinsamen Leibes lenket, ohne merkliche Mitwirkung der Hände oder Füße, der bloße Wille des menschlichen Hauptes.

Es ist ein Glück für den fremden Wandrer, wenn er seine Schritte nicht wieder hinauswärts aus den Gränzen des Landes leitet, das er so eben betrat, sondern tiefer hineinwärts; so führen ihn seine Füße doch nur vielleicht zum lebenslänglichen Gefängniß, dort würden sie ihn noch heute zu Grabe getragen haben. Denn die Reiter, deren männlich schöne Gestalten und Kräfte er bewundert, sind seine Wächter; dem freiheitsliebenden Kurden, der seit Jahrhunderten die Zugänge zu seinem Lande mit der übermäßigsten Eifersucht bewacht, erscheint jeder Fremde, der

sich da hereinwagt, als ein Feind, der die Gelegenheit zum verderblichen Ueberfall auskundschaften will. Er wird, wenn er zur Hütte des Häuptlinges kam, vielleicht reichlich bewirthet; Alte wie Junge hören das mit Vergnügen an, was der Gast von der Welt, die jenseits ihrer Gränzen liegt, ihnen erzählt; er dürfte wohl Monate, ja Jahre lang ihr Obdach theilen, und aus ihrer Schüssel sich sättigen; nur wieder hinaus zu gehen aus dem Lande, das versuche er nicht; der eigne Gastfreund wird ihn zwar dann begleiten, nicht aber als Schützer, sondern als sein Mörder, denn keine fremde Zunge soll aus Kurdistan hinauskommen, so lange sie noch reden kann.

Wir begleiten jetzt den Fremden, im Rausche des Vergnügens, das ihm sein Eintritt in das schöne, reiche Land erweckte, etwas weiter. Er bemerkt den viel betretnen Pfad, der am Felsengebirge hinanführt. Der Weg, so steil er auch seyn mag, ist nicht ohne vielfache Erquickung; neben der Menge der reichen Quellen vermag der Durst niemals recht wach zu werden, aus dem Gebüsch der wilden Granaten wie der Terebinthen ertönt der Gesang der Vögel. Er athmet jetzt die erfrischende Luft der Höhen; der Weg führt ganz bequem über die Ebene des waldigen Gebirgsgipfels hin. Nun aber bricht er plötzlich ab, vor einer senkrecht in die Felsen, sey es durch die Kräfte der Natur, oder durch jene der Menschenhand eingeschnittene Kluft, auf deren Boden ein Waldbach über die Felsenstücke hinabstürzt, in solcher Tiefe, daß den Fremdling, wenn er hinabschaut, ein Schwindel erfaßt. Der einzige Weg, der über die Kluft hinüberführt, ist etwa der lange, schwanke Stamm eines Baumes, an welchem noch ein Theil der seitwärts stehenden Aeste einen scheinbaren Anhalt gewährt. Der Fremde stutzt vor dem gefährlichen

Uebergang; doch seine Furcht wird beschämt, denn so eben reitet ein bewaffneter Knabe über die schwankende Brücke hinüber, sorglos bald zur Seite, bald hinter sich blickend, als ritte er über ein grünendes Saatfeld.

Dem Kurden ist freilich diese Art der kunstlosen Zugbrücken ein Gegenstand, an den sich sein Auge von Jugend an gewöhnte. Sein Felsenland ist in seinem Innren nach allen Richtungen von solchen tiefen, natürlichen wie künstlichen Klüften zerrissen; es scheint als hätten in keinem andern Gebiet des Erdreiches die Kräfte des Feuers und seiner Erdbeben mit jenen des Gewässers so gewaltsam gewetteifert um den Preis der Stärke, im Zerreissen und Zerstören, als in diesem, und was die Natur begann, das suchte der Mensch zu vollenden. So ist dann eine Gemeinde oder ein Familienstamm mit dem andern jetzt über die Kluft hinüber durch den gefällten Baum, den einer zu dem andern nachbarlich hinüberneigt, verbunden, dann wieder, sobald man das Mittel des Ueberganges hinwegnehmen will, getrennt, und der Fremde, oder was dem Kurden Dasselbe ist, der Feind, wenn er, erst vor wenig Stunden auf einer der wohlbebauten Gebirgsplatten angelangt, wieder zurückkehren will, dahin, woher er kam, findet seinen Rückweg abgeschnitten durch die jetzt unbedeckt ihn angähnende Kluft.

Seit uralten Zeiten haben sich in diesen fast unannahbaren Verbergungswinkel der Verfolgten, namentlich in dem Waldgebirge nordwärts von Palu, jene Ausgestoßenen geflüchtet, welche mit oder ohne ihre Schuld von dem alltäglichen Treiben und Drängen der andern Völker sich losgerissen. Da findet sich im Schatten der hohen Tannen jene Höhle, in welche die heidnischen Sesidis einem Geiste die Opfer hineinwerfen, dessen Sieger und Ueberwinder

winder sie nicht kennen; nahe bei den reichen, von Menschenhand noch ungeöffneten Adern der Metallgänge wohnt an manchen Orten ein des Bergbaues verständiges Volk, das der Sonne eine vergötternde Ehrfurcht erweist und sein Obdach in den Felsenklüften sucht; an andern Quellen oder Bächen des Landes verrichtet der Bekenner des Islam seine täglichen Waschungen und betet an, mit dem gegen Mekka gewandten Haupte. Es ist dasselbe Wasser, in welchem der Jünger des Mohamed sich reiniget und in welchem der Christ sein Kind durch die Taufe Gott weihet; denn an einigen der schönsten, reichesten Stellen des Landes wohnen Nestorianische, Jacobitische und Armenische Christen: der laute Gebetsgesang des Imams wird in Kurdistan öfters ziemlich nachbarlich neben dem Tone der christlichen Hymnen oder der Betglocken vernommen; nicht fern von den Moscheen der Mohamedaner erheben sich hin und wieder im Gebirge, in Ehrfurcht erweckender Einfalt, die Kirchengebäude der Christen.

Es ist nicht nur die Verschiedenartigkeit dieser im engen Raume zusammengewobenen Elemente, sondern mehr noch ist es die herrschsüchtig sich abgränzende Adlernatur der Kurden, welche öfters einen Stamm, ja ein Geschlecht und selbst ein Haus mit dem andern in feindseligen Zwiespalt setzt. Der Kurde liebt und schützt, wie jeder natürliche Mensch, das Eigne und Blutsverwandte, die Gränze aber, jenseits welcher das eigne Haus aufhört und das fremde beginnt, ist für sein leidenschaftlich bewegtes Gemüth keine festgestellte; bald wird ihm seine ganze Landschaft oder wenigstens seine ganze Gemeinde als ein Eignes, Verwandtes erscheinen, bald selbst das Haus der Nachbarn als eine Wohnung der Fremden. Der Mord aber des Fremden ist diesem Volk ein erlaubtes Spiel; die un-

mündigen Knaben schon gehen mit scharfen Messern bewaffnet umher und bedienen sich derselben bei ihren kindischen Streitigkeiten; es ist nichts Seltnes, daß man Kinder, durch andre Kinder zum Tode verwundet, vom Spielplatz nach Hause, oder zum Grabe trägt.

Welcher Franke möchte sich, gewöhnt an die Sicherheit seines Landes, so lange dieses nicht, wie vor wenig Jahren hier bei uns, der Gewalt der Empörung unterlag, die Möglichkeit denken, in einem solchen Lande, da kein Gut des Lebens und das Leben selber von einem Augenblick dem andern verbürgt werden kann, vergnügt und glücklich zu leben. Und dennoch kann dies der Kurde, im Gefühl jener Männlichkeit und Uebermacht, das ihm seine Freiheit und Unabhängigkeit vor und neben allen Völkern seiner Nachbarschaft giebt. Alle diese schroff, wie durch Felsenklüfte geschiedenen und selbst feindselig gegen einander wüthenden Stämme, oder Familien und Häuser, sind augenblicklich zum festen Bündniß bis zum Tode vereint, wenn ein Feind von außen der Freiheit ihres Landes den gewaltsamen Eingriff drohet.

Schon bei der Wiege ward mir das Lied von den Heldenkämpfen der Väter um die Erhaltung ihres Glaubens und ihrer Freiheit gesungen, oder der Preis der Unabhängigkeit unsres Volkes und Landes, welchem, als dem edelsten von allen, von Rechts wegen die Güter der andren Sklavenvölker zugehören. Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, da führte ich an der Spitze einer berittenen Schaar einen räuberischen Streifzug gegen eine nachbarliche, zum Reiche der Perser gehörige, Landschaft an, und das Blöcken des geraubten Viehes, das wir über das Gebirge nach Hause trieben, weckte mir nicht das in tiefem Schlaf befangene Gewissen; mein innres Ohr war

noch taub für die Stimme des zum Himmel schreienden unschuldig vergossnen Menschenblutes.

Dennoch regte sich schon damals in mir ein Zug, aus der äußren, lärmend lauten Welt des Scheines, nach der innren, stillen, des wahren Seyns. Wenn der eigne Vater, der streitbare Held, mich belobte, wegen irgend einer klug und tapfer ausgeführten kriegerischen That, wenn die Gefährten meiner Jugend vor mir, als dem Stärksten unter ihnen, sich beugten und die Jungfrauen wie Frauen des Landes mich in Gesängen priesen, da freute mich dieses freilich, aber diese Freude war von kurzer Dauer. Ich fühlte, wenn ich aus dem Getöse der Waffen oder vom Getöne der Trommete in die Stille kam, eine so unbeschreibliche Leere, ja, wenn dieser Name für meine harte Natur sich paßte, möchte ich sagen, eine solche Wehmuth, daß die Lust am Spiel der Waffen sich mir in Ekel verwandelte, und daß öfters nur der übergewaltige Gedanke an Pflicht und Ehre mir das widerwärtige Schwert wieder aufdrang, das ich dann freilich, wenn ich es einmal zur Hand genommen, nicht unkräftig oder unfleißig führte.

Dennoch, so sehr mir die Einsamkeit und Stille gegen das gewöhnliche Freudig- und Starkseyn als Feindin erschien, suchte ich diese Feindin gern auf, ja ich fühlte einen mir selber unbegreiflichen Zug zu ihr. Den Falken, den ich zur Jagd mit mir auf der Hand hinweggetragen, ließ ich, wenn ich auf die freie Höhe des Berges oder in das Dickigt des Waldes kam, nach seiner, gleich mir zur Freiheit geschaffnen, Natur in die Lüfte schweben oder auf den Zweigen der Tanne sich wiegen, denn das treue Thier folgte dennoch, wenn ich zuletzt es rief, meiner Stimme und kam wieder zu der Hand seines Erziehers und Pfle-

gers; ich aber saß indeß sinnend bei einem jener Steinhaufen, die an eine nur halblaut herübertönende Sage der Vorzeit erinnern, oder bei einer jener Säulen, die ein mir unbekanntes Volk mit kunstreicher Hand errichtete. Mich schreckten nicht die Furcht erregenden Mährchen, die ich so oft in meiner Kindheit hörte, und an deren Wahrheit mein Volk glaubte, von dem Eindringen in jene Höhlen zurück, an deren Wänden die noch unenträthselten Schriftzeichen stehen; ich fragte das Grauen: sage mir wer du bist und wer ich bin? Wenn dann der Abend sich nahete, kehrte ich dennoch niemals mit leerer Hand heim von der Jagd, zur Burg des Vaters. Mein Pfeil wußte den Vogel in seinem Fluge, die Gazelle und das Reh in ihrem schnellsten Laufe zu ereilen und auch mein Falke, als wollte er mir den ihm vergönnten kurzen Genuß der Freiheit vergelten, verdoppelte dann seine Anstrengungen und Kräfte.

Ich war noch kaum achtzehn Jahre alt, da drohete dem Lande der Kurden von außen und innen zugleich eine große Gefahr. Die Raubzüge unsrer Stämme, welche alljährlich nach den einzelnen türkischen Paschaliks, so wie andre Male in das persische Gebiet geschahen, hatten die träge Ruhe der osmanischen Paschas zu oft gestört und waren ihnen zuletzt so lästig geworden, daß sie in Masse aufzustehen beschlossen, um das große Felsennest der Räuber zu bestürmen. Man hatte ihnen von Konstantinopel aus ein ansehnliches Heer zu Hülfe gesendet, und zu gleicher Zeit rüstete sich auch Persien gegen uns, um durch den Angriff von einer andern Seite her die Kräfte unsres Landes zu zertheilen. Unsre Stämme vereinten sich zum gemeinsamen Widerstand, ein Ausfall gegen das persische Gebiet gelang so gut, daß die schon heranrückenden Schaa-

ren der Perser auseinandergerissen und zurückgeworfen wurden. Nicht so gut jedoch ergieng es den Unsrigen nach der andern Seite hin, wo ihnen die türkische Macht entgegentrat. Der Pascha von Bagdad, ein kriegserfahrner Mann, führte diese Macht an und es war schon ein Vortheil für dieselbe, daß ihre Bewegungen nur von einem gemeinsamen Haupte geleitet wurden, während unsre Streitkraft unter die vielen Häupter der einzelnen Stämme vertheilt war, welche nur mühsam und für den Augenblick der gemeinsamen Noth ihren Fehden Einhalt thaten und den Groll unterdrückten, der sie vielleicht noch so eben entzweite.

Das Volk der Kurden, wenn es von seinen Höhen herab oder aus dem Bollwerk seiner Felsen und dichten Waldungen den Feind bekämpft, muß diesem jederzeit furchtbar werden; die Schaaren von diesem sehen sich überall, wann und wo sie es am wenigsten vermuthen, angegriffen, jeder Schuß und Wurf der Lanze aus den Händen der Gebirgsbewohner trifft sicher; noch hat der Feind das Schwert der Kurden nicht gekostet, doch wehe seinen Schaaren, wenn sie sich weiter hinanwagen in das Innere des Landes und hinüber über jene leicht zerstörbaren Wege und unbeständigen Brücken, über welche für sie keine Rückkehr möglich ist; es wird ihnen, abgetrennt von den Ihrigen und zuletzt der Lebensmittel beraubt, nur die Wahl bleiben, den Tod des Kriegers, unter dem Schwert der Gebirgsmänner zu sterben, oder dem zerschmetterten Leibe unten in der Tiefe der Bergklüfte, zwischen den Felsenstücken, sein Grab zu geben.

In jenem Kriegszuge, von welchem ich hier erzähle, hatten sich unsre Streiter, gelockt durch die kleinen Vortheile, die sie anfangs über einzelne streifende Corps der

Türken erlangten, weit von ihren Gränzen hinwegreissen lassen, hinaus nach den großen Ebenen, gegen den Euphrat hin. Unsre Heere führten nur wenig schweres Geschütz und dieses wenige war von schlechter Beschaffenheit oder von unerfahrnen Händen bedient, dagegen redete das feindliche Heer, aus seinem wohlverschanzten Lager, mit uns aus Hunderten der Feuerschlünde die Sprache des Todes. Dennoch wagten wir mit vereinter Macht und in wüthender Tapferkeit den Angriff. Wir kämpften als Männer; der Feind aber stund unsren gewöhnlichen Waffen keine Rede, sondern ließ statt seiner trägen Arme die Kanonen antworten; da wurden unsre Reihen durchbrochen und unser Rückzug wäre zur schimpflichen, uns Allen verderblichen Flucht geworden, wenn nicht mit dem unsrigen, an dessen Spitze mein Vater stund, zwei andre Stämme des Gebirgsvolkes, auf einen der Hügel sich werfend, den festen Kern gebildet hätten, an den die Reste des zerschlagenen Heeres sich anlegten. Mein Vater, so wie ich, wir bluteten aus mehreren Wunden; der freudige Muth aber in uns beiden, so wie die Lust zum Kampfe, waren unverletzt geblieben.

Es sind die Fahnen des Propheten, unter denen die Osmanen uns entgegentreten, riefen, bei der Versammlung der Häuptlinge, mehrere unsrer mohamedanischen Landsleute und Mitkämpfer; der Uebermacht jener Fahnen können und wollen wir nicht mehr begegnen. Wir wollen nicht von euch abfallen und mit dem Feind uns verbünden, aber mit oder ohne euch kehren wir morgen zurück zu unsrem Lande, in welchem sich keine fremde Macht uns nähern wird.

Ihr wollt morgen thun, sagte eines der grauen Häupter der christlichen Stämme, was euch schon heute unmöglich

wäre; unser kleines Heer ist im Netz der Feinde und seiner Geschütze. Auf dem Wege nach der Heimath, durch die dürre Wüste, lauern uns nicht nur Schaaren der Krieger, sondern vor allem der Hunger und Mangel auf, welche Rosse und Männer noch sichrer tödten werden, als die Kugeln der Kanonen. Wollt ihr die Heimreise machen, wohlan, wir werden euch begleiten, doch vorerst laßt uns Brod mit uns nehmen auf den Weg. Dieses ist aber nicht zu finden bei uns, die wir schon seit gestern der Nahrung für uns und die Pferde entbehren, auch nicht in den verwüsteten und verlassenen Dörfern, sondern dort unten im Lager des Feindes; von da laßt es uns holen.

Die Häuptlinge beriethen sich von neuem über den Weg der Rettung, aus der Hand der Feinde; eben jener greise Häuptling, welcher vorher das Wort geführt, machte den Vorschlag, daß einer aus ihrer Mitte gewählt werde, welchem bei dem gemeinsamen Unternehmen Alle gehorchen sollten. „Mehr noch, so sagte er, hat heute der Feind durch seine Einheit über uns vermocht, als durch seine Feuerwaffen; wir sind einig beim Ausziehen des Schwertes, laßt es uns auch bei seiner Führung seyn.“

Dem Volke, bei welchem jeder kräftige Mann ein Herrscher ist, welcher keine leibliche Macht der Andern über sich erkennt, und nur, weil die hergebrachte Ordnung es so gebeut, dem Häuptling und den Aeltesten seines Stammes ein gewisses Recht der Richter und der Anführer über sich gestattet, fällt es schwer, sich unter das Gebot eines Einzigen, der nur dem einen Stamme angehört, zu stellen; der gegenseitigen Eifersucht erscheint es, als würde hierdurch dem fremden Stamme vor dem eignen ein Vorzug gegeben. Dennoch, nach einigem Hin- und

Herreden, riefen mehrere der Führer dem Greise zu: nun wohl, so sey du für diesmal unser Feldherr.

Das Alter, sprach der graue Held, hat mir fast nur noch den Gebrauch der Zunge und des berathenden Verstandes gelassen, selbst meine Augen sind so erblödet, daß ich das Feld des Feindes und seine Bewegungen nicht überblicken kann. Ich vermag nicht euer Feldherr zu seyn, aber gebt mir das Recht, uns einen zu erwählen, der vor Allen, wie mir scheint, ein Mann des Kampfes und zum Führer einer Schlacht gemacht ist.

Nach einer abermaligen Berathung der Andern wurde auch dieser Vorschlag des erfahrnen Alten für gut gehalten.

Nun wohl, sagte der Greis, dann wähle ich zu unsrem Heerführer den jugendlichen Nagid, den Sohn meines Erbfeindes, mit welchem ich, wie ihr Alle wißt, schon in mancher blutigen Fehde gelegen bin, deren letzte noch jetzt nicht ausgekämpft ist. Nagid hat heute, vor euren und meinen Augen, Thaten gethan, welche die eines Helden waren, dergleichen jene gewesen, denen unsre Väter in Zeit der Noth sich willig unterwarfen und unter deren Panier sie siegten. Ihm allein, dieses wißt ihr, danken wir es, daß unsre Niederlage kein völliges Unterliegen, kein Untergang wurde.

Ich selber konnte mich nicht erinnern, in jener Schlacht etwas Andres gethan zu haben, als meine Pflicht. Dennoch, ich weiß nicht wie es kam, gefiel es den Augen der Andren, mich, den Jüngling, welcher freilich, gleich Saulus dem Könige, an leiblicher Gestalt eine Hauptlänge über alles Volk hervorragte, deshalb aber schwerlich mehr denn die meisten Andren der Würde eines Hauptes gewachsen war, zu ihrem Heerführer zu wählen. Gott

schenkte mir Freudigkeit und Muth zu diesem Geschäft. Wenn es euch denn gefällt, sagte ich, der Bahn zu folgen, welche mein Arm, so lang er sich noch regen kann, euch durch den Feind brechen soll, dann laßt uns noch in dieser Nacht unsre hungernden Rosse an die vollen Krippen der Türken binden und das Brod für heute und morgen uns verdienen. Ich habe am vergangenen Tage mitten in der Hitze des Gefechtes mir eine Stelle des feindlichen Lagers ersehen, wo der Angriff, dessen Jene sich nicht von uns versehen, am leichtesten seyn wird. Ergreift eure Waffen; der Feind scheint auf nichts bedacht gewesen zu seyn, als daß er unsre Flucht verhüte; seine Geschütze haben zum großen Theil ihre vorige Stellung verlassen und sind in unsrem Rücken auf jene nachbarliche Anhöhe gerückt worden, von der man uns morgen, sobald der Tag graut, zu beschießen gedachte. Man hat uns, die hungernden Diebe, selber in die Vorrathskammer eingeschlossen und die Thüren zum Ausgang hinter uns verriegelt. Man will uns mit Gewalt nöthigen, zuzulangen nach dem, was wir bedürfen. Hier dieser Paß, der gerade nach dem Lager der Feinde führt, ist unbewacht, weil der Grund sumpfig ist und weil man unsren Besuch von hier in dem verschanzten Lager am wenigsten erwartet. Wir und unsre Rosse sind des Gehens, auch über solchen Boden, nicht ungewohnt. Ein Theil der Unsrigen mache einen verstellten Angriff in der Richtung nach Norden, auf die uns dort bewachenden feindlichen Heerhaufen, als wollten wir hier das Netz durchreissen und nach dem Vaterlande uns flüchten. Wir andren ziehen indeß nach Süden und Gott wird mit uns seyn, denn wir kämpfen für unser Land und für unser Volk; Jene aber wissen nicht, für was sie streiten.

Es würde euch Alle wenig unterhalten, wenn ich die ausführliche Geschichte eines feindlichen Ueberfalles erzählen wollte. Gott ließ die Waffenthat gelingen, wir drangen ein in das feindliche Lager; die zum Theil in Sicherheit schlafenden Schaaren erlagen unsrem Schwert; der Pascha von Bagdad, mit noch zwei andren Paschen entfloh; mehrere andre Paschen, so wie Scheikhs der Araber wurden zu Gefangenen gemacht; unsre Beute war reich und groß. Die Niederlage des Feindes würde in jener Nacht, so wie am darauf folgenden Tage nicht so groß und entscheidend gewesen seyn, wenn nicht jene Stämme der Kurden, welche, als Bewohner der Ebene, ihren Nacken unter das türkische Joch gebeugt hatten und auch diesmal unter den türkischen Fahnen fochten, alsbald, sobald sie die Niederlage ihrer Unterdrücker sahen, sich zu uns geschlagen und mit uns gemeinsame Sache gemacht hätten. Die Zahl dieser kurdischen Krieger war nicht gering; als sie jetzt auf einmal das Schwert gegen ihre vorigen Kampfgenossen zogen, ward die Flucht wie der Schrecken bei diesen allgemein; diese unsere neuen Bundesgenossen hatten sich ihren Antheil an der Ehre des Sieges, so wie an dem, was sie mehr denn Alles angelockt hatte, an der Beute des türkischen Lagers, reichlich verdient: denn der Haß und die Rachsucht führte diesem reizbaren Volk die Hand gegen ihre barbarischen Dränger, so daß sie Wunder der Tapferkeit thaten.

Meine Feldherrnwürde war mir nur für jene entscheidenden Tage, so wie für die Zeit unsrer Heimkehr nach dem Vaterlande verliehen, welche nun nicht mehr einem Rückzuge, sondern einem Triumphzuge glich. Denn der geschlagene Feind machte keinen Versuch mehr, uns anzugreifen, wir konnten ungehindert den reichen Gewinn

unsrer Waffen in die sichren Felsensitze führen. Ich trat nicht unwillig von der Höhe herab, auf welche mich der Wille meines Volkes gestellt hatte; der jugendliche Ehrgeiz fand sich durch die Gesänge des Lobpreisens und die Kränze des Siegers, die man ihm beim Eintritt in das freie Land der Väter entgegenbrachte, zur vollen Genüge ergötzt. Und dem Wachsthum des natürlichen Hochmuthes wurde noch auf andre Weise Einhalt gethan. Die Eifersucht der andren Stämme war gegen den unsrigen erwacht, seitdem dieser, im letzten Kampfe, siegreich und herrschend an ihrer Spitze gestanden. Man ließ mein Geschlecht, das man mit einer Art von Verachtung ein ausländisches — armenisches benannte, namentlich aber ließ man mich, bei mehreren Gelegenheiten Demüthigungen erfahren, welche mich und meine jungen Krieger zur gewaltthätigen Rache würden entflammt haben, wenn nicht der ruhige Verstand meines Vaters den Ausbruch verhindert hätte.

„Nagid der Erste, sagte er, kam als ein armer, auswandernder Knabe hieher und ist nachmals durch Weisheit und Kraft, der Herrscher von ganz Kurdistan geworden. Du stehest, schon im Alter des Jünglinges, als ein Mann in Waffenthaten da, und bist der Eingeborne des mächtigsten Geschlechtes der kurdischen Fürsten, erwarte nur ruhig die Stunde, da dich die beständige, sich selber verheerende Uneinigkeit der Stämme, zum Ordner ihrer Zerrüttungen und zum Herrscher über sie Alle herbeiruft.“

Es war noch etwas Andres, das meiner heftigen Begierde nach dem Ruhme der Waffen zum wohlthätigen Gegengewicht diente. Vielleicht war neben der natürlichen Anlage des Ahnherren Nagid auch noch ein Keim aus Mesrob des Ersten Wesen auf mich fortgeerbt worden: das Sehnen nach innrem Erkennen Dessen, das ewig fest-

stehet, und das unter Allem, das der Geist des Menschen erringen kann, allein ihn vergnüget, weil es selber von der Natur dieses Geistes ist. Ich hatte, dies muß einem Sohne des Abendlandes, auch wenn er vom niedrigsten Stande ist, fast unbegreiflich scheinen, bis zu meinem zwanzigsten Jahre nur mit Mühe Gelegenheit gefunden, von einem alten Mönche, der im Kloster des Gebirges wohnte, das Lesen und Schreiben der Muttersprache, so wie des Armenischen zu erlernen. Seitdem war jede meiner freien Stunden dem Lesen der Schriften der Offenbarungen Gottes, welche Mesrob der Erste ins Armenische übertragen lassen, so wie des Buches einer seiner Schüler, des Moses von Chorene gewidmet gewesen. Aber all diese Schriften führten mich im Geiste weit über das beständige Getümmel der Nationalfehden von Kurdistan und über seine Felsenmauern hinaus, in eine Heimath des Erkennens und der höheren Ordnung — ich wußte nicht, wo diese zu finden sey, ob am Jordan oder an den Küsten des Meeres?

Eines Tages, es war im Herbste, hatte ich mich, mit dem jagenden Falken auf meiner Hand, nach einem der Hügel hinbegeben, die ich am liebsten und öftersten besuchte. Im Schatten der uralten, hohen Platanen stehen dort die marmornen Säulen, über die sich eine Kuppel wölbt, welche Nagids, des Ahnherren, Grabmahl decket. Unter mir, am Abhange des Hügels, regten sich die emsigen Hände der Schnitter, welche die reifen Garben für die Scheuren einsammelten; aus der Ferne ließ sich der Gesang der Winzer vernehmen, welche die früher reifende Traube zur Kelter trugen. Mitten unter diesen Fröhlichen erfaßte mich ein Gefühl von tiefer Wehmuth. Ich war jetzt schon 24 Jahre alt und mir war es, als hätte

ich noch nicht recht zu leben angefangen. Welche Früchte, so fragte ich mich, sind an dir für die Ernte der Ewigkeit gereift, oder, wenn auch dieses nicht wäre, welche Blüthe ist an dir zu finden, die solche Früchte verspräche? Mir sagt es die Stimme, die in mir spricht, die Thaten des Schwertes, das den vermeintlichen oder wirklichen Feind würgt, oder die Siege in den Fehden, welche mein Stamm mit andern Stämmen der Kurden zu bestehen hatte, sind keine solchen Blüthen oder Früchte für die Ewigkeit; das Schwert, auf solche meist unnütze Weise geführt, zerstört nur, es pflanzet Nichts. Es ist noch etwas andres Besseres, das ich begehre, wer aber lehrt mich was dieses Bessere sey und giebt mir Schwingen wie dem Falken, daß ich auffliegen kann aus dem Staube und Getümmel dieser Fehden und gelangen zu einem Felsensitze der Ruhe?

Der äußre Glanz des Waffenruhms oder der Herrscherwürde über Viele und immer noch Mehrere, von welchem ich damals noch geträumt und nach welchem ich gedürstet hatte, war mir in jener Stunde wahrhaft zum Ekel geworden. Dies soll der Mensch, so sprach ich bei mir selber, nicht suchen und wollen, sondern etwas Andres, das ihn, und durch ihn auch Andre, wahrhaft glücklich machet. Mesrob, der Weise, gab seinem Volke einen Frieden und seliges Vergnügen, welches er selber genoß. Dieser Frieden ist nur in Gott und durch ihn zu finden. Mein Volk, welches ein Geist der falschen Ehre nur zu blutigen Kämpfen erzogen hat, kennt diesen Frieden nicht. O möchte ich ihn kennen und finden!

Ich kehrte diesmal, spät am Abend, ohne Beute der Jagd heim. Mich selber hatte der Pfeil eines Sehnens

nach einem nur geahndeten, höheren Etwas getroffen, das ich von da an suchte, bis ich es ergriff.

„Ist jener Fremde, der jetzt unser Land durchwandert, auch schon zu eurem Hause gekommen?“ fragte eines Tages einer unsrer Krieger meinen Vater, bei welchem ich so eben verweilte. „Er hat, so sprach Jener weiter, sein graues Haupt sehr zur Unzeit in unser Land hereingetragen, eben jetzt, wo uns ein neuer Andrang feindlicher Heere so nahe stehet. Man siehet den Alten gern zu jedem Hause und zu jeder Hütte kommen und Alle bewirthen ihn willig, denn er weiß mehr, als wir Kurden wissen und ich bin viele Tage mit ihm gezogen, aus einem Obdach zum Andren, um das zu hören, was der Fremde uns sagt. Dennoch, wenn er darauf bestehet, wieder über die Gränzen hinaus nach seiner Heimath zu gehen, kann man ihn nicht lebend entlassen, denn er kennt unser Land so genau, als nur der Kurde es kennen darf.“

Ich hörte mit Aufmerksamkeit das, was der Besuchende von dem Fremden sagte, und fragte noch weiter. Der fremde Wandrer, dies erfuhr ich, war aus einem fernen Lande jener Christen gekommen, die man im Orient unter einem allgemeinen Namen bezeichnet, welcher „Franken“ bedeutet. Von diesen hatte ich Vieles gehört, das im hohen Grade meine Begierde erregte, sie näher kennen zu lernen. Man hatte mir oft, wenn ich nach Dingen forschte, welche zu den schwerer erfaßbaren gehörten, die Antwort gegeben: dieses verstehen nur die Franken; Gegenstände, die in Europa jedem Kind eine alltägliche Erscheinung sind, wie künstliche Uhren, wenn sie als Beute des Krieges oder durch Tausch in unser Land kamen, wurden mir schon in meiner Kindheit als Werke der Franken genannt, und man erzählte mir noch von viel wunderbareren

Dingen, welche dieses kunstreiche Volk hervorzubringen vermöge, so wie von seiner fast unwiderstehlichen Macht über Land und Meer, welche dasselbe nur seiner großen Kunst, nicht seiner geringen Zahl der Menschen verdanke. Denn meine Landsleute dachten sich damals unter dem Lande der Franken, das heißt unter ganz Europa, nicht, wie viele andre Orientalen, ein großes, weites Reich, sondern nur etwa eine Insel im Meere, nicht größer im Umfang als unser Kurdistan. Je kleiner aber ihr Land, desto größer an Ueberlegenheit des kunstreichen Verstandes, kamen mir die Franken vor; sie erschienen mir gleich Wesen, die entweder selber von geisterhaft höherer Art und Abkunft, oder wie Manche unter unsrem Volk es wähnten, im Bunde mit jenen Genien und Dämonen stünden, als deren Werk man bei uns alle großartigen Bauwerke des Alterthums betrachtete.

Damals hatte ich noch niemals Gelegenheit gehabt, einen sogenannten Franken kennen zu lernen, oder, so viel ich wußte, auch nur zu sehen. Denn wenn auch unter jenen Türken, mit denen nicht mein Mund, sondern nur mein scharfes Schwert gesprochen hatte, ein Franke gewesen seyn sollte, so war dieser von mir und meinen Landsleuten nicht als Christ, sondern als Türk zum Grabe gesendet worden. Jetzt stund mir die längst ersehnte Bekanntschaft eines solchen Abendländers ganz nahe, ich konnte es nicht erwarten, bis er von selber an mein Haus herankam: ich bat meinen Vater um die Erlaubniß, den Fremden aufzusuchen und ihn als Gast unter unser Dach führen zu dürfen, und er gab mir sie gern.

Es war ein besonders glückliches Zusammentreffen, welches auf mein ganzes nachmaliges Leben den wohlthätigsten Einfluß gehabt hat, daß gerade jener fremde Wan-

drer ein solcher seyn mußte, der jener kindlichen Hochachtung, welche ich gegen die Franken hegte, nicht unwürdig war. Ich fand ihn im Hause eines Vasallen meines Vaters, nahe schon an der Grenze unsres Landes und war gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um den, mit den Sitten unsers Landes nur wenig bekannten Mann aus der nahen Todesgefahr zu retten. Er hatte durch die Zeichnungen, welche er von manchen Gegenden und Burgen aufnahm, durch sein aufmerksames Forschen in den metallführenden Gebirgen, sowie durch sein vieles Schreiben, in Zeichen einer Schrift, die selbst den Gelehrtesten unter unsrem Volke ganz unbekannt waren, den Argwohn meiner unwissenden Landsleute in so hohem Grade gereizt, daß diese das Urtheil des Todes, welches einige der Aeltesten über ihn gesprochen, schon ausführen wollten, als ich ihn in meinem und des Vaters Namen zu unsrem Herde einlud.

Der Fremde faßte mich scharf ins Auge. Er mochte dennoch Einiges bemerkt haben von der Gefahr, in welcher er sich befand. Er trat mit mir heraus vor die Wohnung seines bisherigen Gastfreundes und fragte mich auf Persisch, denn dieser Sprache war er so mächtig, wie es Viele unter uns Kurden sind, „darf ich, du junger Kriegsmann, mein Leben deiner Hand vertrauen?“ — „Wir werden dich, antwortete ich, als unsern Gast pflegen und bewirthen.“ — „Kennst du, sagte der Fremde weiter, das was der Handschlag des einen Mannes dem Andren bedeutet?“ — „Er ist, antwortete ich, auch bei uns eine Versicherung der Freundschaft und des Friedens.“ — „Magst du mir dann, fragte Jener, die Hand reichen zum Versprechen, daß du mich hinausgeleiten willst aus eurem Lande, bis dahin, wo mich das Schwert der Kurden nicht

nicht mehr suchen wird? Ich bin kein Feind, sondern ein Freund deines tapfren Volkes und seiner Freiheit. Als solchen wirst und sollst du mich kennen lernen, denn mir scheint, du kannst mich verstehen." — Nach einem kurzen Bedenken ergriff ich die Hand, die der Fremde mir reichte, und versprach ihm das sichre Geleite.

Der Gast, den ich jetzt zum Hause meines Vaters führte, gehörte einem Volke an, das ich damals noch nicht einmal nach seinem Namen kannte; einem Volke, welches, wie mir scheint, mit einer bedeutungsvollen Botschaft an alle Völker der großen, weiten Reiche der Erde beauftragt ist: er war ein Engländer. In wenig Tagen hatte er mein ganzes Vertrauen gewonnen, denn ich mußte erkennen, daß dieser Mann nur das wolle, und auch an mir so wie für mich wolle, was gut und recht sey. Er kannte die Erde und ihre Bewohner; er wußte was der Mensch im Leben der Sichtbarkeit solle und was seine Hoffnung für das künftige sey. Ich konnte nicht satt werden ihn zu hören; es muß die Kraft meiner Begierde nach diesem Neuen, noch nie Gehörten gewesen seyn, welche mir das fast unmöglich Scheinende möglich machte; ich erhielt in einem Umgange von wenig Monaten mit diesem verständigen Lehrer einen solchen Ueberblick über das Reich Dessen, welches allein des Wissens werth ist, daß ich durch alle, ins Einzelne dringende und ergänzende Erfahrungen so wie Forschungen meiner spätern Jahre nichts Hauptsächliches an dem damals in mich aufgenommenen Umrisse abzuändern fand. Das, was zunächst mein Lehrer mir gab, war jenes Licht, welches überall, wohin wir in der Welt, des Sichtbaren wie des Unsichtbaren, uns ergehen, unsres Fußes Leuchte seyn soll; er lehrte zugleich ein Etwas in meinem Innren mich genauer kennen, welches, so

lange jenes höhere Licht es bestrahlt, gleich der Magnetnadel beständig nach dem Einen sich hinkehrt, für dessen Gemeinschaft es gemacht ist, und welches deshalb, wie dem Schiffer auf weitem Meere sein Compaß, dem Geiste des Menschen die sichre Bahn weiset, die zum Ziele führt. Doch hiermit begnügte sich mein Führer noch nicht, sondern er ließ mich auch an seiner Seite die Fahrt, hinaus in das Gebiet des Erkennens, schon selber versuchen und dabei in der rechten Anwendung des Lichtes, das von oben kommt, so wie des Compasses, der in unsrem Innren ist, mich üben; wenn ich mit ihm die wenigen Bücher aus der Zeit meiner armenischen Vorfahren las, oder wenn ich in seiner Gesellschaft die Metallgänge unsrer erzreichen Gebirge, die Gewächse voll heilender Kraft, und am Abend die Gestirne betrachtete, da war es mir, als sey ich nun selber in den Bund mit jenen Genien getreten, denen der Zugang zu den Kräften und Wesen alles Seyns geöffnet ist.

Mein alter Engländer gehörte dem Gelehrtenstande seines Vaterlandes an; er hatte sich mit vorzüglicher Lust und Liebe zu dem Studium der Sprachen gewendet. Jene Dinge, welche der natürliche Mensch auf Erden am meisten liebt und sucht, die hatte er entweder niemals besessen, oder das, was ihm davon geworden war, sehr bald wieder verloren, denn in seinen früheren Jahren mußte er mit Armuth und Mangel kämpfen, und als er zuletzt am eignen Herde ein nothdürftiges Auskommen gefunden, da ward ihm nach wenig in herzlicher Zufriedenheit verlebten Jahren die Lust seiner Augen: sein jugendliches Weib und mit diesem zugleich das Kind, das sie ihm gebar, durch den Tod genommen.

So viel er auch damals schon, mitten in der äußern

Noth, an innren, geistigen Gütern sich errungen hatte, war ihm dennoch Eines noch nicht in recht vollem Maaße geworden, das von allen das höchste ist; er hatte noch nicht den Frieden des Herzens gefunden, der uns in allen Bitterkeiten und Trübsalen des Lebens zum Hoffen und Stilleseyn Kraft giebt. Mein Freund suchte das in weiter Ferne, das ihm unter allem Nahen das Nächste war; er ergriff begierig eine Gelegenheit zuerst als Dollmetsch bei einem Botschafter seiner Nation nach Konstantinopel, dann an den persischen Hof zu kommen, er hatte nachmals selbst Ostindien besucht und mehrere Jahre in den Ländern am Ganges gelebt. Hier war es, wo ihn Gott in eine Schule führte, die ihm wichtiger und förderlicher wurde, als alle Schulen der Gelehrsamkeit, welche er früher besucht hatte. Eine langwierige und gefahrvolle Krankheit ließ ihn die Schrecknisse recht in der Nähe fühlen, welche in dem Grabe sind, zugleich aber wurden ihm durch einen treugesinnten Mann, den er schon vor seiner Krankheit kennen lernte und welcher während derselben ihn oft besuchte, die Hoffnungen näher und lebendiger denn jemals vor das Auge gestellt, welche über dem Grabe sind. Mein Freund wurde damals nicht nur dem äußeren Bekenntnisse, denn hierinnen war er es schon auf treue, unverfälschte Weise, sondern der innren Kraft nach ein Christ.

Ein Jahr etwa, nach seiner Genesung, übernahm er das Geschäft einer neuen Sendung nach Persien. Er trat diese Reise unter äußerlich günstigeren Verhältnissen an, als jede seiner früheren, denn sein Vaterland hatte ihn zu einem Posten erhoben, der ihm für die Folge eine größere Wirksamkeit versprach. Die Fahrt durch den persischen Meerbusen wie der Landweg, nach dem Ziele seiner Sendung war glücklich zurückgelegt, seine Geschäfte fast

vollendet, da starb ihm einer seiner Begleiter, ein Andrer mußte, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die nächste Gelegenheit ergreifen die ihn nach Europa, zum Genuß der vaterländischen Luft zu führen versprach.

Diese Unfälle waren nur die Vorläufer von andren, welche meinen Engländer unmittelbarer und persönlicher trafen. Schon auf seiner Heimreise nach dem Vaterlande ward er, in der Nähe des Urmia-Sees von einer Horde des räuberischen Gesindels, vielleicht eines unedlen kurdischen Volksstammes, angefallen; man nahm ihm Alles, außer dem Leben und der festen Hoffnung, welche in diesem Leben war; man schleppte ihn und seine dienenden Begleiter in die Gefangenschaft fort. Aus dieser entkam er allein und hatte sich, im Vertrauen auf eine andre, unsichtbare Begleitung, welche stärker ist, denn die sichtbaren Streiter sind, hereingewagt über die Gränzen unsres Landes, dessen Gefahren ihm erst in der näheren Bekanntschaft mit dem Volke der freien Kurden sichtbar geworden.

Jene Monate, welche ich im Umgange mit dem Lehrer zubrachte, den, wie ich oft dachte, zunächst mir Gott zugesendet hatte, sind mir der Anfang eines neuen, innren Lebens gewesen. Alle, die mich näher kannten, bemerkten die Veränderung, welche mit mir vorgegangen war; mein Vater, mit welchem ich öfters vertraulich über das sprach, was meine ganze Seele erfüllte und beschäftigte, schüttelte dennoch zuweilen bedenklich den Kopf und sagte mir: „Nagid, du Sohn der starken Krieger, hüte dich, daß nicht die leichte Feder dich dem Schwert entführe.“

So glücklich sich auch mein treuer Lehrer, wie ich dies deutlich erkannte, in dem gesegneten Geschäft meiner Belehrung und durch die herzliche Liebe fühlte, die ich auf

jede Weise ihm bezeugte, trieb ihn dennoch die Verpflichtung zum Dienst seines Vaterlandes zur Abreise an. Diese durfte nicht bis zum Einbruch der härtesten Zeit des Winters verschoben werden, welche öfters unser Gebirgsland mit den ungeheuren Massen ihres Schnees so verschließt, daß von innen nach außen, so wie von außen herein nach innen nur wenige Pässe frei bleiben; Pässe, welche durch die Wohnsitze von Kurdenstämmen führen, deren grausame Eifersucht gegen die Fremden mir das sichre Geleite meines Gastes fast unmöglich gemacht hätten.

Ich muß dich nun, sagte eines Tages der Lehrer zu mir, an dein Versprechen erinnern, mich als Freund zu entlassen, mein Nagid. In Bagdad finde ich Landsleute von Einfluß und Vermögen und selbst der dortige Pascha wird meiner Weiterreisse kein Hinderniß in den Weg legen, denn die Türken achten die Seemacht und noch mehr das gute Geld der Engländer. Das Scheiden von dir fällt mir so schwer, als einem Vater der Abschied von seinem Sohne. Doch lasse ich deinem empfänglichen Herzen das Beste zurück, das ich zu geben hatte, und ich weiß, wir werden uns zwar nicht mehr hier unter den Gräbern, wohl aber jenseit derselben wiederfinden.

Mir drang, wie ein glühender Tropfen, das Wort, das vom Scheiden sprach, ins Herz. Magst du mich, sagte ich, nicht mit dir nehmen in dein gutes Land? ich wollte dir gerne, nicht nur wie Jacob um Rahel und um Labans Schafe mehrmalen sieben Jahre, sondern mein ganzes Leben um die Schätze dienen, die in deinem Herzen und in deinem Geiste sind, und von denen du schon bisher mir so Manche geschenkt hast.

Du darfst nicht mit mir gehen, mein Nagid, sagte der Gast. Du mußt, wenigstens vor der Hand noch, bei dei-

nem Volke bleiben und mit diesem das Brod des Lebens und der besseren Erkenntniß brechen, das du selber empfangen hast.

Mein wahrhaft hochsinniger, edler Vater mochte wohl meine Absicht errathen, als ich ihn dringend um Urlaub auf einige Tage oder Wochen bat, um den Fremden, der ihm selber ein werther Gast gewesen, zur Gränze des Landes zu geleiten. Er fragte mich nicht um das Nähere; er selber hatte seine Hand niemals mit dem Blute eines Menschen befleckt, welcher schutzlos und ohne Macht zum Widerstande war, noch weniger aber hatte er jemals einen Solchen als Feind begegnen mögen, der bei seinem Herde das Brod gegessen.

Welchen Weg wirst du nehmen, Nagid? fragte er mich. — Den über das südliche Gebirge, gegen den Euphrat hin. — Du kennest die Gefahren dieses Weges? fragte er mich weiter; die Gefahren der Wirbelwinde oben auf der Höhe, so wie unten in den Thälern die Gefahr vom Feindesschwert? — Ich kenne sie, mein Vater, antwortete ich. Einstmals schon mitten im Winter hat mich die Lust zur Jagd auf jene Bergeshöhen geführt; ich wartete in einer Felsenkluft, bis der tödtlich kalte Zug des Schneesturmes vorbei war; ein Carawane der wandernden Handelsleute mit ihren beladnen Maulthieren war vom Sturm hinabgeschleudert worden in den Abgrund; als das Rauschen des Sturmwindes und die dichte Wolke vorbei war, und ich meine Augen aufhub, sahe ich von der ganzen Schaar keinen Einzigen mehr, auch mein eignes, gutes Roß, welches ungefesselt am Felsen stund, war verschwunden; den Falken hatte der Wind hinabgeblasen in das Thal, wo er am dritten Tage mir wieder zuflog; ich selber kam, fast zum Tode erstarrt, hinab zu der Hütte der Hirten.

Du stehest, sagte mein Vater, in Gottes Schutz, Nagid, und dem freien Kurden hat der freie Kurde nichts zu gebieten. Doch wage der Mensch niemals ohne Noth den Kampf mit den Elementen. Denn diese sind Gottes Kriegsheere, gegen welche der Krieger von Fleisch und Bein nicht stehen kann. Achte auf die Richtung der Winde, welche das obere Gewölk bewegen. Wenn sich unten im Thale kein Lüftchen rührt, dann ist die Gefahr oben am größesten; wenn die Sterne in der kalten Nacht mit ihren hellesten Strahlen glänzen, dann wagt Keiner, der jenes Land kennt, einen Weg auf die Höhen; oben selber bringt der Wind aus Nordwesten die größeste Gefahr.

Ich werde diese Vorsicht gebrauchen und den unbesiegbaren Mächten nicht trotzen, antwortete ich. — Nun so führe deinen Gast, sagte mein Vater, und Gott geleite euch beide mit seinem allmächtigen Schutze.

Die Blicke der andern Kurden, der Krieger meines Vaters, als ich in Gesellschaft des Fremden aus ihrer Mitte aufbrach, verstund ich wohl. Einer der Aelteren, der mich früher in den Waffen geübt hatte und mich sehr liebte, nahm mich, noch ehe ich zu Pferde stieg, bei Seite. Wenn dir es, so sagte er mir, vielleicht schwer fällt, den Fremden, der dir werth war, auf unsre Weise das ewige Schweigen zu lehren, so nimm mich mit dir, ich will es statt deiner thun, und du brauchst nicht einmal ein Zeuge der That zu seyn.

Mein Schwert, so antwortete ich, hat noch niemals einer fremden Hülfe gegen den Feind und Verräther des Vaterlandes bedurft, laß du es auch diesmal mit diesem alten, schwachen Wandrer allein. Er wird über die Geheimnisse von Kurdistan schweigen, so gut als die Andren, welche ihr zum Schweigen brachtet.

Ich nahm aus der Mitte der jüngeren Krieger nur einen einzigen zu meiner Begleitung mit. Er war mit mir von gleichem Alter und mir mit großer Treue zugethan; vor ihm hatte ich niemals ein Geheimniß gehabt, doch kannte er meine Absicht, dem Fremden das Leben zu retten, nicht. Ich aber wußte von ihm, daß mein Lehrer auch sein Herz für sich gewonnen habe, denn mein junger Waffengefährte hatte oft stundenlang seinen belehrenden Gesprächen mit mir zugehört und an ihnen sich gefreut.

Ich hatte die nöthigen Vorkehrungen getroffen, daß unser Gast so sehr als möglich an äußrem Ansehen einem Eingebornen von Kurdistan gliche. Das Gewand, in welches das Raubgesindel ihn kleidete, als es ihn gefangen nahm, und in welchem der Fremde noch in unser Haus kam, war so veraltet und schlecht, daß mein Vater, nach der Sitte unsres Hauses, schon am ersten Tage, ehe er sich mit uns zum gemeinsamen Mahle niederließ, ihm ein andres, besseres hatte reichen lassen, welches nach kurdischem Zuschnitt gemacht war. Später empfieng er, als mein Lehrer und näherer Freund, das Khelat, oder Ehrenkleid; sein Bart war ihm gewachsen, es fehlte ihm nur noch das lang hinabwallende Haar und der eiserne Waffenschmuck, den die Kurden anlegen, wenn sie zu einem Auszug sich rüsten. Auch für diese letzteren wenigstens hatte ich gesorgt; mein Gastfreund, auf dem edlen Rosse sitzend, das ich für ihn aus dem Stalle des Vaters erlesen, konnte, so lange er nicht sprach, und durch seine Mundart, oder, wenn er nicht den Helm abnahm, und durch die Farbe wie Züge des Gesichtes die fremde Abstammung verrieth, bei jedem Bewohner des Gebirges, an dessen Hütte er vorüber ritt, für einen alten Fürsten der Kurden gelten.

Im Süden von Kurdistan, gegen Mesopotamien hin,

erhebt sich die Gebirgskette, über welche der gesichertste Weg uns führte. Wer in der kälteren Jahreszeit von unten, etwa von der Ebene bei Suleimanieh aus nach diesen gefahrvollen Höhen des Humils hinaufblicket, der glaubt vielleicht nur einen leichten Nebel zu sehen, der an dem Berggipfel vorüber wallet; doch wenn der Nebel sich löst, da sind die Felsengipfel weiß von Schnee, und den Karawanen oder einzelnen Reisenden, die das von unten herauf leicht anzusehende Wallen der schneereichen Luft, droben auf dem Berggipfel erlebten, war dieses Ereigniß kein Lustspiel der Augen, sondern ein Trauerspiel, in dessen bedauernswürdigen Ausgang ihr eignes Untergehen sich verwebte. Mir war es, als habe ich für das Leben des eignen Vaters Sorge zu tragen, als ich mit dem werthen Gast in diese Gegend kam; er war mir ja auch so theuer wie der leibliche Vater; ihm dankte ich ein zweites Leben. Wir kamen, denn ich versäumte die Vorsicht nicht, unversehrt über die Höhen und durch die von rohen, räuberischen Stämmen meiner sogenannten Landsleute bewohnten Engthäler des Felsengebirges. Dieses Gesindel, das weder nach Gott noch nach Menschen fraget, hatte mit uns, als wir vor kaum einem Jahre die Türken aus ihrem festen Lager vertrieben, die Beute getheilt; es kannte mich, den damaligen Feldherrn; man nahm uns bei jedem der Stämme mit Achtung auf, und entließ uns, ohne auf Raub zu denken; Nagid, den jungen Mihr (Pascha), begrüßte man überall als Besieger der Türken.

Mein Landsmann und Gefährte hatte mich, als wir der Grenze unsres Landes näher kamen, öfters, und bei mancher ihm günstig scheinenden Gelegenheit, fragend angesehen; er kannte das furchtbare Recht der Gastfreundschaft, welches, damals wenigstens noch, die Kurden an

dem Fremden übten, der ins Innre ihres Landes gedrungen war. Ich winkte ihm immer, auf seine fragenden Mienen, ein entschiedenes Nein zu. Wir waren jetzt in die hüglige Ebene des Euphratgebietes gekommen, über welche die Herrschaft der Türken ihre unsichren Grenzen ausdehnt. Zwar sind dort, nicht wie hier zu Lande, einzelne Posten der Grenzwächter, oder Barrieren und bewachte Brücken zu sehen, denn Brücken giebt es nicht über jene Flüsse; jeder der Reisenden sucht sich mit seinem Rosse, den Uebergang über das Wasser, da, wo es ihm am besten und leichtesten dünkt, und der Weg durch das meist wüste Land ist so weit und breit als das Land selber; dennoch muß sich der Kurde, der sich äußerlich als das, was er ist, kund giebt, in jedem Augenblick auf ein Begegnen mit dem Schwert der Türken gefaßt halten.

„Willst du, so fragte mich mein junger Waffengefährte, als wir allein beim Nachtfeuer wachten, den fremden Mann lieber hier, bei den türkischen Gräbern bestatten, als, nach alter Sitte, bei den Steinhaufen unsres Landes, dann sage mir, wann und wo dir es gefällt. Weiter hinabwärts könnte der Feind es uns verwehren, dem Fremdlinge, welchen du so wie ich in Ehren hältst, das ihm wohl gebührende Denkmal des hohen Steinhaufens zu errichten.

Nicht wir, antwortete ich, sondern nur Gottes Hand soll diesen Mann zum Grabe führen, der mir selber so lieb ist, wie der eigne Vater, und dir es auch werden wird, wenn ich dir mehr von ihm sage, als du schon von ihm weißt. Wir geleiten ihn, sey es auch mit Gefahr des eignen Lebens, bis dahin, wo er sicher ist.

Du sprichst, sagte der junge Kurde, freudig lächelnd, die Sprache meines eignen Herzens. Ich hätte fast leichter

mit dem Schwert mir die eigne Hand abhauen wollen, als diesen Fremdling erschlagen, den ich, ich weiß selbst nicht warum, so lieb habe. Nur aus Gehorsam gegen dich, mein junger Fürst, hätte ich die That gethan.

Wir hatten jetzt schon das zweite Nachtlager, im Gebiet der Türken, unsrer Feinde erreicht; die Palmen, welche hin und wieder über das niedre Buschwerk sich erhuben, bezeugten es uns, daß wir in der warmen Ebene am Euphrat seyen. „Kehre nun um, zum sichren Haus deiner Väter, mein Sohn Nagid, sagte mein Lehrer, ich darf es jetzt hoffen, daß ich unversehrt Bagdad erreiche."

Das Versprechen, antwortete ich, das ich dir mit dem Schlag der Hand gab, ist noch nicht ganz erfüllt; ich werde mein Wort bis morgen lösen. Hier in der Nachbarschaft wohnt ein Scheikh von arabischem Stamme, der, im Dienst und als Verbündeter der Türken, in der Schlacht, dort auf dem Blachfelde in Westen, gegen uns kämpfte. Er war mein Gefangener; ich gab ihm die Freiheit und ließ ihm seine Waffen. Er versprach mir, wenn ich, oder meine Kinder und Freunde zu seinem Zelte kämen, wie ein Bruder oder Vater uns aufzunehmen und zu schützen.

Der Kurde, wenn sein scharfes Auge die rechte Richtung sich ersehen, findet auch durch die unbekannte Wüste seinen Weg. Wir vermieden am andern Morgen die Nähe der Dörfer, welche uns der Dattlenwald verrieth; während der meisten Stunden des Tages verbargen wir uns selber und unsre Rosse in dem noch trockenen Bett eines Winterstromes, hinter dem hohen Gesträuch der Tamariskken; als die Nacht kam, lenkten wir uns nach dem Dorfe der Araber hin, in welchem, wie ich dies vermuthen konnte, mein Schützling und Freund, der Scheikh Abd-er-Wached, wohnte. Man hatte, so vorsichtig wir auch waren, den

Hufschlag unsrer Rosse vernommen; eine Schaar der bewaffneten Araber, die bei den Kameelen wachte, umzingelte uns. Was wollt ihr hier? fragten sie. Wir sind Gäste eures Scheikh, des tapferen Abd-er-Wached, antwortete ich.

Man geleitete uns zum größesten Hüttenzelte des Ortes. Der Sohn des Scheikh, ein junger Knabe, trat aus dem Zelte hervor und hielt mir den Steigbügel. Wir kamen hinein zum Feuer, an welchem der Scheikh mit mehreren Gästen zum Mahle niedersaß.

Habe ich wirklich, so fragte mich der Scheikh, schon einmal mein Brod in dein Salz getaucht, oder du das deine in meines?

Wir haben beide, sagte ich, unser Schwert gemeinsam in Blut getaucht; ich bin Nagid, der Kurdenfeldherr.

Abd-er-Wached stund vom Boden auf; er bewillkommte mich gleich einem Herrn und Fürsten seines Hauses; an seiner Seite mußte ich den Ehrensitz einnehmen. Wir ruheten zwei Tage in seinem Zelte, als Gäste und Befreundete, am dritten fragte er mich: du Feldherr der Kurden, willst du vielleicht von mir das Lösegeld für meine Freiheit nehmen? — es liegt bereit. Wähle dir, zu dem Gelde, das ich dir willig gebe, dreissig meiner schönsten Kameele und zehn meiner edelsten Stuten, und sage in Kurdistan, daß Abd-er-Wached seinem Befreier nicht undankbar war.

Ich bin nicht gekommen, sagte ich, um Gaben von dir zu nehmen, deren ich nicht bedarf, sondern um einen edlen Gast unter dein Zelt zu führen. Hier dieser Fremde ist mir so werth, wie das rechte Auge und die rechte Hand; geleite du ihn sicher bis nach Bagdad hin und

auch mein, wie der Meinigen Arm soll dich und deine Heerden schützen und vertheidigen.

Der Scheikh war sogleich zur Erfüllung meiner Bitte bereit. Dein Freund, sagte er, ist mein Freund, mein und meiner Krieger Arme sind seine Arme, wir bringen sein Haupt unversehrt nach Bagdad.

Ich hatte ein kostbares türkisches Gewand, es war nach der letzten Schlacht mit den Türken auf meinen Antheil der Beute gefallen, mit uns genommen; ich gab dieses meinem Gast statt der Kurdischen Kleider und drang ihm, von meinem Ueberfluß, auch andre Mittel zur Erleichtrung der Reise auf. Meinem Gastfreund, dem Scheikh, schenkte ich den persischen Dolch, dessen goldner, mit Edelsteinen verzierter Griff, wie ich wohl bemerkte, sein Auge an sich gezogen hatte. Noch einmal ermahnte mich mein väterlicher Freund, das, was ich durch ihn empfangen, treu im Herzen zu bewahren und segnete mich; er zog, im Geleite des Scheikh, gen Süden, wir, unsern einsamen Weg nach Norden. Ich sahe ihn auf Erden nicht mehr, denn als ich, mehrere Jahre nachher, nach Marseille kam, war es eine der ersten Nachrichten, die ich erfuhr, daß mein Freund, bald nach seiner glücklichen Heimkehr ins Vaterland, gestorben sey.

Wo blieb dein drittes Roß, fragte mich der alte Krieger, der meinen Gast auf dem Todesgange hatte begleiten wollen, habt ihr es, nach der alten Sitte unsrer Väter, dem Fremden mitgegeben, in sein Grab? — Wir haben es ihm mitgegeben, antwortete ich. — Schade um das schöne Thier, bemerkte der Andre. — Mein Gast war es werth, sagte ich.

Mein Vater fragte mich nichts, als ich wieder zu seinem Herde kam, sondern reichte mir mit freundlichem

Blicke den Becher; er wußte, ich hatte in seinem Sinne gehandelt, ohne sein Ohr darum zu befragen.

Der Saame des Wortes, den mein väterlicher Freund in mich gelegt hatte, drängte sich von selber, ohne daß ich es verbergen konnte, hervor ans Licht. Wenn wir zu Gericht saßen und, nachdem die Alten gesprochen, die Reihe des Ausspruches auch an mich, den jüngeren Fürsten kam, da blickte mein Auge hell und ich traf leicht das rechte Wort; mein Rath gefiel den Ohren der ergrauten Alten. „Der Jüngling Nagid, so sagten sie, spricht so kurz, als die Greise der Kurden, aber er spricht zuweilen verständiger denn sie.“ Mich machte das Lob der Alten und die Ehrfurcht der Jüngern nicht stolz, denn ich wußte es nur zu gut, daß ich nichts Andres gab, als Das, was ich selber von einem Andren entlehnt hatte.

Vor allem am meisten ließ ich mir die geistige Pflege, oder, wenn ich es so nennen darf, die Erziehung meiner jüngeren Brüder angelegen seyn. Unter diesen war einer, er ist, wenn er nicht seit Kurzem starb, noch jetzt der glückliche, gesegnete Herrscher des Landes meiner Väter, welcher mehr denn alle andre Jünglinge unsres Volkes durch Stärke und Gewandtheit zu kriegerischen Thaten geschickt zugleich von so feurigem Geiste erschien, daß er Alles, was ich als selbst empfangene Gabe ihm mittheilte, tief und lebendig erfaßte, ja, daß er, wie ein junger Adler das schnelle Roß, meinen eignen Geist überflog. Er war mir bald nicht nur so theuer, wie etwa ein leiblicher Bruder dem andern dies seyn kann, sondern so nahe und eigen, wie die eigne Seele und das eigne Herz. Keiner von uns hatte einen Wunsch oder einen Gedanken, den nicht der Andre mit ihm theilte; in dem Kampf, wie im Rathe der Männer, waren Nagid und Daoud, sein Bru-

der, beide die ersten, obgleich jeder von ihnen, wenn man mit dem Bruder ihn verglich, nur als der zweite erkannt seyn wollte. Wir beide, gemeinsam, begannen schon damals ein Werk der Erziehung an dem jüngeren Geschlecht unsres Stammes, welches mein Bruder später allein weiter geführt hat. Wir entäußerten uns der bisherigen stolzen Sitte der Jünglinge unsres Alters; wir gesellten uns zu den Kampfspielen der Knaben. Bald gelang es uns hier, statt der ordnungslosen Raufereien und statt der rohen, blutigen Kämpfe mit den kleinen, scharfen Messern, andre Uebungen einzuführen, welche die Glieder kräftiger stärkten und ungleich gewandter machten, zu kriegerischen Bewegungen, als die vormaligen Spiele. Wir beachteten jedoch nicht nur die leibliche Entwicklung des nachkommenden Geschlechtes, sondern mit nicht minderem Ernst auch seine geistige. Die Knaben, vom Spiele ermüdet, setzten sich zu uns, wir erzählten ihnen die Geschichten von Thaten der Menschen und noch mehr die jener großen Thaten, womit Gottes Hand an den Völkern der Vorzeit sich bezeugte. Wir lehrten ihnen die Kunde der Metalle, der Pflanzen und der Sterne; Viele von ihnen erlernten von uns das Rechnen, Lesen und Schreiben. So trieb ich mehrere glückliche Jahre hindurch, nach meinem damaligen Vermögen, das Geschäft des Erziehers.

Nagid, sagte einst mein Vater zu mir, dort jenes Schloß auf dem Berge, da du immer am liebsten weilest, ist dein; dein mit allen Gärten und Feldern am Berge, wie mit den Heerden, welche auf ihm weiden. Hole dir jetzt zu dem eignen Herde die Braut heim; Nagid's Stamm sey gesegnet, wie der seiner Väter es war.

Ich hatte bei einem der gemeinsamen Feste unsres Volkes eine Jungfrau gesehen, die Tochter eines Fürsten

von verwandtem Stamme; sie hatte meinen Augen wohlgefallen. Ist es dein Wille, sprach ich zum Vater, so nimm mir Modura, die Liebliche, zum Weibe, die Tochter Babur's des Fürsten.

Wir saßen beide zu Pferde, eine Schaar der geschmückten Diener begleitete uns, zwei Maulthiere trugen die Gaben für die Jungfrau und für das Haus ihres Vaters; gegen Abend erreichten wir oben auf dem Gebirge Babur's Zelte. „Wem gelten, so fragte mein Vater den Krieger, der den Zaum seines Rosses erfaßte, jener festliche Gesang und das Mahl, das auf dem Hügel gehalten wird?" „Oben im Zelte, im Schatten der Wallnußbäume, sitzt Daoud, dein Sohn, bei Babur's Mahle, antwortete der Krieger. Er wollte morgen dir, bei deinem Herde, nahen, damit du Modura, die Tochter Babur's ihm zum Weibe gäbest." Mein Vater wendete sein Auge nach mir, seine Stirne war von Sorgen umwölkt. „Wußte, so fragte er mich, als wir vom Pferde gestiegen waren, leise, Daoud um deinen Wunsch?" „Er wußte nichts davon, mein Vater, sagte ich; Modura ist Daoud's Braut und Nagid, sein Bruder, schenkt ihm das Schloß, das er von dir empfieng."

Babur und Daoud waren uns, herab vom Hügel, entgegen gekommen und geleiteten uns zum Zelte des Fürsten. Ich sahe am andern Tage Modura, die Liebliche, und freuete mich, daß sie meines Bruders Braut sey; am dritten verließ ich Babur's Haus, um den Vater meiner Mutter, welcher einige Tagreisen von dort im Hochlande Armeniens wohnte, zu sehen, denn der Greis, das hatte ich neulich erfahren, lag müde vom Alter und krank auf seinem Bette.

„Wie gut ists, daß du noch einmal zu mir kommst, redete

redete Hadschi Jakuff, der Großvater, mich an; Nagid, mein Enkel, mein Auge hat herzlich verlangt, dich zu sehen, ehe es im Tode entschläft.“ Ich wich jetzt nicht mehr von dem Lager des Greises; ich hatte manchen frohen Tag als spielender Knabe und freudiger Jüngling mit ihm, in seinen Hallen und in seinem Walde verlebt, ich wollte jetzt auch den Ernst der letzten Stunden mit ihm theilen. „Nagid, so sprach an einem der folgenden Tage der Kranke zu mir, dein Auge ist noch von einer andern Sorge getrübt, als von der um den scheidenden Großvater; verhehle mir deinen Kummer nicht; den Sterbenden darf man wohl das Geheimste vertrauen.“

Ich wußte es selbst nicht, daß ich um Modura's Verlust trauere. Wenn meine Gedanken öfters das Bett des Kranken verließen, und wie Falken zu Babur's Zelten flogen; wenn ich dann sinnend vor mich hinblickte und vielleicht selbst meine Mienen die Bewegungen im Innern verriethen, da überredete ich mich freilich, es sey nur die Freude an meines Bruder Daoud's Glücke, die mich erfasse, der Greis aber hatte tiefer geblickt und die Sprache meiner Augen besser verstanden, als ich die meines Herzens; seine Worte machten mir dieses klar: ich erzählte dem guten Großvater ohne Zurückhaltung, was mir geschehen.

Der Greis lächelte. „Das, was du mir erzählest, Nagid, weckt, wie etwa eine Begebenheit des Tages die Erinnrung eines nächtlichen Traumes, so in mir den Gedanken an eine Ahndung auf, die ich schon seit langer Zeit von dir in meinem Herzen trage, und die ich dir gern noch vor meinem Ende kund thun wollte. Ich weiß selbst nicht wie mir die Ahndung kam, ob im Wachen oder im Traume; aber sie stehet wie ein Gesicht vor mir. Das Glück deines Herzens, du Sohn meiner Tochter, blüht

weit über dem Meere, in einem fernen Lande; dein Geist gieng schon lange wandern in die Heimath jener Christen des Abendlandes, welche das Leben besser verstehen als wir Armenier und ihr Kurden, auch dein Leib wird dem vorausgezogenen Geiste bald folgen. Ich selber habe in meiner Jugend angebetet zu dem Grabe des Erlösers, und habe an der Küste des Meeres die großen Künste der Abendländer gesehen; mich erschreckt der Gedanke an eine Trennung von unsrem Lande und an eine Reise über das große Wasser nicht so, wie manche andre unsrer Leute; das Gebet meiner letzten Stunden und mein Segen werden dich begleiten; du wirst im Lande der Franken mit den Schätzen des Wissens, die jene vor uns voraushaben, noch andre Dinge finden, welche glücklicher machen, denn das Wissen."

Die Worte des Großvaters hatten die starke Wanderlust, die ich schon längst im Herzen getragen, zur Ausgeburt, an das Licht des Tages gefördert; ich wurde heiter und freudig bei dem Gedanken an eine Reise in die Länder des Abends, die mir zwar, seit dem belehrenden Umgange mit meinem Engländer, nicht mehr in so wunderbarem Lichte erschienen wie vormals, zugleich aber noch viel theurer und werther geworden waren.

Ich hatte die Freuden des Vermählungsfestes nicht stören wollen, erst an einem späteren Tage, als mir das Ende des Großvaters näher zu kommen schien, sendete ich Botschaft an die Meinen. Diese versammelten sich um das Sterbebette des Greises; er gab einem Jeden von uns seinen besonderen Segen; nach einigen Tagen bestatteten wir seine Leiche.

„Nagid, sagte eines Tages mein Vater zu mir, ich habe noch mehrere Burgen denn jene, die du deinem Bru-

der Daoud gabst. Gefällt dir vielleicht die, unten im Thale der Granatbäume und der Reisfelder, am fischreichen See, oder die am Bergstrome, mit ihren grünenden Feldern und Waldungen? Die besten unter meinen Heerden sollen dein seyn; nimm dir aus meinen Ställen hundert der Rosse und hundert der Maulthiere, welche dir gefallen; Kurdistan hat noch mehrere blühende Jungfrauen, außer Modura; erbaue auch du den Stamm deiner Väter."

Ich begehre heute keiner deiner fürstlichen Burgen, mein Vater, sagte ich, um deinen Segen aber bitte ich, denn ich will wie Mesrob, der erste Ahnherr unsres Geschlechts, fremde Länder besuchen, damit ich erkenne, was der andern Völker Kunst und Weisheit und Ordnung sey, und das Beste davon mir zu Herzen fasse. Mein Arm soll nicht müssig ruhen, ich will ihn in der Uebung der Thaten erhalten; Nagid wird sich bemühen, daß er einst ein Schrecken der Feinde und ein Friedefürst seines Volkes werde; er gehet, daß er die heimathliche Stärke mit der Weisheit der Fremde vermähle.

Mein Vater blickte mich ernst an. Es war, so sprach er, die Sitte nur weniger Kurdenfürsten, daß sie als müssige Wandrer die Fremde besuchten, und von diesen Wenigen sind Etliche niemals, Andre so wieder gekehrt, daß es besser erschien, sie hätten das Land, dessen sie unwürdig geworden, nicht mehr betreten. Die geringste Zahl solcher Reisenden waren jene, welche wahrhaft, an Geist wie am Leibe, erstarkter zurückkehrten, unter diesen waren (beide freilich, so wie auch wir, mehr von armenischem als kurdischem Stamme) Mesrob der älteste Ahn, und in jüngster Zeit Hadschi Jakuff, der Vater deiner Mutter. Doch siehe, mein Vertrauen sagt mir auch, dir wird deine Wanderschaft zum Glück gereichen. Ist es dein ernster Wille,

auf einige Jahre die Länder der Welt und ihre Gesetze zu sehen, so nimm aus meinem Schatze was du bedarfst, denn du bist mein Erbe.

Ich wollte nur das vermeintlich Nöthigste mit mir nehmen, mein Vater drang mir mehr auf. Ich segnete noch einmal das Haus meines geliebten Bruders Daoud und die jüngeren Brüder und empfieng selber den Segen meines Vaters, der die Rührung des Abschiedes unter dem männlichen Ernste des Kriegers verbarg. Mich begleitete, bei meinem Auszuge von der Burg der Väter, ein ganzes Heer der wohlgerüsteten Jünglinge; wir hatten selbst schon in Kurdistan, dessen Stämme damals wieder durch innre Fehden zerrissen waren, noch mehr aber an den Gränzen, manchen Kampf mit räuberischen Horden zu bestehen. Einer der türkischen Paschen, in dem Ländergebiet gegen Westen, war meinem Vater auf ähnliche Weise befreundet, als mir der Scheikh Abd-er-Wached. Denn die Fürsten der Kurden lösen nur selten, die aber meines Hauses niemals, die Kriegsgefangenen, welche sie machten, ums Geld, sondern sie geben ihnen den Tod oder sie schenken ihnen, wenn sie das freie Land noch nicht betraten, das Leben. Mein Vater hatte jenem Pascha, der damals noch Jüngling war, als der Kurdenfürst ihn fieng, nicht nur das Leben, sondern auch, statt seines verlorenen, ein gutes Roß und Geld zur Reise dargereicht, und eine Botschaft, die wir erst vor Kurzem mittelbar von dem Türken erhielten, sagte uns, daß ihm die empfangene Wohlthat noch in gutem Andenken sey. Als wir den Gränzen seines Paschaliks uns naheten, da entließ ich das Heer meiner Streiter, nur den getreuen Jussuf behielt ich bei mir, der mein Gefährte bei der Begleitung des englischen Gastfreundes gewesen.

Wir fanden freundliche Aufnahme bei dem Pascha, sein Schutz und seine Empfehlungen begleiteten uns bis an die Küste des Meeres. Als ich dort, im Hafen von Smyrna, die Schiffe der „Franken" sahe, da erwachte der Zug, der mich, über das Meer hinüber, nach dem Abendland trieb, in einer unwiderstehlichen Stärke. Ich wußte nicht, was ich dort finden werde, daß ich aber etwas Großes, Herrliches suche, das wußte ich, und nicht selten tönten mir im Herzen die Worte des sterbenden Großvaters: daß mir das Glück meines Herzens weit über dem Meere in einem fernen Lande blühen werde.

Durch die Empfehlung des Pascha's war ich in Smyrna an ein reiches, armenisches Handelshaus gewiesen worden, welches sich der weitren Erleichterung und Förderung meiner Reise aufs Thätigste annahm. Ich setzte, durch die Hülfe jenes Handelshauses mein orientalisches Geld in europäisches und in Creditbriefe auf Marseille um und wartete jetzt nur noch auf eine günstige Schiffsgelegenheit um vorerst nach dem Frankenlande im engeren Sinne, welches schon dieses Namens wegen am meisten mich anzog: nach Frankreich, abzuseglen.

Während ich noch mit den Vorbereitungen und Erwartungen der nahen Reise beschäftigt war, sahe ich meinen guten Jussuf mit jedem Tage trauriger und bleicher werden. Was fehlt dir, Jussuf, fragte ich ihn eines Tages. „Mein Fürst, sagte der Jüngling, mir fehlt Kurdistan. Ich sterbe vor Sehnsucht nach den Felsen und Wäldern und Strömen des lieben Vaterlandes, ja ich wollte, ich wäre schon gestorben, damit meine Seele hinübereilen könnte in das Paradies unsrer Gebirge, zu dem Volke, das ich vor allen Völkern liebe."

Jussuf, sagte ich ihm, gehe, dahin dich deine Liebe treibt.

Meine Liebe, sagte der Jüngling, ist wie durch ein scharfes Schwert in zwei gleiche Theile zerschnitten, der eine von diesen gehört dir an, o Fürst, der andre aber deinem und meinem Lande, in welchem mir, außer den Eltern, auch die liebe Braut lebt.

Du weißt, Jussuf, sagte ich, daß das Heimweh des Kurden kein leichtes, sondern, daß es eine Krankheit zum Tode ist. Warum willst du dich lang bedenken, ob du lieber auf dem Meere sterben und in ihm begraben werden, oder daheim in Kurdistan für mein Volk und für mich dich am Leben erhalten wollest? Du kennst nun den Pascha und die Wege zu seinem Lande. Durch ihn, hoffe ich, kann ich während der Reise manche Botschaft zum Hause des Vaters bringen und aus demselben erhalten, und du, als der Träger dieser Botschaften, kannst mir in Kurdistan nützlicher seyn, denn als Gefährte auf meiner Reise.

Jussufs Blicke, so weh auch seinem guten Gemüth der Gedanke an unsern Abschied thun mochte, erheiterten sich, als ich so zu ihm redete. Ich hatte die brennende Wunde seines Herzens mit einem Balsam berührt, welcher die Schmerzen nicht blos linderte, sondern heilte. Er kehrte auf demselben Wege und bis an die Gränze unsres Landes durch denselben Pascha, der unsern Herweg begünstigt hatte, geschützt, zurück nach seiner lieben Heimath, kam auch dort, mit allen Sitten seines Volkes bekannt, mitten durch die kriegsgerüsteten Stämme hindurch, bis zum Hause meines Vaters, und hat dann Jahre lang, zu einem verbindenden Mittelglied, zwischen mir und den Meinen gedient; er war unermüdet in seinem Dienste als Botschafter.

Ich sahe mich nun ganz allein, unter Menschen, de-

ren Angesicht und häusliche Sitte mir fremd, deren Sprache mir wenigstens zum Theil unverständlich war. Denn ich konnte mich damals nur zur Nothdurft im Türkischen ausdrücken, Armenisch verstund ich zwar in der Sprache seiner Schrift, nicht aber in jener des gemeinen Lebens; in den Sprachen der Griechen wie der Franken war ich noch ganz Fremdling. In den ersten Tagen nach der Abreise meines Landsmannes und Jugendfreundes fürchtete ich selber von seinem Uebel, dem verzehrenden Heimweh ergriffen zu werden; bald aber ergriff mich von neuem der mächtige Zug nach dem unbekannten, ich wußte selber nicht warum? so heiß ersehnten Abendlande, und wie der erfrischende Nordwind die schwüle Luft eines Thales, wehete mir jener Wandertrieb die Anwandlungen meines Heimwehes hinweg.

Von der Menschlichkeit der Türken hatte ich von jeher keine günstigen Begriffe gehabt, sie waren mir immer, schon in meiner Heimath, als Unterdrücker der Freiheit und als grausame Barbaren beschrieben worden. Obgleich mir nun der freundliche Empfang beim Pascha und Alles, was ich bei diesem gesehen, eine etwas günstigere Meinung von diesem Volke gegeben hatte, so kehrte dennoch meine alte Vorstellung von ihm in Smyrna zurück. Es lagen gerade damals in dem Hafen dieser Stadt einige Galeeren des Großsultans, welche durch gefangene Christen in Bewegung gesetzt wurden. Mir hatte es mein armenischer Kaufmann gesagt, daß die dort an den Ruderbänken Angeschmiedeten dieses Elend erduldeten, nicht weil sie ein Verbrechen begiengen, welches dieser harten Strafe werth gewesen, sondern weil sie Christen seyen, die entweder von Seeräubern mitten auf ihrer Fahrt oder im Kriege von den ungläubigen Türken gefangen genommen worden. Seitdem ich dieses wußte, war mein Mitleid

gegen diese Unschuldigen, welche um unsres gemeinschaftlichen Glaubens willen so Vieles duldeten, ohne Grenzen. Ich hatte auch manche Andre kleine Gaben der Wohlthätigkeit spenden sehen, an die armen Galeerensclaven, welche, während die Schiffe vor Anker lagen, außen am Lande zu den schwersten Arbeiten des Festungsbaues gebraucht wurden. Seitdem versäumte ich keine Gelegenheit, bei welcher ich dem einen oder dem andren dieser bedauernswerthen Christen eine Freundlichkeit erzeigen konnte.

Unter der ganzen Schaar, die an den schweren Ketten einhergieng, war mir besonders ein Mensch aufgefallen, der, während die andren Alle von tiefem Gram darniedergebeugt erschienen, fast immer bei gutem Humor war, und nicht selten selbst die ernsthaften Türken, durch die Scherzworte, die er auf Türkisch zu ihnen sprach, zum Lachen brachte. Es war eine von jenen leichten Naturen, welche selbst in den tiefsten Fluthen der Trübsal niemals untersinken, sondern auch dann, wenn ein starker Schlag sie auf einige Augenblicke hinabdrückte, immer wieder heraufkommen und oben schwimmen.

Eben diese Eigenschaft, daß der Christensklave über sein Elend auf Türkisch zu scherzen vermochte, welches ich verstund, während die Andern alle ihre Noth in wenigstens sechs mir ganz unverständlichen Sprachen beseufzten, brachte mir jenen näher. Ich unterhielt mich zuweilen mit ihm, wenn die Schaar der Gefesselten, auf den Bausteinen sitzend, ihr Brod verzehrte; ich gab gewöhnlich das Geschenk, das für Alle bestimmt war, in seine Hände, und sahe zu meinem Vergnügen, wie ehrlich der Bursche das Empfangene vertheilte, ja wie er öfters nichts davon für sich selber behielt, weil er seinen Antheil noch an einen der Kranken oder sonst Bedürftigeren weggab. Nur Durst

nach Wein, das bemerkte ich wohl, hatte dieser Mensch immer, und nicht selten wußte er sich durch seine scherzhaften Bitten, wenn der Zug der Sklaven an der Weinschenke eines Griechen oder eines Armeniers vorbeigieng, einen guten Schluck zu verschaffen, ja wenn ich, wie ich denn dieses, seitdem mir das Gelüste des Franken bekannt geworden, ihm zuweilen einen großen Krug mit Wein bringen ließ, damit er mit seiner gefesselten Bande ihn trinken möge, da war er, vielleicht ohne es selber zu wissen, nicht so ehrlich wie beim Vertheilen des Geldes. Denn er trank dann zuerst, und seine durstigen Züge waren so voll und so kräftig, daß wenn Alle in gleicher Art sie geübt hätten, schon an den Fünften oder Sechsten kaum noch eine Neige gekommen wäre.

Der Mensch hatte mir gesagt, daß sein Vaterland Frankreich, oder wenigstens die Gränze dieses Landes sey, nach welchem jetzt zunächst mein Weg gieng. Sein Französisch, wie ich dies später erfuhr, war in der That nicht von sonderlicher Feinheit oder Vortrefflichkeit, sondern es war jenes wunderliche Gemisch des Italienischen und Französischen, welches die Bewohner der Seeküste zwischen Toulon und Genua reden; mir aber erschien es, wenn ich ihn mit seinen Kettengenossen sprechen hörte, als eine Sprache des höchsten Wohllautes. Ich äußerte einst gegen den Diener des armenischen Handelshauses, der mich öfter auf meinen Spaziergängen begleitete, und welcher das Französische nicht viel besser verstund denn ich, den Wunsch, daß doch ein solcher muntrer Franzose mein Reisegefährte und Dolmetsch in Frankreich seyn möge.

Dieser Wunsch, sagte der junge Kaufmann, könnte vielleicht ohne ein besonders großes Opfer in Erfüllung gebracht werden, denn wie ich hörte, will man einen Theil

der Galeerensklaven gegen Geld losschlagen, weil ein ganzer Transport von gefangenen Christen, aus einem bei Marokko gestrandeten Kriegsschiffe angelangt ist.

Der Gedanke, einen armen, unschuldig gefangnen Christen seine Freiheit, mir aber einen brauchbaren Diener und Gefährten für meine Reise durch Geld zu erkaufen, erfüllte mich mit hoher Freude. Ich gab sogleich dem Kaufmann Erlaubniß, den Handel auf meine Rechnung einzuleiten und abzuschließen.

„Der Kauf wird dennoch nicht so wohlfeil kommen, als ich mir es gedacht", sagte mir am andern Morgen der Armenier, da ich ihn, schon mit dem Losgekauften an seiner Hand erwartete. „Der Aufseher der Sklaven hat mir gesagt, daß gerade dieser Franzos unter allen Sklaven für den Seedienst der Brauchbarste sey, denn er ist viele Jahre lang Matrose gewesen und war, während seiner Gefangenschaft niemals krank, sondern immer munter und thätig. Die Summe, die man für ihn fodert, ist viermal so hoch als die höchste, welche man etwa sonst für einen gefangenen, zur Arbeit tüchtigen Christen begehrt. Aber geduldet euch nur noch etliche Tage. Der eigentliche Kapitän der Galeere, der jenen jungen Franken sehr günstig ist, befindet sich in diesem Augenblick auf Lesbos, von wo aus man ihn noch in dieser Woche zurückerwartet. Der Stellvertreter desselben ist ein den Christen ganz besonders abholder Türke, von dessen Grausamkeit man Vieles zu sagen weiß und der uns, eben aus dieser Ungunst, auch das Loskaufen des Franzosen über Gebühr erschwert."

Ich gab nur ungern diesem Vorschlag zum Aufschube nach; in meinem raschen Eifer hätte ich viel lieber jene vierfache, ja die fünf- und sechsfache Summe zur Befreiung jenes Burschen bezahlt, den ich mir nun einmal schon zum

Gefährten für meine Reise ausersehen. Als aber jetzt die Woche vergangen war, ohne daß der Galeerenkapitän zurückgekommen war, da konnte ich mich nicht länger mehr halten. Ich legte die Summe des Loskaufes in die Hand des jungen Armeniers — sie war nicht größer denn jene, welche mein Vater und ich wohl schon zuweilen für eine arabische Pferdestute von edler Abkunft bezahlt hatten, — und bat ihn, unverzüglich den Christensclaven aus seinen Banden zu lösen. Mein Kaufmann kam nach kurzem Verzuge wieder. Er sahe sehr verlegen, ja verstört aus. Die Rettung des armen Burschen, sagte er, kam zu spät. Ich hätte nun gerne, da ich an dem Verzug des Loskaufes schuld war, aus eignem Beutel noch einige Hunderte von Piastern für seine Befreiung bezahlt. In zwei Stunden, höchstens, führt man ihn zum grausamen Tode. Er hat sich, wie man sagt, gegen den tyrannischen Unterkapitän des Schiffes, den Christenfeind, aufgelehnt und sich gegen diesen heftige Worte erlaubt, als derselbe einen kränklichen Mitsclaven, weil er der schweren Arbeit nicht gewachsen war, barbarisch mishandeln ließ. Der arme Bursche ist zu so vielen Streichen der Bastonade, auf die Sohlen der Füße verurtheilt, daß Keiner, auch der Stärkste, diese Schläge überleben kann. Ja, wenn der Unterkapitän nicht wüßte, daß der hiesige Pascha von so menschlicher Gesinnung gegen die Christen ist, er würde darauf angetragen haben, daß der arme Franzos lebendig gespiest würde.

Mir entbrannte mein Herz, in Wehmuth und Zorn, als ich dieses hörte. Es war keine Zeit zu verlieren. Weißt du, so sprach ich zum Armenier, ein Mittel, den Christensclaven zu retten, so sage mir's; es koste was es wolle, an Mühe, Gefahr oder Geld, ich werde es anwenden.

Ein Mittel, antwortete der junge Kaufmann, wäre

vielleicht noch übrig. Ich weiß, Ihr seyd durch den türkischen Pascha, der euer Freund ist, gut empfohlen an unsern hiesigen Pascha, und auch mein Herr kennt diesen genauer, laßt uns eiligst versuchen, ob nicht ein Gang von euch Beiden zum Pascha einen Einhalt, oder wenigstens eine Verzögerung der Todesstrafe des Sclaven bewirken könne; denn auch mit der letzteren schon ist viel gewonnen, weil doch gewiß in Kurzem der menschenfreundlichere Oberkapitän der Galeere wieder kommt, der, nach allem Vermögen, die Rettung des Verurtheilten, oder doch die Lindrung seiner Strafe, und, wenn diese ausgestanden ist, auch wohl die Loslassung des Gefangenen begünstigen wird.

Ich eilte hin zu dem alten, armenischen Kaufherrn; er ließ sich bereitwillig finden, mich zum Pascha zu begleiten. Dieser hatte in vielen Fällen die Gefälligkeit und die Dienste des reichen Handelsherrn in Anspruch genommen, wir wurden deshalb, obgleich zur ungewöhnlich frühen Stunde, bei ihm eingeführt und trugen ihm unsern Handel vor. Die Sache, so sprach er, gehört zwar nicht vor meinen Richterstuhl; der Kapitän, wie, in seiner Abwesenheit, der Unterkapitän einer Galeere haben das Recht, ihre Sclaven züchtigen, und, wenn sie die Härte so weit treiben wollen, so lange schlagen zu lassen, bis sie sterben, nur eine öffentliche Hinrichtung dürfen sie nicht über einen ihrer Leute verhängen, ohne Mitwissen des Pascha. Das einzige, was ich thun kann, ist, daß ich den Sclaven für mich erhandle und so vom Tode ihn errette. Denn ich habe schon vor mehreren Tagen, als ich hörte, daß man einige Christensclaven verkaufen wolle, dem Unterkapitän es ankündigen lassen, daß ich drei davon auf meine Rechnung nehmen wolle; mir steht dann die Auswahl frei, und

ich werde namentlich die Auslieferung jenes Menschen begehren, den ihr so in Schutz nehmet; ihr könnt ihn hernach, wenn es euch gefällt, mir wieder abkaufen.

Der Pascha gab uns einen seiner Offiziere und mehrere Janitscharen mit; wir fuhren in seinem Boote und unter seiner Flagge zur Galeere hin. Oben auf dem Verdeck mußte ich sogleich etwas sehen und hören, das mich mit Grimm und innigem Abscheu erfüllte. Mein armer Bursch lag am Boden, die Fußsohlen zwischen Stöcke geschlossen und emporgezogen, zwei Türken schlugen mit Heftigkeit darauf, der barbarische Unterkapitän stund daneben und vermehrte noch die Martern des zur langsamen Todesstrafe Verurtheilten durch seine Schmähungen und Schimpfreden. Der Schall der Schläge, das Aechzen des armen Menschen, seine schmerzhaft verzerrten Mienen drangen mir tief zu Herzen, ich mußte mich hinwegwenden, um nicht meine Bewegung zu verrathen, denn mir hatte es der armenische Kaufmann zur Pflicht gemacht, mich so ruhig und scheinbar gleichgültig zu verhalten, als sey mir dieser ganze Handel fremd.

Ich habe im Namen des Paschas mit dem Unterkapitän zu sprechen, sagte der Offizier; haltet ein mit eurem Schlagen, rief er den beiden Türken zu, bis ich gesprochen habe, man kann vor dem Schreien und Aechzen dieses elenden Christen sein eignes Wort nicht hören. Die Türken ließen ab von dem Unglücklichen, der Unterkapitän trat näher. „Ich habe Befehl, fuhr der Offizier fort, jene drei Sclaven, um welche der Pascha mit dir schon unterhandelt hat, mit mir zu nehmen; mein Herr bedarf ihrer schleunigst zur Arbeit in seinen Gärten.“ — „Du darfst sie dir nehmen, sagte der Unterkapitän.“ — „Wo ist der Franke Stephano, fragte der Offizier, welchem der

Armenier den Namen unsers Burschen genannt hatte. — „Jener Hund dort ist es, antwortete der Unterkapitän, den ich so eben zu Tode prügeln lasse.“ — „Du darfst keinen Sclaven des Pascha schlagen, rief Jener entrüstet, der Franke Stephano gehört meinem Herrn, der euch schon im voraus eine Summe auf den Kauf erlegt hat und nur seither verhindert war, das, was sein Eigenthum ist, von euch abholen zu lassen; augenblicklich bindet den Christen los.

Ein heftiger Streit begann zwischen den beiden. Der Unterkapitän wollte von keiner Befreiung des Sclaven wissen. Dieser habe gestern durch eine Empörung, welche er angestiftet, das Leben verwirkt, und es sey noch Gnade, daß man ihm nur die Strafe der Fußsohlenschläge zuerkannt habe. „Eine Empörung auf einer Galeere des Großsultans, welche in unsrem Hafen vor Anker liegt?“ fragte der Offizier; „dieses gehört allerdings auch vor den Richterstuhl des Pascha, und am allerwenigsten hattest du, Selim, als bloßer Unterkapitän, das Recht, eine so gefährliche Sache zu verschweigen und in eigner Macht dabei zu verfügen. Im Namen des Pascha verlange ich genaue Auskunft über die gestrige Empörung.

Die Offiziere und Soldaten, dann die übrige Schiffsmannschaft, wurden verhört; es ergab sich aus ihrer gemeinsamen Aussage, daß die Aeußerungen der Theilnahme und des heftigen Unwillens, zu denen der arme, zur Bastonade verurtheilte Christ durch eine unmenschliche Handlung des Unterkapitäns sich hatte hinreissen lassen, keineswegs ein sehr strafwürdiges Vergehen, am allerwenigsten eine Empörung zu nennen sey.

Wie viel Streiche, fragte der Offizier die beiden Türken, hat der Elende dort bereits auf seine Fußsohlen er-

halten? — Hundert und funfzig, Herr, antworteten jene. — Dieses sind auf's wenigste sechszig mehr als er verdient hätte, und diese sechszig sollte ich nun dir, Unterkapitän, im Namen des Pascha, geben lassen. Aber wir merken sie dir einstweilen vor, auf jene große Rechnung, welche wir mit dir abzuthun haben. Mein Herr weiß von den Unterschleifen und Diebereien, die du auf Samos und in Ajasaluk verübtest; er weiß das, was du vor wenig Wochen in Magnesia gethan hast. Man wird deine Rechnung bald nach Stambul einsenden.

Der Unterkapitän erblaßte; er wagte kein Wort der weitern Widerrede; der bedauernswerthe Franke wurde losgebunden, und, weil er nicht auf seine so schwer gemishandelten Füße zu treten vermochte, hinabgetragen ins Boot; zu ihm kamen noch zwei andre junge Sclaven, welche der Offizier für seinen Herrn auswählte. Ich ließ sogleich, durch den armenischen Kaufmann, den ganzen Handel mit dem Pascha abschließen, und man brachte den befreiten Christen zu mir, in meine Wohnung.

Ich meine kaum die Erwähnung nöthig zu haben, daß jener Stephano, der mich so für mich eingenommen, und den ich jetzt aus den türkischen Sclavenketten losgekauft hatte, kein Andrer war, denn unser Etienne, den ihr gewiß schon an einigen Zügen meiner Beschreibung von selber erkannt habt.

Der arme Bursch kam damals freilich in einem sehr elenden Zustand bei mir an. Er hatte allerdings kaum den sechsten Theil der Zahl der Streiche erduldet, die sein Tyrann ihm zugedacht hatte, obgleich es mit Sicherheit vorauszusehen war, daß der Unglückliche schon bei der ersten Hälfte an Blutsturz gestorben seyn würde. Aber bereits dieser Anfang der Martern hatte ihn sehr übel zu-

gerichtet, und außer den Schmerzen hatte auch, sein sonst leichtsinniges Wesen, die Angst vor dem nahen Tode ziemlich heftig ergriffen. Dennoch bezeigte mir der gute Etienne gleich in den ersten Stunden nach seiner Errettung, als er noch sprachlos da lag, seine Dankbarkeit auf alle ihm mögliche Weise; er küßte meine Hände, drückte dieselben an seine Brust, und faltete sie dann betend. Am andren Tage kam ihm auch der Gebrauch der Sprache wieder, und er konnte es nicht lassen, unter das, was seine dankbare Liebe zu mir ihm eingab, manche seiner Scherze zu mischen. Die Brust, welche gewöhnlich von den Folgen der Bastonade sehr zu leiden hat, war ihm bald wieder stark geworden; an den Füßen hatte er bis zu unsrer Ankunft in Frankreich zu leiden.

Ich hatte ihm, gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes bei mir, den Reiseplan mitgetheilt, den ich für mich und ihn gemacht hatte. „Du bist jetzt ganz frei, Etienne, sagte ich ihm; in meinen Diensten kannst du bleiben, so lange sie dir gefallen und zuträglich scheinen, und wenn du etliche Jahre mir treu gedient hast, dann will ich auch noch besser für dich sorgen. Ich habe genug, um dir und Andern davon mitzutheilen. Vor allem will ich jetzt Französisch bei dir lernen, und dich, in deinem Vaterlande als Dolmetsch gebrauchen.

Was mein Französisch betrifft, antwortete Etienne, so weiß ich freilich nicht, ob Ihr bei Hofe, in Paris, sonderliches Glück damit machen würdet; indeß hat mich noch jeder Franzos, dem ich in meiner Mundart zusprach, verstanden, wenn er nicht ganz taub war, und für die Postwägen wie für die Wirthshäuser reicht dieselbe schon aus. Was aber euren Dienst betrifft, lieber Herr, so möchte ich in diesem wohl mein ganzes Leben lang bleiben, und

von

von einer Belohnung redet mir gar nicht, denn ich bin ja ganz euer Eigenthum. Nur ein einziger Umstand ist es, der mich ein wenig vom geraden Wege zur Seite abzieht. Ich habe in Mentone eine Frau, und vielleicht sogar Kinder. Es sind jetzt vier Jahre seit ich auf den Einfall kam, mich dort zu verheurathen, bald nachher, auf der ersten Seefahrt die ich nach der Hochzeit machte, wurde ich von den Türken gefangen und seitdem hat mein Weib von mir nichts gesehen noch gehört. Da möchte ich mich ihr doch zeigen, wie ich noch am Leben bin.

Du kannst, sagte ich, wenn wir am Ziele der Seefahrt sind, zu den Deinigen gehen sobald du willst, und du sollst nicht mit leeren Händen zu ihnen kommen, mein Etienne.

Unsre Fahrt gieng glücklich und schnell von statten, ich sahe mich, ehe ich dieses vermuthet, in dem schönen, gewerbfleißigen Marseille. Mein armenischer Kaufmann in Smyrna hatte mich an ein großes Handelshaus in Marseille empfohlen; an dieses war ich mit meinen sehr ansehnlichen Creditbriefen gewiesen. Ich gab vorerst nur den allgemeinen Empfehlungsbrief ab, der die französischen Handelsfreunde ersuchte, für all meine äußeren Bequemlichkeiten und Bedürfnisse zu sorgen. Der Kaufmann in Marseille, an den mein Brief lautete, war von Geburt ein Venezianer, aus einem alten Hause; er war mit unserm alten Admiral, Charlottens Vater, wie ich dies später erfuhr, verwandt und befreundet. Der Mann lud mich ein, bei ihm in seinem Hause zu wohnen, und ich nahm dieses gern an, da sich in seiner Handlung ein Diener fand, welcher in Smyrna viele Jahre gelebt hatte und der armenischen Sprache in etwas mächtig war. Ich entließ jetzt meinen Etienne reichlich beschenkt, ohne ihn im

Mindesten die Verbindlichkeit aufzulegen, zu mir zurückzukehren. Der treue Mensch weinte schmerzlich beim Abschied und bat mich, ihm doch ja seinen Dienst bei mir offen zu lassen. Denn wenn auch ich ohne ihn, so könne und möge doch er nicht ohne mich leben; er werde in jedem Falle mich auf meiner Reise durch sein Vaterland begleiten.

Bei meinem Hauswirth in Marseille war es mir bald sehr heimathlich zu Muthe. So wenig ich auch anfangs, wenn der Dolmetscher nicht bei uns war, mit ihm in Worten reden konnte, sprach mich doch das ganze Thun und Wesen des Mannes als ein verwandtes an. In der That, dieser edle Venezianer hatte manche Hauptzüge des Charakters mit Schakspears Kaufmann von Venedig gemein; er war großmüthig und gastfrei, gefällig gegen Fremde, ein Helfer und Rathgeber der Armen und Verlassenen. Auf seinen Rath hatte ich mich, anfangs mit dem Smyrnaneser, dann bei einem andren Lehrer im Französischsprechen geübt und selbst die Buchstaben der fränkischen Sprachen hatte ich ein wenig nachbilden gelernt, obwohl meine Faust, mehr des Schwertes gewöhnt als der leichten Feder, es niemals im Schreiben, meine Zunge im Sprechen des Französischen weit gebracht hat.

Ich hatte schon mehrere Monate in Marseille gelebt und hielt mich nun so weit in Sprache und Sitte des Landes geübt, daß ich an eine Weiterreise ins Innre des Landes, vor Allem nach seiner Hauptstadt, denken durfte. Mein Hauswirth, mit welchem ich mich doch jetzt, auch ohne fremde Hülfe, unterhalten konnte, kam mir in den beiden letzten Wochen auffallend traurig und sorgenvoll vor. Selbst an der Familientafel, an welcher er früher sehr unterhaltend und heiter war, sprach er äußerst wenig

und auch seine treue Frau schien die Sorgen des Gemahles zu theilen; sie war in sich gekehrt und stille. Der fleißige Mann pflegte zwar auch früher einen großen Theil des Tages seinem Geschäfte zu widmen, doch hatte er sich dazwischen immer einige freie Stunden, zum fröhlichen Verkehr mit den Freunden, gelassen; jetzt blieb er bis in die späte Nacht an seinem Arbeitstisch angekettet und gönnte sich kaum die nothdürftigste Zeit zum Schlafen und Essen.

Ich sahe mich doch genöthigt, den guten Mann in seinen dringenden Geschäften zu stören. Wenn ich wirklich, wie mein Plan war, an einem der nächsten Tage nach Paris, dieser Welt im Kleinen, abreisen wollte, war es höchste Zeit auf meinen Creditbrief eine Summe zu erheben; denn ich gedachte in jener glänzenden Stadt nicht, wie es dennoch nachmals geschahe, in armer, geringer Gestalt, sondern mit der Pracht eines jungen, orientalischen Fürsten einzuziehen. Ich fand den geschäftigen Hausherrn auf seinem Comtoir. Er war so eben mit einigen Kaufleuten aus der Stadt in sehr lebhaftem Gespräch begriffen. Er nahm mich, nachdem er sich von den Andern auf einige Augenblicke beurlaubt hatte, mit sich in ein Nebenzimmer. Ich überreichte ihm meinen Creditbrief und ersuchte ihn, mir vorläufig die Hälfte der in demselben namhaft gemachten, sehr ansehnlichen Summe auszahlen zu lassen. Der Kaufmann starrte mit einer Miene, die ich für Ausdruck des Unwillens hielt, in das Papier hinein. „Wie?" sagte ich, „ist dieses Papier vielleicht nicht für die von mir begehrte Summe gut? Ich kenne die europäische Sitte nicht, das aber weiß ich, daß ich Ihrem Handelsfreund in Smyrna baares Geld in seine Hände legte, wofür er mir dieses Papier an Sie gab, mit der Ver-

sichrung, daß Sie mir für dasselbe das Doppelte von dem auszahlen würden, was ich so eben foderte."

„Ich bitte Sie," sagte der Kaufmann mit halblauter Stimme zu mir, „reden Sie leise, damit man uns im Nebenzimmer nicht höre, weil sonst mein Unglück, das wohl ohnehin schwer vermeidlich seyn wird, auf der Stelle zum erklärten Ausbruch kommen würde. Ihr Papier ist gut, und noch vor wenig Wochen würde ich Ihnen die ganze, im Creditbrief ausgesprochene Summe ohne Anstand erlegt haben, jetzt kann ich dies wenigstens nicht sogleich. Leider bin ich, namentlich gerade jetzt in dieser Stunde, in einer Lage, daß so viel baares Geld, als Sie mit vollem Rechte von mir begehren, den Fall meines Hauses verhindern, und meine Ehre, welche ohne meine Schuld in diese Gefahr gerieth, retten könnte."

Mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß ich ja wohl selber im Stande sey, dem Manne, den ich wirklich in Liebe zugethan war, das, was er eben bedurfte, zu geben, denn ich hatte noch von Smyrna her eine sehr ansehnliche Baarschaft in gutem, europäischen Golde bei mir.

„Wäre Ihnen wirklich," fragte ich, „mit einer solchen Summe von dreißig oder vierzig tausend Franken geholfen?"

„Allerdings, antwortete der Kaufmann, denn meine gegenwärtige Noth ist nur eine vorübergehende, von dem Nahrungsneid einiger hiesiger Geldmäkler herbeigeführte. Diese wissen, daß ich durch den unvermutheten Fall eines auswärtigen Handelshauses einen sehr großen Verlust erlitten habe, und daß ich, gerade in diesem Augenblick, außer Stande bin zu zahlen. Sie überlaufen mich deshalb mit Geldforderungen, welche ich allerdings nicht

hinwegweisen kann, da sie rechtlich begründet und der Zahlungstermin abgelaufen ist. Ließe man mir Zeit, so wollte ich gern, vielleicht schon nach wenig Wochen, Alles mit vollsten Zinsen abtragen; jene argwöhnischen und zugleich feindseligen Menschen wollen aber von einem solchen Aufschub nichts wissen; sie dringen noch heute auf Befriedigung ihrer Ansprüche, und so wird denn noch heute mein Unglück entschieden seyn. Ich bin von Geburt ein Fremder in dieser Stadt; mein Credit ist durch meinen letzten, offenkundigen Verlust erschüttert; die Hülfsquellen, die mir noch zu Gebote stehen, liegen fern von mir und sind nicht gleich in diesem Augenblick zu eröffnen."

„Lassen Sie nur, sagte ich, diese ungestümen Gläubiger da drinnen noch einige Minuten warten, ich gehe sogleich und hole Ihnen das Geld."

Der Kaufmann sahe mich mit fragenden Blicken an. Meine Mienen sagten ihm, daß ich nicht gesonnen sey, einen Scherz mit seinem Unglück zu treiben. So unwahrscheinlich es ihm auch vorkommen mochte, daß ich, und zwar sogleich, ihm so viel baares Geld verschaffen könne, schloß er mir dennoch eine Nebenthüre des Zimmers auf, durch welche ich, von den Mäklern unbemerkt hinauf in mein eignes Zimmer kommen konnte. In wenig Minuten war ich wieder bei meinem Hauswirth, dem ich ungezählt die Rollen der Goldstücke übergab, und ehe das Erstaunen ihn zum Worte kommen ließ, mich entfernte.

Ich weiß gar wohl, daß ich in diesem Augenblick nicht nach dem Gebot und den Regeln der europäischen Volksklugheit handelte. Ich muß es auch gestehen, daß in der raschen Aufwallung meiner Großmuth ich dem Kaufmann alles Gold, das in meinem Koffer war übergeben hatte, und wäre mir es eingefallen, daß in dem Beutel, den ich

in meiner Tasche trug, noch einige Louisdor's sich befanden, ich hätte auch diese zu dem Uebrigen hinzugefügt. Mein Glaube an die Lauterkeit und Treue der meisten Menschen war in der Kraft jener Liebe zu Gott und den Brüdern gegründet, deren erstes, jugendliches Feuer damals in meiner Seele flammte. Und in dem Falle, von welchem ich hier erzähle, ist jener gute Glaube nicht zu schanden geworden; jener Kaufmann in Marseille hat sich an mir als ein unverbrüchlich treuer, redlicher Mensch erwiesen; er hat mir, zwar nicht so bald als er und ich es erwartet hatten, wohl aber in einer spätern Zeit alles das, was ich ihm geliehen, wieder bezahlt, und mir noch überdies so wesentliche Dienste erwiesen, daß ich nicht weiß, wer von uns Beiden dem Andren mehr Dank schuldig geworden ist. Dazu durfte ich mich freuen, daß ich durch meinen Vorschuß wirlich so glücklich gewesen war, den ehrlichen Mann und die Seinigen für immer aus ihrer Noth zu retten. Denn als jetzt mein Hauswirth, mit den Rollen der Goldstücke in der Hand, zu seinen unerbittlichen Schuldnern hineintrat, vor ihren Augen die Rollen öffnete und mit den schönsten venezianischen Ducaten nicht nur ihre ganzen Forderungen bezahlte, sondern wie sie deutlich sehen konnten, noch fast die Hälfte seines baaren Geldes übrig behielt, da entfernten sich Jene mit einer Art von Hochachtung, und der Credit des Handelshauses war wieder soweit hergestellt, daß es seine Geschäfte mit einem Nachdruck und mit so günstigem Erfolg fortsetzen konnte, daß bereits nach einem Jahre sein innrer Wohlstand wieder fest begründet war.

Ich kann es nicht beschreiben, wie sehr mein guter Hauswirth und alle die Seinigen von jenem Tage an bemüht waren, mir ihre Liebe und ihre Dankbarkeit zu

beweisen. Die Heiterkeit und das häusliche Glück der guten Leute waren wieder zurückgekehrt; ich war der Mittelpunkt um den sich in den Stunden der Erholung vom Geschäfte Alles bewegte; mein Vergnügen und meine Unterhaltung lag Allen mehr an, als das eigne Vergnügen; ich mußte mich fast in acht nehmen irgend einen Einfall, der wie ein Wunsch lautete, zu äußern, denn man scheute dann kein Opfer und keine Mühe, um mir ihn zu gewähren.

Freilich war nun, unter den damaligen Umständen, an eine nahe Ausführung meines weitren Reiseplans nicht zu denken. „In wenigen Monaten," sagte mein Hauswirth, „werde ich Ihnen die mir so großmüthig geliehene Summe, und, wenn Sie es wünschen, auch Ihren Creditbrif berichtigen können." Bei dieser Hoffnung beruhigte ich mich und hätte um Alles in der Welt meinen guten Hauswirth durch keine Aeußerung meiner Ungeduld in Verlegenheit setzen mögen. In ruhiger Ergebung benutzte ich die Zeit, um noch recht Vieles zu lernen, was mir das hochgebildete Europa zu lernen aufgab.

Mein Kaufmann besaß ein Haus in Toulon und machte dort einige nicht unbedeutende Geschäfte. Ich begleitete ihn einst auf einer Reise dahin, und das, was ich im dortigen Arsenal Neues sahe, interessirte mich in so hohem Maaße, daß ich beschloß, einige Wochen in der, für den Bau und die Ausrüstung der Kriegsschiffe besonders thätigen Stadt zu bleiben. Im Hause meines Gastfreundes fand ich Alles, was zum Lebensunterhalt nöthig war, nur in den Ausgaben des baaren Geldes mußte ich eine mir ganz ungewohnte Sparsamkeit beobachten, weil mich meine vielleicht zu weit getriebene Delikatesse verhinedrte, von dem Handelshause Geld zu entnehmen.

Eines Abends führte mich mein Weg an einem Weinhause, in der Nähe des Hafens, vorüber. Ich hörte da die lauten Stimmen der Seeleute, die sich, zum Theil nach langer Entbehrung, an den Gaben des Landes erquickten. Unter diesen Stimmen war eine, die mir sehr bekannt vorkam. Ich trat näher und erkannte meinen Etienne, welcher mit dem Rücken gegen mich gekehrt saß und eben so eifrig im Trinken als im muntren Schwatzen begriffen war. Ich klopfte ihm auf die Schulter, er begrüßte mich mit herzlicher Freude und rief den andren Matrosen zu: seht, das ist mein guter, großmüthiger Herr, der mir, wie ich euch erzählte, das Leben gerettet und mich aus den Sclavenketten erlöst hat; ich war so eben auf dem Wege ihn aufzusuchen und er kommt mir, ohne dies vielleicht gerade zu wollen, hieher ans Weinhaus in Toulon entgegen. Herr, so sprach er, indem er meine Hand küßte, jetzt soll mich nur der Tod aus eurem Dienste scheiden, ich verlasse euch nicht mehr, Ihr müßtet mich denn selber fortschicken; unter Euren guten Augen will ich leben und sterben.

Der arme Bursch schien mir, seinem Aeußern nach, gerade nicht in den glänzendsten Umständen. Er sahe sehr abgemagert aus; statt der guten Kleider, die ich ihm gekauft hatte, trug er eine ziemlich abgenutzte Matrosenjacke.

Ei, mein lieber Etienne, sprach ich zu ihm, wie hast du dich sobald von deiner Frau wieder trennen mögen?

Verzeiht mirs, lieber Herr, sagte er; ich meine es ist der Weinrausch, den ich mir auf Kosten dieser alten Cameraden da getrunken, welcher mir die Thränen in die Augen treibt, denn das Weinen ist sonst meine Sache nicht, wiewohl mir, seitdem ich von Euch fort bin, Manches passirt ist, worüber ein Andrer weinen würde.

Wie? fragte ich, ist dir etwa deine Frau gestorben, guter Etienne. — Gestorben, antwortete dieser, ist sie gerade nicht, aber es ist nicht einmal so gut, als sey sie gestorben, seht, guter Herr, sie ist eben nicht mehr meine Frau. Als ich nach Mentone kam, sagten mir die Leute, mein Weib sey bald nach meiner Abreise mit ihrer Mutter nach Genua gezogen. Ich lief sogleich dorthin, fragte überall, wo man nur fragen kann, nach beiden Frauen und endlich finde ich doch die angebliche Wohnung in einer Vorstadt auf; die Vögel aber waren ausgeflogen, ich erfuhr, daß sie vor etwa zwei Jahren abermals von Genua weg nach Spezzia gezogen seyen. Auch diesen Weg ließ ich mich nicht verdrießen, ich lief so munter wie auf Freiersfüßen, ich konnte es kaum erwarten, mich meiner Frau nicht nur als lebender Mensch, sondern in meinen schönen Kleidern, die mein guter Herr mir gegeben, zu zeigen. Aber da ich nun hinkam — ei, so unterbrach er sich selber, indem er sich die Thränen abwischte, was macht doch der Weinrausch die Menschen so weich — da ich hinkam, da erfuhr ich, daß meine Frau schon seit anderthalb Jahren mit einem andren Manne verheurathet sey, und diesem auch schon ein Kind geboren habe. Man hatte von dem Schiffe, auf welchem ich abgereist war, niemals wieder etwas gehört und deshalb war man der Meinung, es sey entweder im Sturme verunglückt oder von den Türken in den Grund gebohrt worden. Mein Weib hatte mich für todt gehalten und zuletzt ohne Weitres einen zwar hübschen, dabei aber blutarmen Menschen ihre Hand gereicht. Nun hätte ich zwar mein älteres Recht auf diese Hand geltend machen können, aber ich hatte erfahren, daß die Leute sich sehr lieb hätten und eine Nachbarin, ohne es zu wissen, daß ich dieser erste Mann sey, erzählte mir,

daß mein Weib gesagt habe, ihr sey der zweite Mann viel lieber denn der erste, denn dieser wäre zwar ein guter Kerl, dabei aber im höchsten Grade versoffen gewesen, so daß sie mit ihm auch nur ein spärliches Brod würde gehabt haben. Da dachte ich bei mir selber: was hilft mir die Hand ohne das Herz und wollte mich schon wieder davon machen, da begegnete ich am letzten Nachmittag vor meiner Abreise meiner gewesnen Schwiegermutter. Ich dachte nicht, daß mich die erkennen würde, aber sie erkannte mich doch und war so heftig erschrocken, daß sie sich an dem Brunnengeländer fest halten mußte, um nicht hinzufallen.

Etienne rief sie, bist du es wirklich, und du lebst noch? — Ja freilich, sagte ich, bin ich es wirklich, aber meine Frau, wie ich höre, ist nicht mehr meine wirkliche Frau und du bist nicht mehr meine wirkliche Schwiegermutter. Die Frau weinte so heftig, daß mir selber das Herz brach, ich mußte mit ihr weinen und hatte Alles vergeben und alle Bitterkeit vergessen.

Ich will das jetzige Glück deiner Tochter nicht stören, sagte ich, morgen Früh mache ich mich wieder auf den Weg und komme euch in meinem ganzen Leben nicht mehr unter die Augen, denn hin ist hin, todt ist todt. Aber sehen möchte ich meine gewesene Frau doch noch recht gern einmal, denn ich bin ihr gar zu gut.

Das wird schwerlich möglich seyn, mein guter Etienne, sagte die Mutter; denn meine Tochter ist in andern Umständen, dazu kränklich; die armen Leute haben in der jetzigen theuren Zeit öfters nichts zu brocken noch zu beissen. Wenn meine Tochter erführe, daß du da bist und wenn sie dich sähe, das würde ihr den plötzlichen Tod bringen. Aber weißt du was, Etienne, warte bis es vollends Abend geworden ist. Wenn ich dann die Lampe anzünde

und auf den Tisch stelle, da kannst du zum Fenster hinein deine gewesene Frau und auch ihr Kind sehen. Nur tritt nicht zu nahe heran, damit sie dich nicht bemerkt.

Am Abend führte mich meine gewesne Schwiegermutter ganz heimlich zu dem kleinen Hause ihrer Tochter hin. Ich versteckte mich hinter einer Bretterwand bis die Lampe angezündet war, dann schaute ich zum Fenster hinein. Da sahe ich meine gewesne Frau mit ihrem Kinde sitzen, das sie eben fütterte. Wie hatte sich das arme Weib so verändert. Als ich sie nahm, sahe sie aus wie Milch und Blut, jetzt waren die Wangen bleichgelb und eingefallen; hübsch kam sie mir gar nicht mehr vor. Aber desto mehr erbarmte mich ihre Noth. Das Kind, als ihm seine Mutter die wenigen Löffel Brei, die in der Schaale waren, gereicht hatte, streckte die Händlein nach mehrerem aus und als ihm die Mutter nichts mehr geben konnte, weinte es bitterlich und die arme Frau rief laut, daß ich es außen hören konnte: Kind ich habe ja selber nichts mehr und dazu keinen Heller im Hause, etwas zu kaufen.

Ei, so gedachte ich, wozu hat mir denn mein guter Herr das viele Geld gegeben. Er sagte zu mir, du sollst nicht mit leeren Händen zu deiner Frau kommen. Nun ist zwar das arme Weib da nicht mehr meine Frau, aber es war es doch und mein Herr hat keine Andre gemeint, der ich seine Gabe bringen sollte, als sie.

Meine gewesene Schwiegermutter trat jetzt vor die Hausthüre heraus, um die Läden zuzumachen. Sie fürchtete, der Mann ihrer Tochter könne nun von seiner Taglöhnerarbeit nach Hause kommen oder die junge Frau könne mich sehen und davon einen Todesschrecken haben. Jetzt bist du wohl zufrieden, mein guter Etienne, sagte sie? — Nein, sprach ich, ich bin nicht zufrieden bis ich dir das

Geld ausgehändigt habe, das mir ein reicher, guter Herr für deine Tochter mitgegeben hat. Sage ihr nur, dieses Geschenk schicke ihr Jemand, der ihren ersten Mann gut gekannt habe, und welcher der Wittwe desselben gerne noch eine Wohlthat erzeigen wollte. Er ließe ihr sagen, sie solle auch noch zuweilen an den armen Etienne in Freundschaft gedenken, der, wenn er noch länger am Leben geblieben, gewiß sich gebessert und sein vieles Weintrinken gelassen hätte.

Die gute, alte Frau war ganz erstaunt und freudig erschrocken, als ich ihr den großen, schweren Beutel voll Geld in ihre Hände legte. Ach lieber Etienne, sagte sie, wie jammert es mich, daß ich dich nicht mehr meinen Schwiegersohn nennen soll. Ein so guter Bursche, als du bist, lebt doch auf der ganzen Erde nicht mehr. Gebe dir Gott Alles, was dein Herz begehrt, und vergieb uns armen Frauen, die wir keinen Menschen auf der Welt zu unserm Berather und Versorger hatten, daß wir uns mit einem andern Manne zusammenbegeben haben. Hätten wir gewußt, daß du noch am Leben bist, wir hätten vierzig Jahre und länger bei Wasser und Brod auf unsern guten Etienne gewartet.

Ich machte dem vielen Gerede der vor Freuden wie trunkenen Frau ein Ende, indem ich ihr noch einmal herzlich die Hand schüttelte und nach meiner Herberge gieng. Am andern Morgen, noch ehe der Tag graute, machte ich mich auf meine Reise zu meinem guten Herrn. Aus Versehen hatte ich meiner alten, gewesnen Schwiegermutter fast mein ganzes Geld gegeben; das was etwa noch in meiner Tasche herumfuhr, gehörte mehr zum Geschlecht des Kupfers als zu dem des Silbers. In Spezzia hatte ich jeden Tag bezahlt und konnte auch das letzte Nacht-

lager noch berichtigen. Weiterhin sahe es in meiner Tasche sehr bettelhaft aus. Es war heißes Wetter, wo der Mensch mehr nach einem frischen Trunk, als nach warmen Kleidern verlangt. Ich legte daher auf meiner Weiterreise ein Kleidungsstück nach dem andern ab und zwar nicht an den Weg hin, sondern in die Hände der Wirthsleute, die mir andre Sachen dagegen zum Tausch gaben. Einer der letzten Tauschartikel, den ich erworben, war, nebst einem Abendtrunk und Abendbrod, hier diese Matrosenjacke. In den letzten Tagen habe ich aber mit so schmalen Bissen vorlieb nehmen müssen, daß mirs keine geringe Freude war, als ich hier im Weinhause bei Toulon alte Cameraden auffand, mit denen ich früher als Matrose gedient habe; die guten Bursche haben mir erlaubt, ein und den andern Zug aus ihren Weinkrügen zu thun und von ihrem Brode zu essen, so viel ich mag. Und da ich nun vollends auch noch meinen guten Herrn dazu gefunden habe, ist alle Noth vergessen, und ich begehre nichts weiter, als daß mirs immer so bleiben möge wie heute Abend.

Ich nahm den Burschen mit mir in meine Wohnung, dort hatte er eben so freie Kost und Wohnung, als ich selber. Aber mit der Kleidung, mein guter Etienne, sagte ich ihm am andren Tage, sieht es etwas betrübt aus. Ich kaufte dir gern einen andren Rock, aber in diesem Augenblick habe ich fast eben so wenig Geld als du. Doch, laß uns nur etliche Wochen Gedult üben, dann sind wir wieder eben so reich als vorher.

Was den nochmaligen Austausch meiner Matrosenjacke betrifft, sagte Etienne, so hätte ich eher Peitschenhiebe, als ein neues Gewand verdient, dafür, daß ich die Kleider, welche euer Eigenthum waren, so vergeudet habe; wenn aber von Geldmangel oder vom Geldverdienen die

Rede ist, mein guter Herr, dann laßt mich nur für euch arbeiten bei Tag und Nacht und all mein verdienter Lohn soll euer seyn. Wenn ihr wollt, ich laufe für euch Bote nach der Türkei.

Mit dem letzten Versprechen mußte ich bald nachher den treuen Menschen wirklich beim Worte nehmen. Nicht nur zwei oder drei, sondern bereits vier Monate waren vergangen, seitdem ich meinem Kaufmann in Marseille das Darlehen gemacht hatte, und noch sahe sich derselbe außer Stande, mich zu bezahlen. Ich glaubte mich jetzt genöthigt, zu der Freigebigkeit meines edlen Vaters meine Zuflucht nehmen zu müssen. Die Botschaft nach Kurdistan zu bringen, war kein ganz leichtes Unternehmen; nur durch die Vermittlung des Pascha's, von dem ich vorhin sprach, konnte es gelingen. Aber um jenen Pascha aus seiner türkischen Ruhe aufzuwecken und in Thätigkeit zu setzen, mußte durchaus in Smyrna mehr denn ein Hebel in Bewegung gesetzt werden, namentlich der Armenier und der dortige Pascha. Briefe schienen mir dazu nicht ausreichend, wer aber konnte nach Smyrna reisen, ohne Geld? — Etienne konnte dies; er erbot sich mir selber dazu, nahm als Matrose Dienste auf einem französischen Kauffahrtheischiffe, das von Marseille nach Smyrna segelte, um dort Geschäfte zu machen, und, wie ich nachher sagen werde, kam mit voller Hand und gerade zur rechten Zeit wieder nach Frankreich zurück.

Ich war indeß wieder nach Marseille gereist. So wenig ich mir dieses auch von meinem Gastfreunde anmerken ließ, zehrte dennoch das Verlangen, endlich einmal weiter zu kommen, recht stark an meiner Seele. Ein Engländer, den ich schon einmal, bald nach meiner Ankunft in Marseille, am gastfreien Tische des Kaufmanns gesehen,

war von einer Reise nach den Thälern von Piemont, in denen er den Sommer zugebracht hatte, zurückgekehrt. Er war es, durch welchen ich, damals noch durch einen Dolmetscher, die Nachricht von dem Tode meines Lehrers, seines Landsmannes, erfragt hatte; jetzt konnte ich, wenigstens in einem verständlichen, wenn auch nicht gerade zierlichem, Französisch, unmittelbar selber mit ihm reden.

Selbst gegen meinen Hauswirth, den Kaufmann, hatte ich niemals über meinen Stand und Herkommen gesprochen. Der gute Mann war weder ein sonderlicher Geograph, noch auch, und zwar dies noch viel weniger, ein Kenner der Verhältnisse des Orients. So sehr seine Höflichkeit, welche später zur liebevollen Dankbarkeit wurde, diese Ansicht zu bemänteln wußte, konnte ich dennoch bemerken, daß ich in seinen Augen nur ein junger Wilder, von ganz außerordentlichen Anlagen sey, und in der ersten Zeit meines Hierseyns mochte er öfters seine Gäste vornämlich auf den Anblick eines in seiner Art liebenswürdigen Wilden eingeladen haben, der zwar kein Menschenfresser, dennoch aber selber nur eine Nebenart der ordentlichen Menschen sey. Daß ich so vermögend war, schien er dem Handel mit arabischen Pferden zuzuschreiben, von welchem, nach seiner Meinung, bei der ich ihn, ohne nachzufragen woher sie komme? gerne ließ, wir Kurden uns nährten. Ein Fürst „der Wilden" wäre doch zuletzt, in den Augen jenes guten Mannes, kaum so viel gewesen, als ein Dorfrichter in Frankreich. Was er dem Engländer, von dem ich so eben sprach, über mich berichtet hatte, das wußte ich nicht, fragte auch niemals darnach, doch konnte ich errathen, daß eine Mittheilung, die der Kaufmann jenen achtungswerthen Fremden gemacht haben mochte, in seiner Meinung von mir festen Fuß gefaßt hatte.

Er selber, dieser Engländer, der freilich ganz andre Wege des Gelangens an das Ziel kannte, das dem Menschengeiste vorgesteckt ist, pflegte sich auf seinen Wegen durch die Länder der Erde ganz vorzüglich gern des Reitens auf Pferden, fast niemals des Fahrens in Wägen zu bedienen. Er war ein großer Liebhaber und Kenner der edlen Rosse, und hatte erst neuerdings in Marseille einen Handel um zwei arabische Hengste abgeschlossen, bei dessen ganzen Verlauf ich ihm, durch mein auf vielfache Anschauung gegründetes Urtheil und meinen Rath, sowie durch meine Zwiesprache mit dem Türken aus Beirut, welcher die Rosse nach Marseille zu Markte führte, wesentliche Dienste leistete. Eines Mittags, als der Engländer wieder bei meinem ehrlichen „Kaufmann von Venedig" zu Gaste war, sprach er sein Verlangen aus, daß er einen Begleiter nach Paris und bis nach Calais finden möchte, der sich vornämlich auf die Pflege der Rosse verstünde. Er wolle diesen Begleiter nicht sowohl als einen Diener, denn als einen befreundeten Reisegefährten behandeln, denn ihm läge Alles daran, seine edlen Thiere, an welche er so vieles Geld verwendet, glücklich und gesund nach England zu bringen. Er wolle nicht nur für einen solchen Reisegefährten auf der Heimreise nach Paris und bis zur Küste, sondern auch auf der Rückreise reichlich Sorge tragen, und demselben auch noch auf andre Art seine Freundschaft beweisen.

Mir schien es als habe der wackere Engländer vornämlich mir dieses Alles zum Angehör gesprochen. Der Stolz meines angebornen Standes empörte sich; ich blickte meinen Kaufmann an, dieser schlug verlegen die Augen nieder, ich konnte errathen wer mich dem Fremden als Roßwärter empfohlen habe.

Zweierlei Gründe waren es, welche mich, nach einem kurzen, innren Kampfe für die Annahme des Anerbietens jenes Engländers geneigt machten. Der erste und wichtigste lag in jener wahrhaften Hochachtung, welche ich gegen diesen Mann, seitdem ich ihn etwas näher kennen gelernt hatte, empfand. In ihm war ein Leben des Geistes, welches überall, wohin es, in seiner nähern Umgebung, seine Strahlen fallen läßt, wo nicht ein gleiches Leben erzeugt, so doch eine Beachtung wecket, gleich jener, welche der geehrte, oder, in seiner Art, selbst der gefürchtete und gehaßte Herrscher erregt; ich wenigstens konnte den Mann niemals ohne eine innre Regung der Hochachtung sprechen hören und betrachten. Und, wie ich später erfahren, hat derselbe auch auf meinen Schwager, den Malteserritter, einen wohlthätig umgestaltenden, geistigen Einfluß geübt. Zu diesem einen, ersten Grund meines Eingehens in die Anerbietungen des Engländers, kam noch als zweiter mein sehr lebhaftes Verlangen, endlich einmal vorwärts zu schreiten, mit der Ausführung meines Reiseplanes. Ich begleitete deshalb diesen Philippos, in zweifachem Sinne des Namens: diesen Freund der Rosse, zugleich aber auch Apostel an die Menschenseelen, nach aufgehobener Tafel, zu seiner Wohnung und erbot mich, ohne weitre Auffodrung, zu der Uebernahme des Amtes der Pflege und Wartung seiner, ihm so theuren, „Araber".

Der Mann, in dessen Dienst, oder vielmehr in dessen freundschaftliche Gesellschaft ich mich jetzt begab, ist mir unter Andern auch in einer Hinsicht ein zurechtweisender Führer und Leitstern geworden. Nach jener Vorstellung, welche ich mir, schon in Kurdistan, von allen Christen des Frankenlandes gebildet hatte, waren diese sämmtlich einmüthig verbundne Glieder, die zu einem und demselben

Haupte gehören, und zu denen, so lange sie nicht von ihm abfallen und von ihm sich lösen, jenes Haupt durch seine belebenden Kräfte sich bekennt. Schon in Smyrna, noch mehr aber in Europa, mußte ich zu meinem Staunen bemerken, daß jene vermeintlich gemeinsamen Glieder unter einander sich anfeinden und hassen. Mein Engländer machte mich hierbei aufmerksam auf das Urtheil Salomons, des weisen Königes, das er über die beiden Frauen aussprach, deren einer der Sohn lebte, während er der andren erstickt war. Nur das ist die rechte Mutter, und diese lebt hin und wieder bei allen einzelnen Kirchengemeinschaften der Christen, welcher das Herz in Liebe wallet, wenn sie das Kind in Gefahr siehet, vom Schwert des Richters zertheilt zu werden, und welche dasselbe lieber unter dem Namen der äußerlich fremden Mutter leben siehet, als unter dem der eignen den blutigen Tod sterben. Jene andre Richtung aber, die sich leider auch unter vielen Gliedern aller der verschiednen Gemeinschaften reget, welche das Kind mit dem Fluche der Hinausstoßung zum Tode belegt, kann nicht die wahre Mutter seyn. „Wenn", so sagte mein Engländer öfters, „eine einzige dieser verschiednen Kirchengemeinschaften das Leben der lauteren Liebe zu Gott und den Brüdern in Wahrheit in sich aufnähme und im Werke offenbarte, diese würde bald, in der Wunderkraft des Geistes aus Gott, die Siegerin und Mutter aller der Andern werden, so aber thut dies keine von ihnen. Doch die Zeit wird kommen, da das Leben aus Gott, welches Liebe ist, nicht bloß die eine von ihnen, sondern sie Alle durchdringen wird, und dann werden Alle nur Eine seyn".

Ich reiste, in Gesellschaft meines Engländers, der mir von nun an Freund und Lehrer wurde, durch manche

Umwege, und nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Lyon, nach Paris. Dort fand ich schon einen Brief meines Kaufmannes aus Marseille auf mich wartend. Diesen hatte sein Glück im Handel von neuem so begünstigt, daß er sich bereits im Stande sahe, mir eine bedeutende Summe, in Abschlag auf meine Schuldforderung, an ein Handelshaus in Paris anzuweisen. Mir wäre es jetzt sogleich möglich gewesen, mich in eine selbstständige, unabhängige Lage zu setzen. Aber ich hatte in dem Stande des Dieners, in welchen ich jetzt zum ersten und, Gott Lob! auch zum letzten Male in meinem Leben getreten war, die Bedeutung und Vorzüge jener Stellung der Demuth kennen und an mir selber erfahren gelernt, welche das, was zum Herrschen und Geben gemacht ist, gern und willig über sich herrschen lässet und von ihm empfängt; ich blieb im sogenannten Dienste meines sogenannten Herrn, ohne jedoch jemals das, was er mir etwa gleich einem Lohn schenken mochte, für mich selber anzunehmen oder zu behalten. Mein Freund wußte, was er mir und was ich ihm sey.

Meines alten, sterbenden Grosvaters Segenswunsch, der mir ein Glück, welches im eignen Vaterlande mir geraubt worden, fern über dem Meere, im fremden Lande verheißen hatte, fieng nun an, in Erfüllung zu gehen. Ich lernte durch eine merkwürdige Fügung, die euch Allen bekannt ist, und in einer Stunde, in welcher der kindlich feste Glaube sich diesen Segen errungen hatte, meine liebe Frau, die damalige Gräfin von Chamesson, kennen. Obgleich ich dieselbe am ersten Abend unsrer Bekanntschaft nur auf wenig Augenblicke, beim Schein der Lichter gesehen hatte, war der Eindruck dieses ersten Sehens dennoch ein so tiefer und unverlöschlicher, daß ich meine nächt-

liche Engelserscheinung sogleich wieder erkannte, als sie jetzt auch einmal am Tage, mitten unter den andren Damen des Hofes sichtbar wurde. Mir war es wie einem Blindgebornen, welchem durch die Hand eines glücklichen Arztes nun auf einmal der Staar gestochen und die Blindheit hinweggenommen ist. Der Ueberglückliche darf mit dem neugebornen Lichte der Augen zum ersten Male hinaustreten ins Freie, da zieht vor allem andren die herrliche Königin des Tages: die Sonne, seine Blicke an sich. Er muß geblendet das Auge hinwegwenden, und dennoch, so oft er wieder aus dem Schatten des Obdaches heraustritt unter den blauen Himmel, kann er nicht anders, als jene Majestät, deren Macht sein ganzes Wesen so übermächtig gerührt hat, von neuem aufsuchen; er spürt ihrem strahlenden Bilde nach, wo es im Spiegel des Wassers erscheint oder wo es durch das dichte, grüne Gewölbe der Zweige hereinblickt; er geht ihm nach auf den Hügeln wie unten im Thale, und wenn die Herrliche zuweilen hinter dem trübenden Nebel oder der Umwölkung des Himmels unsichtbar wird, da ist es ihm, als sey seinem Tage das Liebste und Beste genommen.

Der äußere Glanz, in welchem die Auserlesene meines Herzens dort am Königshofe erschien, blendete mich freilich, und erregte mir, gleich den Stacheln, welche die Rose umgeben, eine Art von Schmerz, denn ich sahe in ihm anfangs nur eine unbezwingbare Schranke, die mir das Nähertreten an das, was ich liebte, unmöglich machte; dennoch fuhr ich fort, statt der Betrachtung der Merkwürdigkeiten der großen Hauptstadt nachzugehen, überall nur jenen Spuren zu folgen, die mich etwa in die Nähe der Geliebten führen konnten. Sie bemerkte mich eine lange Zeit hindurch nicht, wenn ich im Gedränge der Gas-

sen in ihren Wagen schaute, oder wenn an den Orten des geselligen Vergnügens, namentlich im Theater, meine Blicke auf ihrem Angesicht ausruheten, freudig wie der Falke, wenn er an dem wärmenden Blick der Morgensonne auf einem Felsengipfel ausruht; später aber, als sie mich im Vorzimmer ihres Bruders wieder gesehen und gesprochen hatte, waren auch ihr die Augen für meine Nähe aufgethan und ich konnte es jetzt zu meiner Freude bemerken, daß ihre Blicke mich eben so aufsuchten und fanden, als die meinigen sie; ich wußte nun, daß auch sie den Zug fühlte, der mich bewegte.

Wenn ich übrigens den Geburtstag jenes zuversichtlich festen Glaubens, daß diese mir so fern und doch auch zugleich so nahe stehende Jungfrau für mich bestimmt sey, genau angeben soll, dann muß ich euch noch einmal an das Gespräch meines Großvaters erinnern, in jenen Stunden, in denen mich, ohne daß ich selber es wußte, der Schmerz über den Verlust der schönen Modura so tief ergriffen hatte. Gerade an demselben Tage, zwei Jahre nachher, als die Erinnerung an das, was ich damals erfahren, wieder einmal in voller Kraft erwacht war, befand ich mich an der Seite meines gewesenen Herrn in dem mächtigen Tempelgebäude von Notre Dame. Meine Seele war zur Andacht erhoben; der geheimste, innerste Wunsch meines Herzens war zu einem stillen, dabei aber freudig kräftigem Gebet geworden. Der mich, wie den Zugvogel, durch einen so unwiderstehlichen Trieb des Sehnens und Hoffens hieherführte und mir in jener unvergeßlichen Nacht die Erscheinung des Engels sendete, der konnte es auch schaffen, daß diese, welche seine Hand mir zeigte, mein würde. Ich hatte den Muth: mir ein deutlich wahrnehmbares Zeichen zu bestimmen, daß die Liebe, welche mein ganzes

Herz erfüllte, nach Gottes Willen sey, und daß Er Ja zu meinem Wunsche sprechen wolle. Dieses Zeichen war: daß mir heute an diesem Tage die Geliebte noch begegnen werde, obgleich ich wußte, daß gerade dieses für heute sehr unwahrscheinlich sey, da sich der Hof auf einem der benachbarten Lustschlösser befand. Einer ewigen Weisheit gefällt es zuweilen, auch bei solcher Gelegenheit sich zu einem Spiele mit ihren Menschenkindern herabzulassen, so wenig uns auch das Recht zustehet, ein solches Spiel zu verlangen. Mein Engländer schickte sich an, die Kirche wieder zu verlassen; auch ich wendete mich um und mein erster Blick traf auf die, welche ich unter Allen am meisten zu sehen begehrte: auf meine junge Gräfin, welche indeß mit zwei älteren Damen in die Kirche hereingetreten war. Sie gieng in solcher Nähe an mir vorüber, als ich sie, seit der Nacht, in der ich ihr Befreier geworden, niemals gesehen hatte. Mein Blick ruhete auf ihr, sie aber bemerkte mich nicht, denn sie war mit der Betrachtung des Chores beschäftigt, von welchem so eben der Gesang ertönte. Seitdem war es für mein Herz eine unverbrüchlich fest stehende, ausgemachte Sache, daß Heloise für mich bestimmt sey, ja, daß mich Gott nur deshalb hieher nach Paris geführt habe, daß ich sie finden möchte; von nun an wußte ich, daß ich nur mit Heloisen an meiner Seite und nicht eher, bis diese mein geworden, die Stadt verlassen dürfe.

Das mehr innre denn äußerliche Ereigniß, von welchem ich so eben sprach, begegnete mir schon einige Wochen vorher, ehe ich, wie ihr dieses wißt, Heloisen im Vorzimmer ihres Bruders, des Malteser, wieder sahe und sprach.

Was wir Beide noch weiter in Paris erlebten, durch

welche Kämpfe und Stürme unsre junge Liebe gehen mußte, ehe sie zu ihrem Ziele kam, das wißt ihr schon aus dem Munde eurer guten Großmutter; die Geschichte des ersten Jahres unsrer Ehe habe ich euch neulich selber am Vorabend von Juliens Hochzeitsfeste erzählt. Einen Hauptzug aber aus der Geschichte jener frühesten Zeit unsres Hausstandes muß ich noch nachtragen: das ist meine Rückkunft zu der Nähe des Vaterlandes und die Erwähnung Dessen, was ich damals gethan und erlebt habe.

Gleich nach unsrer Antunft an der asiatischen Küste, hatte ich Botschaft gesendet an den Pascha, der, wie ich erzählte, meinem Vater befreundet war, um durch ihn die Vorbereitungen zu meiner nahen Heimkehr treffen zu lassen. Die Boten brachten mir eine Nachricht der Trauer: mein Vater war in der Schlacht gefallen; mein Bruder Daoud, der Gemahl der Modura, hatte mit kräftiger, siegreicher Hand die Leitung des Heeres und bald hernach die Herrschaft des Landes übernommen. Ich selber machte mich auf, nach den Gränzen des Landes meiner Väter. Ich verweilte dort unerkannt, bis ich sichre Kunde über den Zustand meines Volkes und seines jungen Mihr oder Herzogs eingezogen hatte. Alles was ich erfuhr, bestärkte mich in dem Vorsatz, den ich schon seit einiger Zeit in meinem Herzen getragen, dem Bruder die Herrschaft ungetheilt zu überlassen. Denn das ganze Land war voll des Ruhmes seiner Heldenkraft und seiner Heldenthaten, wie seiner Weisheit, Gerechtigkeit und Milde. Mein Bruder war nicht blos, das wußte ich, zu dem Geschäft eines Feldherrn und Fürsten der kriegerischen Kurden, durch seine innren Gaben besser geeignet denn ich, sondern auch durch seine äußere Art und Sitte. Er war ganz und durchaus Kurde geblieben, mir hatten Neigung und na-

türliche Anlage ein Gepräge der europäischen Geistesbildung gegeben, wodurch ich, auch bei dem besten Willen, meinem Volke als ein Fremdling würde erschienen seyn. In jenen Tagen als Mesrob, mein Ahnherr, die fremden Länder besuchte, in denen damals das Licht der höchsten Geistescultur leuchtete, war der Unterschied zwischen dem Leben, das er hier, und jenem, das er zu Hause fand, noch lange nicht ein so durchgehender, schroff abgränzender, als der zwischen dem jetzigen Europa und jetzigem Kurdistan ist. Ich mußte, so wie ich mich kannte, daran verzweifeln, daß ich mich jemals wieder an dieses beständige Leben der Fehden und der nutzlosen Kriege, wie an die Entbehrung der geistigen Elemente gewöhnen könne, welche Europa in so reichlicher Menge genießt und besitzt. Für meine Heloise würde die Eingewöhnung in Kurdistan noch schwerer, ja fast unmöglich gewesen seyn. Das Volk herauf zu heben und zu gewinnen für den Zustand einer bessern Ordnung, vermochte nur ein Solcher, wie mein Bruder, der mit der Natur der Kurden aus einem Gusse und hierbei von einer Gesinnung war, die nur das Beste und Höchste suchet und festhält. In der begehrenden Seele des Menschen liegen sich die Extreme der Richtungen näher, als wir öfters es uns denken und die eine springt bei Gelegenheit in die andre über; jenes Heimweh nach der Pflegestätte der Kindheit, das sonst öfters die Kurden, wenn sie in der Fremde sind, verzehrt, war in mir nicht bloß gänzlich erloschen, sondern in den entgegengesetzten Zug, hinwegwärts nach jener Fremde, übergegangen.

„Der junge Mihr aus Kurdistan, nach welchem du so oft uns fragtest, sagte mir eines Tages der syrische Christ, bei welchem ich wohnte, wird heute oder morgen auf einem seiner Streifzüge durch unsre Landschaft kommen.

Wir fürchten seinen tapfren Arm nicht, denn er ist mit uns im Bunde und wir ehren ihn, als einen Schützer der Christen."

Ich hatte mich, als das Heer meiner Landsleute sich nahte, nach dem Orte begeben, der, wie ich wußte, zum Nachtlager für den Mihr und seine vornehmsten Krieger bestimmt war. Meine Kleidung war nicht mehr die der Kurden, sondern sie war jene gewöhnliche, welche die orientalischen Christen in den größeren Städten, namentlich in Smyrna, tragen. Ich hatte mich so gestellt, daß der erste Blick meines Bruders, als er von seinem Pferde stieg, auf mich fallen mußte. Er erkannte mich sogleich, und mit einem von Freude strahlenden Gesichte und lauten Ausdrücken des Entzückens, eilte er in meine Arme.

„Herbei ihr Krieger, rief er, begrüßt meinen und euren Herrscher, mein Bruder, der edle Nagid, der Feldherr von Kurdistan, der Besieger der Türken, der Retter unsres Volkes, ist gekommen, Gott sey gepriesen, der uns ihn wieder gab."

Die Krieger traten herbei; viele von ihnen kannten mich, ihre Freude, mich zu sehen, war herzlich, dennoch, das fühlte ich mitten durch die Bewegungen hindurch, welche das unvermuthete Wiedersehen erzeugt hatte, wollte der Tausch, den ihr jetziger von Allen hochgeachteter, von den Meisten geliebter Mihr mit einem Andren, ihnen fast fremd Gewordenen, treffen sollte, ihnen nicht ganz gefallen.

„Ihr Männer, sagte ich, hört auch meine Worte neben den Worten meines Bruders. Nicht ich kann oder will euer Mihr seyn, sondern mein Bruder ist dieses und soll es bleiben. Ich werde nicht mehr nach Kurdistan heimkehren, sondern ich bin nur gekommen, meine Brüder und

euch zu begrüßen und mich eures Glückes zu freuen. Gott selber hat euch diesen Mann hier zum Heerführer und Fürsten geschenkt und wird ihn euch erhalten und euch durch ihn segnen. Das Werk, das ich mir erwählt habe, soll jenes meines ältesten Ahnherrn, Mesrob des Weisen, seyn. Mich treibt es hinaus nach der Fremde, ich bin und bleibe aber auch dort immer der Eurige. Heute an diesem Tage und vor den Ohren der Aeltesten wie der Tapfersten meines Volkes, lege ich alle die Rechte und Ansprüche, die mir etwa meine Erstgeburt auf den Fürstenthron meiner Väter gäbe, aus meiner Hand in die Hand meines Bruders. Gott und ihr seyd des Zeugen. Daoud, mein Bruder, ist euer Mihr".

Ein Jubel der Krieger, so laut, daß man die Worte, welche mein Bruder sprach, nicht mehr hören konnte, beantwortete meine Rede; mein Bruder mußte sich in meine, so wie in seines Volkes Wünsche fügen. Wir blieben mehrere Tage im Lager beisammen, dann zog er seinen Weg und ich den meinigen, und ich sahe den geliebten Bruder, den gesegneten Herrscher seines Landes, erst mehrere Jahre nachher wieder. Doch seit diesem zweiten Wiedersehen kamen wir öfter, an Punkten des Begegnens, welche wir uns durch Botschaft bestimmten, zusammen, und nur deshalb hatte ich, für eine Reihe von Jahren, Smyrna zu meinem Wohnsitz gewählt, weil ich dort zugleich mit Europa, so wie mit seinem geistigen Einfluß, und mit meinem Vaterland in thätiger Verbindung bleiben konnte. Auch darf ich es nicht ganz verschweigen, daß ich, wenn auch nicht auf äußre, doch auf innre, geistige Weise von meinem Herrscherrecht über das Vaterland Gebrauch machte; ich blieb in mancher Hinsicht zu meinem Bruder in dem früheren Verhältniß als Lehrer und Führer.

Denn Europa wie meine Kenntniß der Welt und ihrer Völker hatten mir Manches gegeben, das Daoud in seinem nächsten Kreise nicht finden konnte; mein Rath leitete ihn fortwährend in manchen Dingen. Wie sehr er mir vertraue und mich liebe, das bezeugte er mir dadurch, daß er mir seinen ältesten Sohn, den künftigen Herrscher des Landes, nach Smyrna sendete und ihn mehrere Jahre hindurch mir zur Erziehung überließ.

Selbst an den äußeren Schicksalen meines Landes nahm ich, während meines Aufenthaltes in Asien, mehrmalen einen thätigen Antheil; ich begleitete meinen Bruder auf einigen seiner Feldzüge gegen die Feinde von außen, und mein Arm, so wie die Streiter, welche ich für ihn anwarb, sind ihm nicht unnütz gewesen. Ich hatte die Mittel zu solchem kräftigen Beistand, denn mein Bruder hatte mir, so sehr ich dagegen mich sträubte, ein reiches Erbtheil aus dem Schatze unsres Vaters zugesendet; ich hatte dieses Vermögen durch den Handel vermehrt und erhalten, bis ich in einer späteren Zeit einen großen Theil desselben der Hoffnung zum Opfer brachte, der ich mich für Griechenlands Befreiung hingab.

Von dieser Erfahrung meines Lebens will ich nur wenige Worte sagen. Schon im Jahre 1768 hatten die Türken, angeregt durch die Polen und auch durch französischen Einfluß, an Rußland den Krieg erklärt. Da erwachte in einigen einflußreichen Männern dieses nordischen Reiches der schöne Gedanke, daß es jetzt Zeit sey, daß die Christenheit des Abendlandes sich aufmache, um dem armen, von der Barbarei der Türken zertretenem Volke ihrer Brüder in Griechenland Hülfe oder doch Linderung seiner Noth zu bringen. Rußland hatte zu Land und zu Meer den mächtigen Untertreter der Völker angegriffen; man

hatte die Griechen in Morea aufgefordert, die Waffen zum Kampfe für ihre Freiheit zu erheben; englische Schiffe und erfahrene Seeleute, so wie Schiffe und tapfere Soldaten einiger andren europäischen, christlichen Länder schienen zur Mitwirkung für das gemeinsame Anliegen der Christenheit bereit.

In Smyrna, unter den Augen und vor den Ohren der dortigen, türkischen Herrscher, durfte sich die Bewegung der Christen nicht merken lassen; man wagte es nur dann, wenn man sich unter vertrauten und gleichgesinnten Christen wußte, von den Kriegsrüstungen in Norden und Westen, und von den falschen oder wahren Siegesnachrichten zu reden, welche im Anfang von den christlichen Heeren einliefen. Ich selbst war gerade um jene Zeit auf einem Zuge, den ich mit meinem Bruder machte, abwesend, und hatte in dem abgeschiedenen Innren des Landes wenig oder nichts von dem erfahren, was so viele theilnehmende Herzen bewegte.

Eines Tages, es war ganz kurz nach meiner Zurückkunft in Smyrna, sahe ich, an der Seeküste hingehend, zwei Männer, welche vor mir herwandelten und im eifrigen Gespräch begriffen schienen. Der eine von ihnen, nach seiner Kleidung ein Grieche, war vom Alter gebeugt und schlich am Stabe; der Andre, ein jüngerer, kräftigerer Mann, hemmte seine Schritte, damit sie mit denen des Greises in gleicher Fortbewegung blieben. Ich kam bald in ihre Nähe; der jüngere, als er meine Fußtritte hörte, wendete sich nach mir um und erkannte mich eben so schnell, als ich ihn; er war mein Bekannter schon seit mehreren Jahren, der Befreundete des Handelshauses in Marseille, der damalige Unteradmiral der venezianischen Flotte: Char-

lottens Vater. Auch der Greis wendete jetzt sein gebeugtes Haupt nach mir hin: das Gespräch stockte.

„Vor diesem da, sagte der edle Venezianer, haben wir nicht nöthig geheim zu seyn; ich kenne seine Gesinnung und bürge mit meinem Leben für dieselbe; er will nichts Anders, als das Beste, welches wir wollen."

Der Greis, aus dessen Augen mit der demüthigen Liebe zugleich ein Geist des Verstandes hervorblickte, sahe mich forschend an und begrüßte mich freundlich. „Wir redeten so eben, sagte er, von den Hoffnungen, welche meinem armen, seit Jahrhunderten in den Staub getretenen, ja fast zermalmten Volke, den griechischen Christen in der Türkei, aufgegangen sind. Ich zwar, in meinem fast neunzigjährigen Lebenslaufe, habe die Hoffnung fest und treu bewahrt, daß eine Zeit kommen werde, in welcher dieses Volk, der alte Lehrer der andern Völker des Abendlandes, den man so lange unter den Geißelhieben der Feinde alles Erkennens dulten ließ, aus seinen Banden erlöst seyn, und die Früchte der Thaten seiner Jugend in Ruhe genießen wird, nur will es mir nicht scheinen, als sey die rechte Stunde hierzu schon jetzt vorhanden.

Ich bin, sagte ich, in diesen Angelegenheiten, welche ja auch mich, wie jeden Christen, so tief berühren, noch Fremdling. Ich befand mich, während der letzten Zeit, in einer Gegend und bei Völkern, welche von den Angelegenheiten des Abendlandes nichts erfahren; erst seit etlichen Tagen bin ich nach Smyrna zurückgekehrt, und hörte von Rußlands Siegen über die Türken.

Da nahm mein Freund, der Venezianer, das Wort. Dieser Mann ist mir immer, durch die großen Verwandlungen, welche zweimal in seinem Leben mit seinem gan-

zen Wesen vorgingen, eine der merkwürdigsten, wie denn auch, aus andern Gründen, liebsten Bekanntschaften meines ganzen Lebens gewesen. In der glücklichen Zeit seiner jüngeren Jahre war er von so feurig gesprächiger und beredter Art, daß man hierinnen nur wenig Männer, von gleicher Bildung und edlen Gesinnung, ihm an die Seite stellen konnte, dann machte plötzlich ein ungeheurer Schmerz ihn auf Jahre lang fast ganz stumm; zuletzt lebte noch einmal, in kindlich veränderter Art, seine Gabe der beredten Mittheilung auf. Unsre Charlotte hier ist eine glückliche Erbin der Gabe geworden, welche ihr Vater besaß, dann verlor und wieder besaß.

Dieser, mein edler Freund, war an der Geschichte der Republiken und allbeherrschenden Reiche des Alterthumes groß genährt und erstarkt; die Betrachtung der Thaten der Griechen und Römer, dann seines eignen Freistaates, jenes letzten, damals noch immer grünenden Zweiges des uralten Römerstammes, war die erste Geistesnahrung seiner Jugend gewesen; ihn entflammte der Gedanke, dem Volke der Griechen seine Freiheit wieder zu geben, zur höchsten Begeistrung. Er beschwor mich, bei dem was meinem Herzen das Höchste und Theuerste war, meine Kräfte und alle äußre Mittel, die mir zu Gebote stunden, mit in die Reihen jener Kämpfer zu stellen, welche sich jetzt unter dem Panier des Befreiungskrieges für Griechenland versammlen würden. Seine feurige Beredtsamkeit beschrieb mir das Werk dieser Befreiung, das jetzt eben im Werden war, so wie die vermeintlich leichte Möglichkeit seines Gelingens, in den glänzendsten Farben.

In mir regte sich Etwas, das dem hinreissenden Strome dieser Beredsamkeit nicht zu folgen vermochte, sondern selbst widerstrebte. Ich kannte die Macht der Türken, nament-

lich an den Hauptpunkten, an denen die Streitkräfte sich begegnen sollten. Ohne eine hinlänglich große Landmacht, welche den bedrängten Griechen zu Hülfe kam, war es, so schien es mir, unmöglich, sie aus der Gefahr, in die sie der überall sich regende Aufstand gegen ihre barbarischen Herrscher versetzt hatte, zu retten.

Aber eben diese Gefahr des nahen Unterganges eines edlen, christlichen Volkes war es, die mich zuletzt der Ueberredung des feurigen Freundes zugänglicher machte; ich ließ mich zur Theilnahme an dem Kampfe der Griechen bewegen; ich wendete einen großen Theil der mir zu Gebote stehenden, äußern Mittel zur Bekräftigung dieser Theilnahme an; meine treue Heloise, mit ihrem Kinde, begleitete mich; wir begaben uns zur See. Auf dieser Fahrt war es, wo uns jene beiden Unfälle begegneten, von denen deine Mutter, mein lieber Enkelsohn, noch eine so deutliche Erinnrung hatte; wir wurden durch einen Sturm an die Küste von Naxos geworfen, und unser Schiff war seinem völligen Untergang nahe. Nachdem dasselbe kaum zur weiteren Fahrt wieder ausgerüstet war, gerieth es durch den Angriff eines türkischen Schiffes in neue Gefahr. Wir behielten in diesem Kampfe die Oberhand, doch kostete er uns mehrere unsrer Leute, und deine Mutter wurde durch einen Splitter, den eine feindliche Kugel vom Holzwerk unsres Schiffes losgerissen, an ihrem Arme verwundet. Wir ließen uns durch diesen schweren Anfang nicht von unserm Unternehmen abschrecken und kamen glücklich nach Morea. Hier ward ich Führer eines Heereshaufens der Griechen, welchem ich, außer dem eignen, an Kampf gewöhntem Arm, auch Waffen, Geld und, von Kleinasien herüber, eine Schaar von neu angeworbenen Mitkämpfern brachte. Wir waren Sieger in mehreren

Schlachten; doch der Traum von der wieder errungenen Freiheit des Landes dauerte nur kurze Zeit. In der unglücklichen Schlacht bei Patras lag ich, schwer verwundet, unter den Todten; die aufopfernde Treue des guten Etienne, der sich, als die Janitscharen mir den letzten Todesstreich zu geben gedachten, über mich hingestreckt, den Waffen des Feindes preiß gab, hat mir den Funken des Lebens, der seinem Erlöschen so nahe stund, noch erhalten. Damals hat dieser treue Mensch, für mich, alle die Verletzungen erhalten, von denen sein Stelzfuß, sein lahmer Arm, und seine vielen Narben zeugen. Wir wurden beide, gleich als Todte, vom Schlachtfelde hinweg nach einem, mitten im Wald gelegnen, Bergungsort der Unsrigen getragen.

Ich hatte bei meinem Eingehen in das Unternehmen des sogenannten Befreiungskrieges wenigstens jene Einigkeit unter den Griechen und ihren Verbündeten vorausgesetzt, welche die Stämme der Kurden, auch wenn sie unmittelbar vorher noch so sehr durch Fehden entzweit waren, dem Feinde gegenüber beweisen; doch diese Hoffnung sahe sich getäuscht. Das Hauptheer, auf dessen Beistand am meisten gerechnet war, bestund aus Russen, Montenegrinern und Mainotten; die letzteren wollten den ersteren, die ersteren den letzteren nicht gehorchen; dem Manne, der an der Spitze jenes Hauptheeres stund, mangelte der Geist wie die Einsicht eines rechten Kriegers, auch seine Unterfeldherren wären vielleicht zum Theil brave gemeine Soldaten gewesen, zu Führern aber taugten nur Wenige von ihnen, und die Kraft dieser Wenigen war durch den Widerstand der Andren gelähmt: denn Einer tadelte die Vorschläge oder die Schritte des Andren; fast Jeder behauptete eigensinnig die Richtung, auf welche seine eignen

Ein=

Einfälle ihn hingeführt hatten; jenes Heer glich einem Körper, dessen Haupt krank ist; einem Fahrzeuge, in welchem jeder der einzelnen Schiffer nicht nur nach einer eignen Richtung und nach eignem Takte hinrudert, sondern auch noch mit seinem Ruder feindselig auf das des Andern losschlägt. Das Schifflein schwankt auf den Wogen hin und her, ohne in irgend einer bestimmten Richtung vorzurücken.

Der Posten, welchen ich mir gleich am Anfange des eigentlichen Krieges mit dem heranrückenden Heere der Albanesen und Türken gewählt hatte, und bei welchem man mich sehr gerne ließ, war noch immer ein ungleich erträglicherer, als der eines Unterfeldherrn bei der in sich selber entzweiten Hauptarmee gewesen wäre. Ich stund, wie schon erwähnt, an der Spitze eines Heerhaufens der Eingebornen, meist aus dem Stande der Bauern, die ich zum großen Theil auf meine Kosten bewaffnet hatte und auch unterhielt; mit ihnen hatten sich jene Griechen aus Kleinasien vereint, welche mit mir gekommen waren. Es war mir gelungen, diesen Haufen an militärische Ordnung zu gewöhnen und bei mannigfacher Gelegenheit ihn zu kriegerischen Thaten zu begeistern. Dennoch, wenn ich die innre Spannkraft und Ausdauer meiner heimathlichen, kurdischen Krieger mit den Leistungen der jetzt mit mir kämpfenden Kriegerschaar verglich, da mußte ich jenen großen, natürlichen Vorzug anerkennen, den ein Volk, das zur Freiheit erzogen und seit Jahrhunderten in ihr erstarkt und erwachsen ist, vor einem andren hat, welches im Sklavenstande geboren und seit Jahrhunderten unter seinem Druck darniedergebeugt war. Die Griechen, auch wenn es ihnen damals gelungen wäre, das fremde Joch abzuwerfen, hätten dennoch die fremde, äußere Tyrannei nur mit einer heimathlichen, inneren vertauscht; sie waren

noch nicht reif für den rechten Genuß der Freiheit, oder einer wohlgeordneten Regierungsverfassung; dies bewies ihr Benehmen bei der Eroberung von Misitra, und das vergebliche Bemühen, die Partheihäupter, welche von Gedanken des Sieges, und vom Blute der gräulich niedergemetzelten türkischen Bewohner wie berauscht waren, zu einer Art von Einheit zu bringen.

Der kleine Heerhaufen, bei welchem ich mich befand, hatte sich bei dem Heere der Türken, welches an dem gewesenen Grosvezier, Muschin Zade Pascha, einen kriegskundigen Führer besaß, in Furcht und Achtung gesetzt, so daß jener Pascha mehrmalen versucht hatte, mich zu einem besondren Friedensvertrag mit der Pforte zu bewegen. Ich blieb dem Volke, dessen Angelegenheit die meinige geworden war, treu; ich ließ mich selbst dann nicht vom Kampfplatz hinwegschrecken, als bei dem Einrücken des Heeres der Albanesen jede Aussicht auf einen glücklichen Ausgang des Krieges verschwunden war. Mein Häuflein, dessen Zahl zu jener des Feindes vielleicht nur noch wie 1 zu 100 dastund, erlag; die Meisten meiner Treugebliebenen starben den Tod der Helden; Patras und Tripolitza mußten vor andern Orten die blutige Rache der Türken erfahren, Tausende von Griechen, ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, wurden vom Feinde geschlachtet. Zu jenen Wunden, welche mein äußres Leben fast an seiner Wurzel getroffen und zerstört hatten, kam noch eine tiefere, innerlichere; an dieser krankte ich noch lange, als die äußeren schon geheilt waren: mir war mein Kind, deine Mutter, mein lieber Siegmund, geraubt worden. Vor mir hatte man diesen Jammer geheim gehalten, so lange mein Leben noch in der größesten Gefahr des Todes schwebte; mich, wie mehrere Andre schwer Verwundete, unter diesen auch Etienne,

hatte man in ein abgelegnes Waldgebirge geflüchtet. Auch dahin drangen bald die Nachrichten von der gänzlichen Niederlage der Griechen im Peloponnes. Das blühende Land war zu einem Gräuelbild der Verwüstung geworden; die Ortschaften lagen in Trümmern, bedeckt von den Leichnamen der Gemordeten. Nur ein kleiner Rest des zerschlagenen Volkes hatte sich, gleich uns, in die schwer zugänglichen Gebirge geflüchtet, und dieser hat, einige Jahre nachher, das Land seiner Väter den Händen der Albanesen wieder entrissen, und von neuem auf dem heimathlichen Boden, auf Hoffnung einer besseren Zeit, Wurzel geschlagen.

Ich und Heloise, mit den wenigen uns noch übrig gebliebenen Treuen, erwarteten diesen letzten, glücklichen Ausgang nicht. Nach jenen schweren Trauerbotschaften von dem Jammer des Volkes, das mir so theuer war, traf mich, als ich wieder zu genesen anfieng, die noch schwerere, von dem Raube meines Kindes. Eine Nachricht, die sich später als falsch gezeigt hat, wurde mir zu gleicher Zeit verkündet: es war die, daß der Räuber unsrer Tochter auf der türkischen Flotte sich befinde, und daß man die hülflose Kleine, mit andern Kindern, zu Schiffe hinweggeführt habe. Da gab mir die Liebe schneller, als es wohl sonst geschehen wäre, die verlorenen Kräfte wieder. Ich raffte mich auf vom Krankenlager, in Gesellschaft der Meinigen entkam ich, auf einem venezianischen Fahrzeuge, den Händen der Feinde. Ich war nicht müssig zuschauender, sondern thätig mitwirkender Zeuge der Vernichtung der türkischen Flotte in der Nacht des 6. Juni 1770, in der Bay von Tschesme.

Was von dort an uns begegnete, das ist euch bekannt. Charlottens Mutter befand sich unter den Tausenden der Unschuldigen, welche, nach dem furchtbaren Unfall bei Tschesme, nur deshalb, weil sie Christen waren, von den Türken geschlachtet wurden.

Ich war später mit meiner tieftraurenden Heloise wieder nach Smyrna gezogen. Statt der eignen Tochter, nach

welcher lange Jahre hindurch — bis uns Gott den Sohn dieser Tochter zuführte — alle Nachforschungen ohne Erfolg blieben, gab uns Gott das Kind der verstorbenen Freundin und unsres Freundes: Charlotten in unsre elterliche Obhut, und wir knüpften von da an unser eignes Leben an das Leben des theuren Pfleglinges; Charlotte war uns als ein eignes Kind, ihre Kinder wie eigne Enkel.

Von meinem Vermögen hatte ich in dem Kampfe für ein edles, unglückliches Volk, den größten Theil aufgeopfert; nur das Heirathsgut meiner Heloise (das Erbtheil von ihrer Mutter) war noch unser ungeschmälertes Eigenthum. Ich schämte mich niemals jenes Looses, das dem Geschlecht des Menschen gemein ist: des Arbeitens im Schweiß des Angesichtes; ich unternahm in Smyrna ein Geschäft des Handels, und war hierbei eben so glücklich, als, dies darf ich wohl sagen, gewissenhaft redlich; nach mehreren Jahren hatte mein Fleiß durch Gottes Segen mir so viel wieder eingebracht, daß ich daran denken durfte, mir in dem Abendlande, dahin der Zug meines Sehnens ging, ein unabhängiges Leben zu begründen. Dazu kamen noch die zwei Beweggründe, welche ihr kennt: das Verlangen, Charlotten in die Hände ihres Vaters zu führen, und jenes meiner Heloise, den geliebten Bruder noch einmal auf Erden zu sehen. Nur der erstere Wunsch ging uns in Erfüllung, und auch er nur nach schweren Prüfungen; denn was mein Schicksal war, als ich in Istrien die ersten Schritte zur Befreiung meines Freundes, des Admirals, gethan hatte, das ist euch Allen bekannt.

Nun hat Gott uns Auswanderer, die wir aus den verschiedensten Richtungen in Ost und West kamen, hier auf dem Pilgerwege zusammengeführt, damit wir gemeinsam, Einer an der Hand des Andern, den Lauf nach dem Jerusalem fortsetzen, welches dort oben ist; nach der Heimath, in welcher keine Fehde und keine Angst der Gefangenschaft mehr seyn wird, sondern Friede, Freiheit und seliges Ausruhen.

Vermischtes.

Der Meeresstrom.

Zu London lebte nach dem Tode ihres Mannes, mitten in dem Geräusch der ungeheuren Stadt, gar eingezogen und still — als eine rechte Wittwe — eine Mutter von zwei Söhnen, davon der eine, ein lieber, wackerer Jüngling, der Mutter schon sehr zur Stütze diente, der jüngere aber noch Knabe war. Der Vater hatte seinen Kindern und seiner Wittwe ein kleines Vermögen hinterlassen, welches eben zur höchsten Nothdurft für den Unterhalt und auch für die Erziehung der beiden Kinder ausreichen konnte; die Mutter vertraute auf Gott und fand das Glück ihres Lebens in ihren beiden Söhnen, davon der ältere, der sich den Studien widmete, wie ich schon vorhin sagte, die besten Hoffnungen gab. Aber eben dieser treffliche Sohn ward krank, mußte ziemlich lange leiden, und starb endlich; die Mutter war um diese Zeit durch die Anstrengung an dem Krankenbette und durch den Kummer über den Tod des Sohnes so angegriffen, daß sie auch zu Bette liegen mußte. Indeß das feste Vertrauen zu Gott und die Liebe zu dem jüngern Sohne James, welcher jetzt der nöthigen Aufsicht und Mutterpflege entbehrte, gab ihr Kraft, sich vom Lager zu erheben, und Gott stärkte die Arme, sie genas wieder. Ihre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt war nun auf die Erziehung des

kleinen, einzigen Sohnes gerichtet. Sie betete oft mit diesem, und fast ohne Aufhören für ihn, ließ es an allen guten, mütterlichen Ermahnungen nicht fehlen; aber an dieser jungen Seele schien all dieses Gute gar nicht recht haften zu wollen; James war und blieb leichtsinnig und leichtfertig, die guten Eindrücke, wenn auch einmal einer da zu seyn schien, waren gleich wieder verwischt. Indeß wäre dennoch die Muttertreue noch Siegerin über den Leichtsinn des Knaben geworden, hätte sich James nicht dem Laster des Ungehorsams ergeben, welches die jungen Seelen, die sich ihm überlassen, unvermeidlich von einer Stufe des Verderbens zur andern, immer tiefer hinabstürzt. Jeder mit Bewußtsein und Vorsatz verübte Ungehorsam gegen Gott oder gegen die Eltern und Lehrer, die nach Gottes Willen die Kinder zur guten Zucht führen sollen, giebt dem Hange zum Bösen, der im Menschenherzen liegt, ein solches Uebergewicht, daß er zuletzt gar nicht mehr besiegbar ist. Namentlich wird durch jeden Seufzer, den ein unfolgsames Kind seinen frommen Eltern oder Lehrern erpreßt, die Eisrinde, die sich um das eigenwillige Herz erzeugt, mehr vergrößert und verhärtet — ein solches junges Herz geht einem schweren Gericht der Verstockung entgegen. Auch der bedauernswürdige James verstärkte sich durch jeden neuen Ungehorsam, womit er seine fromme Mutter seufzen machte, immer mehr im Bösen. Bald war er das störrigste, ungehorsamste Kind in seiner ganzen Nachbarschaft, und wegen seiner bösen Streiche so verrufen, daß alle besseren und aufmerksamen Eltern ihren Kindern den Umgang mit dem „bösen James" verboten. Die Mutter verdoppelte ihre Ermahnungen, ihre Sorgfalt; sie weinte oft die bittersten Thränen des Kummers über das unglückliche Kind, aber, leider! statt Besserung zu bemerken,

mußte sie sich täglich mehr über die Zeichen einer zunehmenden Verwilderung seines Herzens betrüben. James reifte dem Alter nach jetzt zum Jüngling heran; zum Studiren bezeugte er keine Neigung; er wollte die Handlung erlernen und wurde deßhalb zu einem weitläufigen Verwandten seines verstorbenen Vaters, welcher Kaufmann war, in die Lehre gethan. Aber kaum war er so der beständigen Aufsicht seiner treuen Mutter noch weiter entrückt, da brach seine innere Bosheit vollends in hellen Flammen aus. Er gesellte sich zu den leichtsinnigsten, ja zu den ruchlosesten Leuten seines Alters und seines Standes; von einem Laster sank er in das andere, zuletzt ließ er sich zu Dieberei und Betrug verleiten; da ergriff ihn die Hand der öffentlichen Gerechtigkeit, oder vielmehr der Gerechtigkeit Gottes: James kam ins Gefängniß, und es ward über ihn, als über einen des Galgens würdigen Verbrecher, das Urtheil gesprochen, welches wegen verschiedener Umstände, die seine That begleitet hatten, dahin gemildert wurde, daß er in eine der Verbrecher-Colonien eines fernen Welttheils abgeführt werden sollte.

Die arme Mutter, vor der sich James schon seit längerer Zeit nur dann hatte sehen lassen, wenn er Geld von ihr haben wollte, erfuhr den schweren Fall und die Verurtheilung ihres Sohnes; sie war von Schmerz und Schrecken wie gelähmt. Noch einmal darf sie den Unglücklichen vor seiner Einschiffung sehen und länger sprechen. Sie schleicht hin zum Gefängniß, geführt von einer alten, ihr befreundeten Hausgenossin. Da sitzt James, im Gewand des Verbrechers, und starrt vor sich hin, nicht wie Einer, der Reue empfindet, sondern wie ein von Schlaf oder von Trunkenheit Betäubter. Er sieht die Mutter ohne sonderliche Bewegung an; dieser aber bricht ihr Herz,

sie setzt sich am Boden des Gefängnisses nieder und läßt zuerst den Thränen freien Lauf. Endlich sammelt sie sich, steht auf und tritt vor den jungen Verbrecher hin. „Ich komme heute, sagte sie, wo ich dich wahrscheinlich zum letztenmal in diesem Leben sehe, nicht mehr allein als deine Mutter zu dir, James, ich komme als eine künftige Zeugin und Verklägerin vor Gericht zu dir. Ich habe dich nicht blos mit Schmerzen geboren, sondern als ein theures Vermächtniß meines seligen Mannes unter tausend Sorgen, unter Thränen der Liebe und des Kummers erzogen. Wie manche Nacht habe ich gewacht, nicht allein um zu arbeiten, damit du, James, Alles hättest, was du bedürftest, sondern um für dich zu beten. Ich bezeuge heute in Gottes Gegenwart und vor deinen Ohren, daß ich von deiner ersten Kindheit an mit meinem Wissen keine Gelegenheit versäumt habe, dein Herz zu der Furcht und zur Liebe des Herrn zu erwecken und zu erziehen; ich habe es an Zucht, an Strafe, an ausdauernder, Alles duldender Mutterliebe nicht fehlen lassen; seit mehreren Jahren war meine gewöhnliche Speise ein trockenes Brod, das meine Thränen um dich benetzten; mein Gewand, hier dieses arme Wittwengewand, nur damit ich so viel erübrigen könnte, als du in deinem neuen Stande und zu deiner anständigen Kleidung brauchtest, statt deren man dir jetzt das Gewand der Verbrecher angezogen hat. Siehe, ich bin nun gekommen, um dir das letzte Erbtheil deines seligen Vaters, das liebste Gut und Kleinod zu bringen, das deine arme Mutter auf Erden hatte: hier dieses heilige Bibelbuch, das seit vielen Jahren meine einzige Stütze, mein einziger Trost, meine ganze Freude war. Nimm es hin und gebrauche es recht, denn darin allein liegt für dich noch die Kraft, wieder aufzustehen aus deinem tiefen Elend,

und dich zu retten vom ewigen Tode. Wenn wir uns dereinst wieder sehen vor Gottes Gericht, dann will ich dir noch einmal alles Das bezeugen, was ich dir heute bezeugt habe; zugleich aber will ich dich dann vor dem Richter fragen, wie du dieses Erbtheil deines Vaters, dieses einzige Kleinod und höchste Gut deiner Mutter geehrt und angewendet hast."

James scheint erschüttert; eine flüchtige Röthe — der Schaam oder der Reue — steigt in seinem Gesichte auf; es ist als wollte sich in dem starren, verwilderten Auge eine Thräne erzeugen. Er faßt die Mutter bei der Hand, schüttelt sie ihr und sagt: „Mutter, seyd ruhig; gebt euch zufrieden; ich will mich bessern." — Die Mutter, nachdem sie ihm außer ihrer lieben Bibel auch noch etwas Geld, so viel sie eben aus dem Verkauf ihrer nöthigsten Sachen, selbst ihres Bettes, gelöst, in die Hand gelegt hat, umfaßt noch einmal sein Haupt und weint die bittersten Thränen über den verlorenen Sohn, spricht mit halbgebrochener Stimme Worte des innigsten Gebetes um Rettung seiner Seele über ihn aus. Ein Unteroffizier, welcher während des Gespräches des Sohnes und der Mutter hereingetreten war, und der tiefer davon bewegt schien als der Sohn selbst, deutete jetzt sanft an, daß es Zeit zur Trennung sey; die Mutter schwankt hinaus.

James blieb einige Stunden lang nachdenkend; auch auf dem Schiffe, das jetzt ihn und mehrere andere Verbrecher die Themse hinab zum Meere bringt, hält er sich still und in sich gekehrt. Da bietet ihm einer der Mitgefährten seiner bisherigen Laster, und nun auch seines Elendes, Branntwein zu trinken an. James weigert sich anfangs; aber die alte, böse Gewöhnung an dieses berauschende Gift, und die elende Scheu vor dem Spott seiner

Kameraden bewegt ihn bald: er trinkt und trinkt wieder, und zugleich entzündet sich in ihm von Neuem die ganze Glut der Hölle, welche die Thränen seiner Mutter nur auf wenige Stunden abgekühlt hatten. Er läßt sich jetzt selber für das Geld, das die arme Mutter ihm gab, Branntwein bringen, und bald fließt wenigstens sein Mund, wenn auch die That selber ihm versagt ist, wieder von allen den Ruchlosigkeiten über, mit denen er bisher sein Leben befleckt hatte.

Das Schiff muß noch einige Tage an der Meeresküste, im Hafen, liegen bleiben, ehe der günstige Wind sich erhebt; James ist wieder ganz und gar der Alte, ja noch viel schlimmer als vorher. Daß er dieses wirklich sey, bewies er jetzt durch eine Handlung, die ich in der That nicht ohne tiefen Schauder erzählen kann. Er verkaufte nämlich den letzten Tag vor der Abfahrt des Schiffes, um ein großes Glas Branntwein und ein geringes Geld, das letzte Erbtheil seiner Eltern: die Bibel, in welcher seine arme Mutter fast jedes Blatt mit den Thränen ihres Kummers und ihrer Gebete benetzt hatte. Es war ein silbernes Schloß an dem Buche, und dieses hatte die gewinnsüchtigen Blicke eines Käuflers an sich gezogen, der auf dem Schiffe noch allerhand Dinge, vor allem auch geistige Getränke, feilbot.

Derselbe Unteroffizier, welcher Hörer des letzten Gespräches zwischen James und seiner Mutter gewesen war, stand jetzt auch dabei, als James das liebste Kleinod seiner Mutter um etliche Pence und um ein Glas Branntwein verkaufte, denn er hatte mit einigen Truppen die Verbrecher auf der Themse hinabwärts bis zum Hafen begleitet, und war jetzt eben im Begriff, wieder nach London zurückzukehren. Den edlen Mann überlief beim Zu-

sehen ein ähnlicher Schauder, als uns beim Hören der That. Er sprach dem James, in der Aufwallung eines wohlmeinenden Eifers, etliche Donnerworte in's Gewissen und erinnerte ihn an die letzten Worte seiner Mutter. Da er aber bemerkte, daß der junge, von Branntwein betäubte Verbrecher durch seine Worte zwar etwas betroffen, aber nichts weniger als zur Reue bewegt ward, wendete er sich kalt von ihm. Der Unteroffizier hatte sich aber den Käufer wohl gemerkt, der die Bibel mitnahm; er suchte ihn am Hafen auf und erhandelte von ihm das Buch, das er dann zu sich steckte.

Das Schiff, worauf James sich befand, segelte indeß ab. Mit James hatte sich seit dem Verkauf seiner Bibel etwas Merkwürdiges zugetragen. Als er wieder nüchtern geworden war von seinem Branntweinrausche, da wachte die Erinnerung an die letzten Worte und die Thränen seiner Mutter, so wie an die Worte des ernstlich eifernden Unteroffiziers, mit solcher Stärke in ihm auf, daß er sie nicht aus dem Sinne bringen konnte. Es reuete ihn, daß er sein Buch so liederlich verkauft habe, sogar bei Nacht träumte ihm davon; er hätte einen Finger von der Hand darum gegeben, wenn er seine Bibel hätte wieder haben können. Es klingt fast unglaublich und doch war es so: in dieser verwilderten Seele, in der sich bis dahin, wenigstens seit vielen Jahren, keine Spur von Anhänglichkeit und Liebe weder zu Gott noch zu seiner treuen Mutter gezeigt hatte, war jetzt auf einmal eine unbegreiflich starke Anhänglichkeit und Liebe zu dem letzten Eigenthume, das er besessen hatte, zu dem Kleinod und Schatz seiner armen Mutter: zu einem Buche erwacht, das freilich für ihn Mehr und Höheres enthielt, als alle Schatzkammern der Erde. Wenn am Sonntag, nach einer schö-

nen, auf vielen englischen Schiffen herrschenden Sitte, die sonst so rohen Seeleute mit ihrer Bibel in der Hand sich hinsetzen auf's Verdeck und in ihr lesen, da kommt ihm eine Sehnsucht an, die ihm stille Thränen in das Auge treibt; er stellt sich oft hinter einen solchen Lesenden, blickt ihm über die Schultern hinein in's Buch, und wenn einer von ihnen aufsteht und die Bibel liegen läßt, da lies't er so eilig darinnen fort, als sollte er jetzt das Buch zum letztenmal in den Händen haben. Der Spott seiner Laster- und Strafgenossen, von denen übrigens der Frecheste tödtlich krank darniederlag, macht ihn nicht irre; er thut nur wozu seine Sehnsucht nach seinem verlorenen Buche ihn treibt, obgleich es ihm selber unbegreiflich ist, wie er, der seit vielen Jahren keine Bibel in die Hand nehmen mochte, jetzt auf einmal dazu komme, so gern darinnen zu lesen.

Die Fahrt war bis jenseits der Canarischen Inseln ohne sonderlichen Anstoß vor sich gegangen; da erhub sich, etwa in der sechsten Woche nach der Abfahrt aus England, ein Sturm von furchtbarer Gewalt. Fünf Tage schwebte und schwankte das entmastete, zuletzt leck gewordene Schiff auf den wilden Wellen; am sechsten, bei Einbruch der Nacht, zerschellte es an einer Klippe. Ein Theil der Mannschaft, welcher schwimmen konnte, warf sich auf die Trümmer des Schiffes, um sich auf diesen an's Land zu retten; unter Denen, die sich auf einen der größten im Wasser herumtreibenden Trümmer hinaufgearbeitet hatten, war auch James. Er wußte nicht, wer sich da neben ihm an das Holzwerk angeklammert habe; die Nacht war so dunkel, die Wogen brausten so laut an den Klippen, daß man weder sahe noch hörte.

Als es wieder Morgen ward, bemerkte James, daß

sich außer ihm noch zwei Männer auf den Schiffstrümmer gerettet hatten; der Eine von diesen war ein Offizier von hohem Rang und Würden, der vornehmste Passagier, der sich als Reisender nach der Capstadt auf dem gescheiterten Schiffe befunden hatte, der Andere war ein Matrose, der beim gemeinsamen Unglück sehr stark am Kopf verwundet worden war, und der deßhalb ganz matt sich auf das Gebälk hingelehnt hatte. Als der Offizier bemerkte, in welchem Zustand der Matrose sich befinde, befahl er dem James, er solle mit Hand anlegen, den armen Seemann, dessen Leben und Gesundheit für ihr eigenes Leben von so großer Wichtigkeit war, zu verbinden und zu verpflegen. Die Beiden rissen von der Wäsche, die sie an ihrem Leibe trugen, denn neue Leinwand gab es auf dem Schiffstrümmer nicht, Stücke herunter, und verbanden, so gut das gehen konnte, den Verwundeten; der Offizier, ein schon betagter Mann, hatte während der Schreckenstage und Nächte des Sturmes seine sinkenden Kräfte dadurch von Zeit zu Zeit zu stärken gesucht, daß er von einer geistreichen Essenz, die er mit sich zu Schiff genommen hatte, einige Tropfen einnahm. Von dieser Essenz hatte er deßhalb durch Gottes Fügung auch jetzt noch in der Tasche seines Kleides ein kleines Fläschlein stecken, das nun zum kräftigen Stärkungsmittel für den halbohnmächtigen Matrosen wurde.

Der Sturm hatte nachgelassen, die Sonne schien mit der ganzen Kraft des afrikanischen Himmels auf die drei Geretteten herunter, und trocknete in Kurzem ihre von den Wogen durchnäßten Kleider. Aber nun stellten sich Sorgen anderer Art ein. Soweit das Auge auf dem Meer umherblicken konnte, war nirgends mehr ein anderer Schiffstrümmer, nirgends eine Spur von der übrigen,

zahlreichen Mannschaft zu sehen. Wahrscheinlich waren jene Drei die Einzigen, die sich aus dem gemeinsamen Untergang errettet hatten. Das Land lag, wer weiß wie fern; während der letzten Tage der Stürme war selbst auf dem Schiffe keine sichere Beobachtung über die Länge und Breite, unter denen man sich befand, möglich gewesen; wie sollten Die auf dem elenden Schiffstrümmer wissen, in welcher Region des weiten Meeres sie sich befänden? Doch so viel schien gewiß, dies lehrten auch zum Theil schon die fliegenden Vögel, daß man sich nicht gar fern von einem Lande, und zwar unfehlbar von dem Festland von Afrika befinden müsse.

Die kleine Mannschaft auf dem Schiffstrümmer, oder eigentlich nur der Offizier und der Matrose, denn James war dieser Sache noch ganz unkundig, hielten jetzt Rath darüber, was wohl zur Rettung zu thun sey? — Von Lebensmitteln war durchaus auch nicht eine Spur auf ihrem Gebälk zu finden; die Sonne fing an, immer glühendere Strahlen herabzusenden; ehe zwei Tage vergingen mußten sie Alle, so schien es, wenn keine Hülfe käme, dem Mangel und Elend unterliegen.

Der Matrose, dem der mitleidige Offizier von Zeit zu Zeit einige der stärkenden Tropfen auf Zucker reichte, hatte sich mit seinem verbundenen Haupte wieder aufrecht gesetzt. „Herr, so sprach er nach einigem Nachdenken und Umherblicken, wenn mich nicht Alles täuscht, sehe ich dort am Horizont gegen Ost-Nord-Ost ein Land; darauf müssen wir zusteuern, wenn wir wollen beim Leben bleiben.“ Die beiden Andern glaubten jetzt auch, so oft eine Welle das Holzwerk, an dem sie hafteten, emporhob, in der angegebenen Richtung Land zu sehen; nach der Vermuthung des Matrosen konnte es das grüne Vorgebirge seyn.

Wie

Wie man aber, ohne Ruder und Segel nach diesem Lande hinlenken könne, das war eine schwer zu beantwortende Frage.

Diese Frage beantwortete jedoch der Matrose durch die That selber. Er zog sein großes Messer aus der Jacke hervor, fing an, mit James Hülfe, von dem Bretterwerk und den Latten ihres Schiffstrümmers Einiges los zu lösen, und zwei Ruder, eines für ihn, das andere für James, waren, so gut es eben hatte gehen wollen, bald in Bereitschaft gesetzt. Nach einigem Ausruhen machte der geschickte Mann auch eine Art von Segelstange fertig, an welcher ein Theil der Kleider und Wäsche der kleinen Mannschaft die Stelle des Segels vertreten mußte. Der Wind war günstig, er blies fast gerade nach dem Lande hin; die beiden Ruder wurden nach Kräften in Bewegung gesetzt, indem der alte Offizier den schwer verwundeten Matrosen sehr oft im Geschäft des Ruderns ablös'te; der Anfang der Fahrt schien ganz glücklich von statten zu gehen. So ruderte und segelte man denn einige Stunden. Als aber diese vorüber waren, da schüttelte der Matrose den Kopf und ließ die Hand am Ruder sinken. „Herr," sagte er, „es ist Alles vergebens; wir kommen so, und wenn wir mit zwanzig Rudern ruderten und mit den besten Segeln segelten, doch nicht zum Lande hin. Ich merke wohl, wir sind in einen Meeresstrom gerathen, der uns da mit sich fortreißt. Seht nur, das Land, das wir heut' am Morgen in Ost-Nord-Osten hatten, steht jetzt schon in Nord-Ost-Norden und ist uns ferner ab als vor mehreren Stunden. Und wenn Ihr nur auf das schwimmende Seegras achtet und die Hand in's Wasser taucht, da könnt Ihr den starken Meeresstrom schon selber sehen und fühlen."

Höchst wahrscheinlich war das Stücklein Wrack, auf dem sich unsre Schiffbrüchigen befanden, in jenen Meeresstrom hineingerathen, welcher, von Westen her, als ein Arm des Mexicanischen Golphstromes seine Richtung nach den Azoren und grünem Vorgebirge nimmt, und dort, durch sein Anstoßen an das ihm entgegen stehende Festland eine solche Kraft gewinnt, daß man mit ihm einen Weg von 60 Seemeilen in zwei Tagen zurücklegen kann, zu dem man, wenn man gegen den Meeresstrom schiffen muß, sieben Wochen gebraucht.

Der arme Matrose hatte auch noch, wenigstens für sich selber, einen andern Grund, die Hoffnung, wieder an's Land zu kommen, aufzugeben. Seine Kopfwunde schmerzte ihn heftig; die über seine Kräfte gehenden Anstrengungen des heutigen Tages hatten das Wundfieber zu einem Grade gesteigert, der ihm nicht einmal mehr erlaubte, sich aufrecht zu halten; er legte sich lang ausgestreckt auf das Gebälke hin, und die beiden Andern saßen theilnehmend neben ihm. Leider waren auch die stärkenden Tropfen, die der Offizier bei sich getragen hatte, jetzt verbraucht, und überdies hatte sich der Kranke zuletzt nur mit großem Widerwillen und mit der Aeußerung eingenommen: ihm scheine es, daß sie sein Leiden eher vermehrten als verminderten. Von Zeit zu Zeit seufzte der Mann tief auf, es war, als wollte sich sein Gesicht zu den Mienen des Weinens verziehen, aber die Augen des armen, abgehärteten Seemannes konnten keine Thräne hervorbringen. Mitleidig fragte ihn der Offizier, ob ihm vielleicht sein Haupt recht schmerze?

„Das thut's wohl auch, sagte der Matrose, aber der größere Schmerz, der mich drückt, der sitzt doch hier.“ — Dabei deutete er mit der Hand auf sein Herz und machte

von Neuem die Miene des Weinens. — „Seht, Herr!“ so fuhr er nach einiger Zeit fort, „ich fürchte den Tod nicht. Ein Herr in Bedford hat mir vor etwa anderthalb Jahren ein gutes Buch, Gottes heiliges Wort, geschenkt; darinnen habe ich anfangs wenig, zuletzt aber immer mehr und öfter gelesen, und Dinge darinnen gefunden, die mir Muth geben, gerade gegen den Tod anzusegeln, ja diesen als einen Hafen zu betrachten, darinnen sich's gar gut ausruhen läßt auf die Stürme der Lebenszeit. Ich weiß es, meine Schuld ist mir erlassen, und ich habe einen guten, festen Grund für meinen Anker; aber dennoch ist Eines, was mir beim Sterben sehr, sehr wehe thut.“

„Und was ist wohl Das,“ fragte der Offizier, „was dir so gar wehe thut?“

„Seht, Herr,“ fuhr der Matrose fort, „ich habe zu Hause eine blinde Schwester und eine alte gebrechliche Mutter. Beiden habe ich in meiner Jugend gar viel Herzeleid angethan; habe meine Mutter arm gemacht durch meine gottlosen Streiche. Denn anfangs, ehe ich Matrose wurde, trieb ich die Profession meines seligen Vaters: das Schusterhandwerk, gerieth aber unter liederliche Gesellen und brachte Alles durch, was unser war. Und wenn meine Mutter oder meine blinde Schwester mich ermahnen wollten, da fuhr ich sie noch hart dazu an, und fügte ihnen tausenderlei Kränkungen zu. Nun bin ich zwar vor etlichen Monaten, kurz vorher, ehe wir von England abfuhren, noch einmal bei meiner Mutter und Schwester gewesen. Ich habe sie bei der Hand genommen und habe gesagt: Mutter, Schwester, vergebt mir's, daß ich so gottlos gegen euch gewesen bin. Seht, sagte ich (hier zogen sich seine Mienen beim Erzählen von Neuem zum

Weinen zusammen), es thut mir wahrlich von Herzen leid, daß ich euch Das gethan habe, aber Mutter, Schwester, bittet Gott, daß er mir meine Sünden vergeben wolle und vergebt ihr mir sie auch." — Die Mutter sagte: „Bill (Wilhelm), ich hab' dir Alles vergeben," und die blinde Schwester sagte dasselbe, und da ich fortging, weinten Beide gar sehr, und die Mutter sagte: „Bill, wenn ich dich nicht hier in der Welt mehr wiedersehen sollte, so gesegne dich Gott, und ich weiß gewiß, daß wir uns dorten im Himmel wiedersehen werden." — „Seht, Herr, so fuhr der Matrose fort, so weiß ich nun wohl, daß meine Mutter mir Alles vergeben und vergessen hat, was ich ihr Leids gethan habe, und die blinde Schwester auch; aber dennoch thut mir's da drinnen im Herzen wehe, daß ich nun nicht mehr zu meiner Mutter und zu meiner blinden Schwester soll hintreten können und sagen: Mutter, Schwester, ich bitte euch noch einmal inständigst, vergebt mir, was ich euch gethan habe."

Der Offizier, der ein recht christlich gesinnter war, tröstete den armen Matrosen auf's Beste und versprach ihm unter Anderm, daß, wenn Gott ihn wieder glücklich nach Hause führen sollte, da wollte er selber nach Exeter zu seiner Mutter, deren Namen und Wohnhaus er sich genau sagen und beschreiben ließ, hingehen und ihr Alles erzählen und sagen, was er von ihm gehört habe.

„Ich nehme Euch beim Worte, edler Herr, sagte der Kranke. Ich beschwöre Euch bei Gott, geht in meiner Mutter Haus, und wenn Ihr hinkommt, da sagt: Sehet, Bill ist auf dem Meere gestorben. Aber er hat gesagt, er wisse es in seinem Herzen, er wisse es aus seiner Bibel, daß er einen gnädigen Gott habe. Euch aber läßt er sagen: Mutter, Schwester, ich bitte euch um Gott,

vergebt dem armen Bill Alles, Alles was er euch zu Leide gethan hat.“

James hatte diese ganze Unterredung mit der tiefsten Bewegung seines Herzens angehört. Jedes Wort des kranken Matrosen war ihm wie ein Schwert in's Herz gedrungen. Er hatte noch nie gefühlt, wie schwer, wie tief er sich an seiner armen Mutter und an all ihrer Güte versündigt habe. Zum erstenmale, seit den schuldlosen Zeiten seiner Kindheit, weinte er ganz inniglich. Er schämte sich seiner Thränen nicht, und wenn die ganze Welt Zeuge davon gewesen wäre; er weinte laut. „Ach, sagte er, Bill, wie glücklich bist du, daß du noch deine Mutter um Vergebung hast bitten können, und daß sie zu dir gesagt hat: Bill, ich habe dir Alles vergeben. — Ich bin ein viel ruchloserer Sohn gegen meine Mutter gewesen als du. — Und du hast deine Bibel, die dir ein fremder Herr geschenkt hatte, so theuer und werth gehalten und so gut benützt, daß du jetzt Trost im Sterben daraus schöpfest; ich aber habe das letzte Erbtheil meines Vaters, das liebste Kleinod, das meine arme Mutter besaß, die Bibel, die sie mir in der Abschiedsstunde schenkte, um ein Glas Branntwein und etliche Pence verschleudert.“

James hatte die letzten Worte kaum hervorbringen können vor lautem Weinen. Der Matrose hätte ihm gern geantwortet, aber ein neuer Anfall von tiefer Schwäche lähmte seine Zunge. Der Offizier verwies den Jüngling, dessen Herz nun wahrhaft von einer göttlichen Reue getroffen war, auf Gottes Erbarmen. Sie hatten indeß Beide jetzt nicht viel Zeit zu sprechen; die Umstände ihres armen Gefährten wurden mit jedem Augenblicke bedenklicher. Ein heftiges Erbrechen, woran er schon in der vorhergehenden Nacht gelitten hatte, stellte sich ein, wobei

die Kräfte schnell vollends erloschen. Als zuletzt das Erbrechen einer schwärzlich-gelben Flüssigkeit ein wenig nachgelassen hatte und der Kranke nun todtenbleich und mit kaltem Schweiße bedeckt da lag, fragte der Offizier: wie ihm nun in seinem Herzen zu Muthe sey? Der arme Bill drückte die gefalteten Hände an seine Brust und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Es ist Frieden.“

Dies waren auch die letzten Worte, die Bill auf Erden sprach. Die Sonne ging jetzt unter, und auf die furchtbare Hitze des Tages trat eine ganz empfindliche Kühle ein. Obgleich die beiden Andern den Kranken mit dem neugefertigten Segel, und James überdies mit seinem Rock ihn zudeckten, ergriff ihn dennoch ein heftiger Schauder, auf welchen Kinnbackenkrampf (Mundsperre) folgte. So lange die Dämmerung noch währte, konnten die Beiden bemerken, wie die Augen des sterbenden Bill mit einer unbeschreiblichen Ruhe gen Himmel gekehrt waren; heftiger Krampf hatte zwar die Gesichtsmuskeln etwas verzogen, hatte aber den Ausdruck des Friedens nicht ganz vom Gesicht verdrängen können. — Die ganze Nacht hindurch saßen die beiden Unglücksgefährten eng gedrängt an der Seite des Sterbenden, dessen todtenkalte, gefaltete Hände der tief bewegte James in seinen Händen zu wärmen suchte und dabei sie oft mit seinen Thränen benetzte. Der Offizier sprach von Zeit zu Zeit, in der Voraussetzung, daß der Sterbende zwar nicht mehr reden, wohl aber hören könne, ein schönes, kräftiges Gebet oder einzelne kraftvolle Sprüche aus der heiligen Schrift, und verscheuchte dadurch bei sich und den Andern das Grausen der langen, schreckensvollen Nacht. Endlich dämmerte wieder über dem Meere der Morgen, und die Kühle der Nacht wurde empfindlicher. Bei dem neuen Tageslicht

sahen die Beiden, daß Bill zwar noch lebte, aber die Augen waren starr und gebrochen, die Lippen bleich, das Angesicht kalt. Der Odem ging immer schwerer aus und ein, und eben als die Sonne über das Meer heraufstieg, da blieb er ganz aus.

„Unser Freund hat's nun vollendet," sagte der Offizier und wischte sich eine Thräne vom Auge ab. „Es ist nichts Leichtes, fuhr er nach einiger Zeit fort, so im Frieden abzuscheiden, und so gerade wie ein aufsteigender Adler in den Morgen des ewigen Friedens einzugehen, wie unser Bill es that. Durch eigene Kraft könnte das auch der Mensch niemals, aber in dem schönen, göttlichen Buche, welches das letzte Kleinod deiner Mutter war, das sie dir gab, da stehen die Wege zu jenem Frieden beschrieben und verzeichnet. Junger Mensch, wenn dich Gott wieder aus dem Meer zu Christen führt, dann versäume nicht, dieses Buch dir selber als ein köstliches Kleinod an dein Herz zu legen und es seyn zu lassen deines Lebens Kraft und deines Fußes Leuchte. Du hast einmal schon jenen Schatz um ein schnödes, berauschendes Gift dahingegeben, und wie mit Füßen von dir gestoßen, was du nun mit Thränen bereuest; bitte Gott, daß er dich bewahren möge, daß du nicht das Gut des ewigen Friedens, daß du nicht das einige Heil deiner Seele um das Gift der schnöden Lust dahin giebst und auf ewig verworfen werdest. Siehe, ich bin von solchem Stande, und Gott hat mich in solche Vermögensumstände gesetzt, daß mir alle Genüsse der Sinnen zu Gebote stünden. Aber über diesen Gütern hat mir Gott ein anderes ins Herz geschenkt: ein Sehnen, ihn zu suchen und meine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern. Und wie ich das könne, das hat mich das Buch gelehrt, welches der Trost und das Kleinod deiner armen

Mutter war. Seitdem bin ich im Besitze von Etwas, das mir über alle Beschreibung theurer, süßer und höher ist, als alle Schätze und Genüsse der Erde: im Besitz einer Freudigkeit und eines Gottesfriedens, von welchem Niemand einen Begriff hat, der ihn nicht selber empfand! — Doch jetzt laß uns die letzte Pflicht an unserm Bill erfüllen: laß uns ihm das Begräbniß eines wackern Seemannes, zwar nicht in dem kühlen Schooß der Erde, aber in den kühlen Wogen des Meeres bereiten. Sind ja beide, Erde und Meer, des Herrn, der seine Todten einst aus Meer und Erde hervorrufen wird zu einem neuen Leben des Leibes. — Sieh nur, wie noch das bleiche Gesicht des Todten in allen seinen Mienen das Wort „Frieden" ausspricht. Ja es ist gut, wenn man in diesem Glauben stirbt, in dem Bill starb."

Der Offizier sprach jetzt, nach den Gebräuchen seiner Kirche, einige Gebete und dann die Worte der Einsegnung über den Leichnam: über dem Samenkorn eines künftigen Lebens der neuen Erde. Darauf ließen Beide den Leichnam sanft von dem Wrack herunter ins Meer gleiten, dessen Wogen bald, wie umfangende Arme, über ihm zusammenschlugen.

„Jetzt laß uns nun, sagte der Offizier, so weit es in unsern Kräften steht, an die Erhaltung und Rettung unseres eigenen Lebens denken. Ich fühle mich sehr einiger Stunden Ruhe bedürftig; wache du, während ich schlafe, und wenn sich indeß etwas Bedenkliches, etwa die Nähe von Klippen oder Sandbänken zeigt, dann wecke mich. Sobald ich mich ein wenig durch Ruhe erquickt habe, dann will ich die Wache halten und du sollst schlafen."

Der Lord legte sich nach diesen Worten auf das Gebälk hin, wo ihm James in Eil aus dem gestern gefertig-

ten Segel ein Kopfkissen bereitet hatte; der Jüngling setzte sich so vor den Schlafenden hin, daß er durch seinen Körper ihm Schatten gab gegen die Morgensonne.

Da war nun, einige Stunden lang, James mit seinen Gedanken ganz allein. Der Offizier, dessen Wort und Wesen ihn mit einer Liebe und Achtung erfüllt hatten, dergleichen ihm noch nie ein Mensch eingeflößt hatte, schlief einen sanften, tiefen Schlaf; der arme Bill, dessen Leichnam der Seestrom noch immer in der Nähe des Wracks mit dahin trieb, schlief einen noch viel tieferen; nur James wachte noch. Aber Gott Lob! er wachte jetzt in einem doppelten Sinne. Der Schlaf der Seele, der Schlaf des Todes war ihm vergangen; er betete zum erstenmale in seinem Leben, so viel er sich dessen erinnern konnte, aus ganzem, tief bewegtem Herzen; jedes Wort seines Gebetes verlangte nach Vergebung und Gnade. — In der That, seine leibliche Lage war nicht die beste. Wie sehr er in den letzten Tagen, vor dem Untergang des Schiffes, hatte an der Pumpe und anderwärts arbeiten müssen, das bezeugten seine wunden Hände; die Zunge klebte ihm jetzt am Gaumen vor Durst, und der Mund war vertrocknet wie ein Scherben; die Eingeweide schmerzten ihn vor Hunger; die Augen waren entzündet und brannten schmerzlich von langer Entbehrung des Schlafes. Und dennoch, bei dem Allen, fühlte er in seinem ganzen Wesen einen Frieden und eine Ruhe, wie er sie noch nie empfunden hatte.

Nach einigen Stunden erhob sich der Lord von seinem Lager und nöthigte den James, sich jetzt an seine Stelle zu legen. Dieser schlief einen Ohnmacht-ähnlichen Schlaf, aus welchem ihm der Offizier am Nachmittag erwecken mußte. „Ich hätte dich gern, sagte er, noch ruhen lassen, aber es bedarf jetzt einer gemeinsamen Anstrengung aller

unserer Kräfte, wenn wir aus einer nahe bevorstehenden Gefahr uns retten wollen. Siehe dorthin. Der Seestrom hat uns, Gott Lob! einem Lande so nahe gebracht, daß man auf den bläulichen Bergen und Hügeln schon die Palmenwälder unterscheiden kann. Aber ehe wir zu jenem Lande kommen können, sind hier in unserer Nähe diese Felsenklippen zu vermeiden, an denen die Wogen mit lautem Brausen anbranden.

James half jetzt dem Lord bald jene Stange, die ihnen gestern als Segelstange gedient hatte, bald aber die Ruder, die noch der arme Bill mit gefertigt hatte, nach Kräften zu gebrauchen, und da die Felsenklippen ohnehin nicht in der Mitte, sondern mehr zur Seite des Seestromes lagen, gelang es durch Gottes Beistand den Ermatteten, schon nach einer halben Stunde der gefahrdrohenden Nachbarschaft zu entkommen.

Bei James hatten jetzt die Schmerzen des Hungers und Durstes eine solche Höhe erreicht, daß sie ihm kaum noch aufrecht zu stehen erlaubten. „Folge meinem Beispiel, sagte der Lord, dann wirst du wenigstens einige Linderung des peinigenden Durstes empfangen.“ Hierauf wendete er sich von James hinweg, kleidete sich aus und tauchte sein Hemd sammt den Unterkleidern ins Meer ein. Dann, ohne sie auszuringen, zog er sie, vom Wasser triefend und rinnend, wieder an. James that dasselbe und fühlte bald eine große Linderung, wenigstens seines peinigenden Durstes. — „Siehe, sagte der Lord, das bittre, salzige Seewasser, das kein Mensch trinken kann, ohne sich, statt der ersehnten Sättigung, das heftigste Leibweh zuzuziehen, wird durch solches Verfahren auf eine Weise durchgeseiht und genießbar gemacht, wie dies durch keine, auch noch so künstliche Maschine bewirkt werden könnte. —

Die Haut eines von Durst ausgetrockneten, schmachtenden Menschenleibes saugt das Wasser ein, und läßt das Salz, wodurch jenes ungenießbar wurde, auf ihrer Oberfläche zurück. Darum sind schon mehrere Male Schiffbrüchige durch eine solche öftere und anhaltende Benetzung ihres Leibes mit Seewasser am Leben erhalten worden."

Das Wrack, geführt von dem schnellen Meeresstrom, kam jetzt mit jeder Minute dem Lande näher, dessen zum Theil grünende Ufer schon deutlich vor ihnen da lagen. Das, was zunächst vor ihnen war und gegen welches der Strom sie hintrieb, erschien als eine kleine Insel. Nicht fern von ihr zeigten sich noch einige andere Inseln; ungleich weiter abgelegen, gegen Osten hin, konnte man die Küstengebirge des Festlandes sehen.

Gerade jene Seite der kleinen Insel, gegen welche die Schiffstrümmer jetzt mit beschleunigtem Lauf der Strömung hinschwamm, war von einer Reihe von Sandbänken und niedern Klippen umgeben. Durch all ihre Anstrengung konnten unsere beiden Schiffbrüchigen es nicht verhindern, daß sie der Strom auf eine der Sandbänke führte, wo sie alsbald so fest saßen, daß alle Mühe, das Wrack loszumachen, umsonst blieb. Das Ufer war wohl noch eine Viertelstunde weit entfernt, die Sonne nahe am Untergange; mit jedem starken Wellenschlage wurde der Zusammenhalt der Latten und Balken des Wrackes lockrer und aufgelöst'er; schon waren mehrere Bretter vom Wasser hinweggeführt.

„Rette du dich nun, James, sagte der Lord, zum Heil deiner Seele und zum Troste deiner armen Mutter. Ich werde wohl das Land lebend nicht mehr erreichen, denn ich kann nur schlecht schwimmen, und wenn ich's auch könnte, so fehlten meinem alternden, schweren Leibe dazu die Kräfte."

„Herr, sagte James, lieber wollte ich zweimal sterben, als euch verlassen. Soll's gestorben seyn, so laßt uns mit einander sterben. Ich denke aber wohl, vorher versuchen wir noch etwas Anderes. Laßt uns das Wrack, das ja ohnedies mit jedem Augenblick vollends zusammenzubrechen droht, verlassen, und da seitwärts nach der andern Sandbank hinüberwaten; denn das Meer ist hier so seicht, daß es kaum des Schwimmens bedürfen wird. Jenseit der nächsten Sandbank sehe ich eine zweite und so eine ganze Reihe, deren letzte sich ganz nahe an's Ufer anschließen."

Der Lord war sogleich zur Befolgung von James Vorschlag bereit. Sie konnten watend, so daß das Meer ihnen nur bis an die Brust ging, bis zur zweiten Sandbank kommen, und so auch noch zu der etwas weiter entfernten dritten. Hier aber waren die Kräfte des Offiziers bis zu ihrem letzten Funken erloschen. „Ich muß meine Bitte an dich wiederholen, James, sagte er. Laß mich hier liegen und rette nur dich. Vielleicht findest du auf der Insel Menschen, deren Hilfe du auch zu meiner Rettung benützen kannst."

„Mein Herr, sagte James, der sich zu diesem Lord mit einer dankbaren Anhänglichkeit hingezogen fühlte, die ihm zu jeder Aufopferung Kraft gab; jetzt, bei bald einbrechender Nacht, lasse ich euch nicht allein da, auf einer Sandbank, liegen, auf der euch in wenig Stunden die zurückkehrende Fluth ertränken könnte. Ich weiß nicht, ob ich auf der Insel Menschen finde, und ob ich, wenn ich einmal am Lande angelangt bin, noch Kräfte haben werde, noch einmal mich herüber zu euch zu arbeiten. Darum bitte ich euch um Gott, setzt euch auf meinen Rücken und laßt mich, so gut das eben gehen will, euch hinübertragen an's Land."

Die Liebe gab dem ermatteten Jüngling ungewöhnliche Kraft. Auf jeder Sandbank ruhte er ein wenig aus, und ohne sich die Anstrengung, die ihm das Tragen des schweren Mannes verursachte, merken zu lassen, faßte er dann nach wenig Minuten seine ihm theure Bürde wieder auf den Rücken, und so gelangten Beide noch vor Sonnenuntergang an's Ufer.

„Jetzt laß uns danken für unsere Rettung," sagte der Lord, indem er am Boden niederkniete. Der arme James, dem von großer Mattigkeit und Anstrengung Arme und Füße zitterten, kniete freudig neben ihn hin, und bei dem Beten ward es ihm, als ob eine Quelle neuer Lebenskräfte von seinem Herzen nach den Gliedern ausginge. Er hatte ja heute für eine doppelte Rettung, nicht blos für die des Leibes, sondern auch für die der Seele zu danken.

Die Beiden schwankten jetzt, mit matten Füßen, landeinwärts, und der Offizier stützte sich beim Gehen auf James. Schon nach einigen hundert Schritten hörten sie ein kleines Bächlein rauschen. Welche Erquickung gab das frische, süße Wasser den beiden vor Durst Schmachtenden! Sie bemerkten jetzt Felder, auf europäische Weise gebaut; ein Fußsteig lief durch die Reis- und Baumwollenpflanzungen hin; in einiger Entfernung stand ein Crucifix. Gott Lob! sagte der Lord, so sind wir doch zu Christen gekommen. — Unter den Bäumen zeigte sich jetzt ein Haus, das durch seine Gestalt und Einrichtung europäische Erbauer und Bewohner verrieth. Dieses Haus gehörte, wie sich bald zeigte, einem Pflanzer, der von spanischen Voreltern abstammte. Die Bewohner sprachen jenes entstellte Gemisch mehrerer europäischen Sprachen, das man in diesen Gegenden der afrikanischen Küste öfter, von Negern wie von den Abkömmlingen der Europäer, reden hört.

Der vielgereiſ'te Offizier verſtand die Sprache ein wenig; in ihr erzählte er den Bewohnern des Hauſes ſein und ſeines Gefährden letzterduldetes Schickſal, und bat um Aufnahme und gaſtliche Pflege.

Zu beiden ließ ſich der Beſitzer des Hauſes bereit finden; man reichte den Schiffbrüchigen einige Erquickungen und wies ihnen hierauf ein Lager zur Ruhe an.

James ſchlief bis in die Morgenſtunden des nächſten Tages hinein einen tiefen Schlaf. Wie ſehr erſchrak er aber, als er bei ſeinem Erwachen ſeinen edlen Gefährten krank, in heftigem Fieber, und ſo ermattet fand, daß er nicht vom Lager aufzuſtehen vermochte. „Ich habe eine ſchlechte Nacht gehabt, ſagte der edle Kranke; mein alternder Körper war einem ſolchen langen Kampfe mit dem Meere nicht mehr gewachſen. Ich will dir wünſchen, mein guter James, daß dir nicht doch noch endlich das Loos möge beſchieden ſeyn, auch mich im fremden Lande zurückzulaſſen."

James nahm ſich der Pflege ſeines Kranken mit einer Treue und ausdauernden Liebe an, der er ſich ſelber nicht für fähig gehalten hätte, und zu der er auch wirklich vor kurzer Zeit noch nicht fähig geweſen wäre. Ach, ſo dachte er oft, wenn er, lauſchend auf jede Bewegung des Kranken, nebem dem Lager von dieſem ſaß, hätte ich doch dieſelbe Treue und Liebe meiner armen Mutter bewieſen, oder könnte ich dies einmal noch künftig thun. Wie ſollte ihr Das ein ſo ſüßer Troſt in ihrem Alter, und eine Vergeltung aller der um mich erduldeten Schmerzen und Sorgen ſeyn.

In den erſten Tagen des Krankſeyns des edlen Lords und des Aufenthaltes auf der kleinen Inſel, ging es, bis auf die Sorge und Leiden, welche die Krankheit mit ſich

brachte, den beiden Schiffbrüchigen recht erträglich wohl. Der Pflanzer, der sie aufgenommen hatte, ließ ihnen bereitwillig Alles zukommen, was zu ihrem Unterhalt unentbehrlich war, und überdies hatte der edle Lord ihm schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes durch James, der bald auch in der gemischten Sprache sich ausdrücken lernte, seine goldne, mit edlem Gestein geschmückte Uhr hinübergesendet und ihm sagen lassen: bei seinem Tagesgeschäft sey eine gute Uhr ihm wohl ein angenehmer Begleiter, während er auf dem Krankenlager keiner Uhr bedürfe. Er ließe ihn deßhalb bitten, diese geringe Gabe zum Andenken des gestrigen, freundlichen Empfanges von ihm anzunehmen. — Aber der wohlwollende Pflanzer mußte eine Geschäftsreise nach dem Festlande, in eine seiner abgelegenen Besitzungen machen; eine Reise, die ihn auf länger als vier Monate von dem hiesigen Hause entfernte. Die Haushaltung und Aufsicht über alle Geschäftsführung war indeß einem Weibe übertragen, die eine Mulattin war, und welche selber an dem Anwesen des Colonisten auf dieser Insel einen bedeutenden Antheil zu haben schien. Kaum war dieser verreis't, als die beiden Geretteten alsbald eine große Aenderung ihrer bisherigen Lage erfahren mußten. Das Weib ließ sie zuerst fragen: ob sie wohl noch eine Uhr hätten, die sie ihr zu ihrem Geschäft ablassen könnten, denn der Mitbesitzer der Pflanzung, Pedro, habe die andere, die sie hinübergesendet hätten, mit sich genommen. Da sie aber erfahren, daß jene Uhr das Einzige von Geldwerth gewesen sey, was die Beiden aus ihrem Schiffbruche gerettet hatten, veränderte sie ihr Benehmen gar sehr. Als James, wenigstens für den edlen Lord, eine Erquickung zu haben wünschte, ließ sie ihm heraussagen: sie sey nicht gewöhnt, Müßiggänger in ihrem

Hause zu nähren. Die Feldarbeit fordre in diesem Augenblick die Theilnahme rüstiger Hände. Wolle er für sich und seinen Kranken Brod haben, so möge er arbeiten.

Der Lord, dem James diese Aeußerung des Weibes wiedererzählte, sagte: „Nimm diese Worte nicht zu schwer auf, mein James. Es fehlt ja wohl wirklich auf dieser Insel an arbeitenden Händen. Ich fühle mich in meiner Krankheit um Vieles erleichtert und gebessert, und mit Gottes Hülfe kann ich deiner Pflege nun entbehren. So gehorche der Frau und lege bei der nöthigen Arbeit mit Hand an, wo du nur kannst."

James war dazu gern bereit, denn sein Herz war jetzt durch Gottes Gnade zu allem Guten willig geworden; er arbeitete vom Morgen bis zum Abend für sich, und, als sein edler Freund vom Krankenlager wieder aufgestanden war und man nun auch diesem allerhand Geschäfte aufbürden wollte, auch für diesen, mit einer wahrhaft kindlichen Treue und Sorgsamkeit. Der Mulattin gefiel die Arbeitsamkeit des jungen, rüstigen Burschen; sie ließ es den Beiden von nun an wieder an nichts Nöthigem fehlen, und schien besonders in die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit dieser Fremden ein gutes Vertrauen zu setzen. — War ja auch wenigstens der Sonntag selbst, für den armen James, großentheils ein Tag der süßen Ruhe und Erholung.

Wenn der Jüngling so am Sonntag im Schatten seiner Hütte oder eines Baumes saß, da füllte sich sein Auge oft mit Thränen der Sehnsucht nach dem letzten Erbtheil seiner Eltern; nach dem lieben Buche, darinnen Alles enthalten ist, was zum Heil, zum Trost, zum Frieden der Menschenseele dienet. „Ach, betete er, gieb mir doch hier in der Wüste das Brod des Lebens, führe mir

doch

doch einst wieder eine Bibel zu." — Der Wunsch des Jünglings wurde auf eine unerwartete Weise erfüllt. Eines Tages sendete ihn die Mulattin in den oberen Raum eines Nebengebäudes, damit er dort einen Bohrer suchen solle. Da sieht er an der Wand mehrere europäische Kleidungen hängen, dabei Gewehre, und in demselben Kasten, wo der Bohrer lag, sieht er ein Buch; er schlägt es auf, und wie groß ist seine Freude! es ist das theure Bibelbuch in englischer Sprache.

Vor Freuden außer sich nimmt er den Bohrer in die eine, das Buch in die andere Hand, läuft hinab zu der Vorsteherin des Hauses, und fragt sie, ob sie ihm wohl um Gotteswillen verstatten wolle, zuweilen in dem Buche zu lesen. Die Mulattin lacht und sagt: „Das Buch ist im vorigen Jahre mit aus einem gescheiterten Schiffe gerettet worden; Keiner von uns kann darinnen lesen; wenn du recht fleißig arbeiten und ordentlich seyn willst, so kannst du meinetwegen das Buch ganz behalten."

Mit Entzücken drückt der Jüngling das liebe Bibelbuch an sein Herz und trägt es wie ein unschätzbares Kleinod in seine Hütte. Er verdoppelt seinen Fleiß, seine Aufmerksamkeit auf alle Wünsche und Winke der alten Haushälterin und erleichtert dadurch sich und seinem edlen Freunde das gemeinsame Loos gar sehr. Sich selber hat er aber eine noch unbeschreiblich viel größere Erleichterung aller der innern Lasten, die ihn bis dahin drückten, verschafft, durch das werthe Buch, das er sich von Dem erbetet hatte, der ja solche Wünsche gern erhört. So lang es nun Tag war, benützte er jeden ihm zur Ruhe vergönnten Augenblick zum Lesen; den ganzen Sonntag legte er das liebe Buch fast gar nicht aus den Händen. Es war aber auch als seyen ihm auf einmal die Schuppen.

die ihn bis dahin am Sehen hinderten, von den Augen gefallen. In dem von ihm vorher so gering geachteten, göttlichen Buche sah er jetzt eine Herrlichkeit und Weisheit, welcher alle Herrlichkeit und Weisheit der Erde nicht zu vergleichen ist; er fand darinnen eine Lust, welche lieblicher, ausdauernder und inniger war als Alles, was er bis dahin als Lust gekannt hatte. Wenn ihm beim Lesen, besonders Anfangs, eine oder die andere Frage einfiel, so beantwortete ihm diese gern der edle Lord, der sich an dem von Gott geprüften Eifer seines jungen, kindlich treuen Freundes innig erfreute. So wurde das Herz des Jünglinges fest und er fand in Gottes Offenbarung einen Grund, der nach einem Vergleich des sterbenden Bill, „seinen Anker ewig fest hielt.“ — Der Meeresstrom, der ihn zu dieser Insel, die er später oft seinen geistigen Geburtsort nannte, hingeführt hatte, war für ihn einer jener segnenden Ströme der göttlichen Erbarmung gewesen, welche Alles, was lebt und Odem hat, erfüllen, mit Sättigung und Wohlgefallen.

Die innere Kraft der Freudigkeit, die seit den Stunden der göttlichen Traurigkeit, bei Bills Tode, in James Herz gekommen war, trug ihn zwar wie auf Adlersfittigen über alle die Mühseligkeiten und auch Kränkungen hinweg, die sein jetziger Stand, der im Grunde genommen nicht viel besser, als ein Sklavenstand war, mit sich brachte; aber der Leib, der von Kindheit an solcher Beschwerden ungewohnt war, fing denn doch nach mehreren Wochen an, unter der Last der Arbeit und des afrikanischen Klima's gebeugt zu werden. Oefters glaubte er kaum bis zum Mittag, noch weniger bis zum Abend bei dem sauren Geschäft des Grabens oder Hackens ausdauern zu können, und er schrieb es nur der innern Stärkung zu,

die ihm das Gebet gab, daß er nicht dabei unterlag. Wenn dann endlich die glühend heiße Sonne untergegangen und nun etwa auch jene Zugabe vom Tagesgeschäft vollendet war, welche die strenge Aufseherin ihm noch aufgetragen hatte; dann konnte er nur mit schlotternden Knieen an sein Lager schleichen, auf welchem ihn öfters die fieberhafte Ueberspannung, die das unmäßige Anstrengen in ihm erregt hatte, auch nicht einmal die gewohnte Ruhe finden ließ. Die Wangen des Jünglings waren dabei verfallen; ein öfteres Bluten aus der Nase, obgleich durch dasselbe vielleicht andere, heftigere Krankheiten verhütet wurden, half die Entkräftung beschleunigen.

Der edle Lord sah dieses Alles mit der innigsten Theilnahme. Er versuchte öfters, dem James sein Geschäft zu erleichtern und selber Hand anzulegen; aber der Jüngling war so eifersüchtig auf die Erfüllung seiner Doppelpflicht, für sich und seinen theuren, väterlichen Freund zu arbeiten, daß er mit Bitten nicht nachließ, bis der Lord, dessen alternde Hand von der neulichen Krankheit noch geschwächt war, wenigstens von aller schweren Arbeit sich enthielt. „James, sagte dann der Lord öfters, du hast auch äußerlich dem Gesetz deines Vaterlandes, das gerechte Strafe über dein Verbrechen aussprach, Genüge geleistet. Zehn Jahre in Botany-Bay wären für deine leibliche Kraft kaum so anstrengend und hart gewesen, als die zehn Wochen, die du hier auf der Insel verbracht hast. Ich hoffe, dies sind die Wege des Friedens und der gnädigen Führung, um dich ehrer wieder in die Arme deiner Mutter zurückzubringen.“

An einem Feiertage, als sich James in der heißen Mittagszeit mit seinem lieben Buch in den Schatten eines Felsen gesetzt hatte, um da leiblich und geistig auszuruhen,

hörte er plötzlich mehrere laute Stimmen in der Sprache seines lieben Vaterlandes reden. Er wendete sich um, und sah, daß der edle Lord mit noch zwei andern Herren auf ihn zukam. „James, sagte der Lord, der Tag der Erlösung, der Tag der Heimkehr zu unserm Volk und in unser Land ist gekommen. Ein englisches Schiff, das aus Ostindien zurückkehrt, liegt nicht fern von hier vor Anker; ein Boot, darinnen diese Männer waren, ist hieher gekommen, um frisches Wasser einzunehmen, es wird uns noch in dieser Stunde zu Schiff bringen, dessen Kapitän noch überdies mir wohl bekannt ist."

Der arme James war bei dieser Nachricht auf eine eigene Weise bewegt worden. „Ach mein Herr, sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln, wie darf ich, der arme Verbrecher, meinem Vaterland und seinen Gesetzen mich nahen?"

„Du gehst, antwortete der Lord, unter Gottes, und wenn ich Das hinzusetzen darf, auch unter meinem väterlichen Geleit und Schutz zurück in's Vaterland. Ich werde dort für dich reden; was billig ist wird geschehen."

Die Verabschiedung vom Hause des Kolonisten war geschehen. Der edle Lord hatte das Boot, das Wasser holte, in Eil wieder zum Schiff gesendet, und dort sich aus der Börse des Kapitäns ein Darlehen verschafft, mit welchem er die Leute des Hauses, das sie beide nach ihrem Schiffbruche aufnahm, so reichlich beschenkte, als ob sie hier die stattlichste Bewirthung und Bedienung in Anspruch genommen hätten. Selbst die alte Mulattin schien gerührt beim Abschied, und begleitete ihre bisherigen Hausgenossen bis an's Boot; James dankte ihr noch einmal mit Thränen in den Augen für das theure, werthe Buch, das sie ihm schenkte.

Während nun die Beiden auf dem englischen Schiffe, dessen Kapitän sie freudig aufnahm, ihre Reise ohne allen Anstoß vollends nach England fortsetzen, ist es Zeit uns auch einmal wieder nach der Mutter des James umzusehen. Vielleicht erscheint es hart von dem Unteroffizier, der die von James so schnöd vergeudete Bibel an sich kaufte: aber es geschah von ihm in guter Meinung, daß er bei seiner Rückkehr nach London nichts Eiligeres zu thun hatte, als zu der armen Mutter, deren Wohnung er beim Gefängnißwärter erfragte, hinzugehen, und derselben ihre Bibel wieder zu geben. „Da habt ihr nun euer letztes Kleinod wieder, sagte er, euer Sohn war es nicht werth; er hat's um ein Glas Branntwein verschleudert."

Durch diese Nachricht wurde die arme Wittwe vollends ganz zu Boden geschmettert. Ein Schrei des Schmerzens entfuhr ihr, sie sank todtenbleich hin auf den hölzernen Sessel, der, nebst einer Bank mit Strohkissen, noch das einzige Geräthe ihres Zimmers geblieben war. Sie hatte längst schon geglaubt, keine Thränen mehr zu haben; nun flossen dennoch Ströme der schmerzlichsten Thränen. Auch die letzte Hoffnung, die sie noch gehegt hatte für James, schien ihr nun dahin zu seyn — der Sohn der Schmerzen war zum Gerichte reif. — Mitleidig stand der gutmüthige Unteroffizier. „Tröste euch Gott, ihr armes Weib, rief er, ich kann euch nicht trösten. Aber ich komme bald wieder zu euch."

Der Unteroffizier lief eiligst nach Hause zu seiner Frau, die in ihrer Weise eben so wohlwollend war, als ihr Mann, und mit dem Geschäft einer Wäscherin, das sie betrieb, sich wohl ernährte. Die Wohnung des Unteroffiziers lag zum Glück von der der Wittwe nicht weit

ab; die beiden Eheleute waren deßhalb bald wieder bei der Leidenden, die sie, ausgestreckt auf das Strohlager, in den heftigsten Brustkrämpfen antrafen. Die mitleidige, arme Hausgenossin stand bei ihr; aber es fehlte auch an Allem, was ihr hätte können zur Erquickung dienen. Das gute Weib des Unteroffiziers lief sogleich, holte einen Arzt, der in der Nähe wohnte, und in dessen Hause sie als Wäscherin bekannt war; besorgte dann Thee und einige andere Stärkungen. Der Arzt sagte: „Hier bedarf es vor Allem der Ruhe; und der ausgemergelte Leib muß Nahrung und Pflege haben.“ Der Unteroffizier hatte indeß dem Arzte Alles, was er von dem Schicksal der armen Wittwe wußte, erzählt. Der Doktor war gerührt. „Laßt jetzt mich sorgen, sagte er, ich habe eine Freundin, Miß Emilie L., der es Lust ist, wohlzuthun, und die Thränen solcher Schmerzen zu stillen. Noch heute soll die Arme haben, was sie bedarf.“

Der Arzt hielt Wort. Noch an demselben Tage erhielt die Wittwe einen Besuch der edlen Miß Emilie L., welche mit dem geistigen Troste, welchen sie aus der rechten Quelle zu schöpfen wußte, zugleich den leiblichen brachte. In der nächsten Nacht schlief die Leidende in einem sanften, bequemen Bette; sie aß und trank aus der Küche der Emilie L.; seit der langen Zeit ihres Wittwenstandes war ihr armer Leib nie so gelabt und gepflegt worden, als jetzt, wo er eben beides am meisten bedurfte.

Aber bei diesem Allen blutete dennoch die innere Wunde, der Schmerz um den verlorenen Sohn, noch immer fort. Es nahte jetzt Ostern; acht Monate waren vergangen seit der furchtbaren Stunde des Abschiedes von James. Da kam Nachricht: das Schiff, welches jene Verbrecher, unter denen James war, hinwegführte, sey wahr-

scheinlich untergegangen. Der unglücklichen Mutter blieb die Nachricht nicht verborgen. „Ach, so weinte und betete sie, wenn auch der Leib zu Grunde gegangen ist, möge doch Gottes ewiges Erbarmen die Seele gefunden und gerettet haben."

Um dieselbe Zeit, als in London Viele, vor Allen die Freunde des edlen Lords, den vermeintlichen Tod der Ihrigen beklagten, war der Ostindienfahrer, der den James und seinen väterlichen Freund an Bord hatte, schon an der Küste von England, im sichern Hafen gelandet.

Als die Beiden, am dritten Tage nach ihrer Landung, auf der Themse hinanfuhren, fragte der Lord den James: „Sage mir, mein junger Freund, im Fall dir, wie ich es hoffe, deine Schuld vergeben, und dir verstattet würde, als reuiger und durch Gottes Gnade gebesserter Sünder, im Vaterland zu bleiben, welchen Stand würdest du dir wählen?" — „Keinen andern, sagte James, als den Stand, den sich der verlorene Sohn bei seiner Rückkehr erbat: den Stand eines Taglöhners. Ich habe nun arbeiten gelernt, und hoffe hier in England wird mich's auch minder sauer ankommen, als im heißen Afrika. Im Schweiß meines Angesichts will ich von nun an mein Brod essen, und jeden Bissen mit meiner armen, lieben Mutter, wenn sie anders noch lebt, theilen."

„Brav, sagte der Lord, zum Landbauer kann ich dich selber machen."

London war erreicht, und James mußte den edlen Lord in sein Haus begleiten. Die Menge der Dienerschaft, die Pracht und der Reichthum des Hauses setzten den Jüngling in eine nicht geringe Verlegenheit. „Seht da, sagte der Lord, als die ersten, innigen Bewegungen des Wiedersehens der Seinen etwas stiller geworden waren,

den Retter meines Lebens. Dieser junge Mensch hier, ein durch Gottes Gnade geheilter und bekehrter Sünder, hat mich mit eigener Lebensgefahr auf seinen Schultern den durch die Ebbe gebahnten Weg, über die Sandbänke des Meeres getragen, als meine Kraft so schwach war, daß mich die wiederkehrende Flut, unfähig ihr zu entfliehen, gefunden und verschlungen hätte. Er ist mein Krankenwärter, mein Pfleger, mein Versorger gewesen im fremden Lande; hat für mich dort, mit aufopfernder Treue, des Tages Last und Hitze getragen, und in der That, daß ich heute euch wieder sehe, das danke ich nächst Gott diesem Jüngling."

Die edle Dame des Hauses und die beiden Schwestern des Lords dankten dem James mit Thränen im Auge; James, so sehr ihn Verlegenheit und noch mehr das fühl seines Unwerthes drückten, empfand ein Vorgefühl der Freuden des Himmels.

„Du bleibst heute hier, sagte der Lord, deine Angelegenheit besorge ich, und morgen suchen wir zusammen deine arme Mutter auf."

Man wies dem Jüngling ein Zimmer an. In wenig Stunden sah er sich mit anständigen Kleidern versorgt; eine volle Börse mit Gold reichte ihm der Lord mit den Worten: „Das gebe ich dir im Voraus für deine künftigen Taglöhnersdienste; theile diesen Bissen mit deiner Mutter." — Auch der Sachwalter, der im Dienste des Lords stand, war nicht müßig gewesen. Auf die Fürbitte und Bürgschaft des hohen Lords durfte James frei in die Stadt gehen, wohin er wolle, bis seine Sache vor Gericht entschieden sey. — Selbst von James Mutter hatte man Erkundigung eingezogen, und erfahren, daß sie im erträg-

lichen Wohlbefinden sey. Die Zurückkunft ihres Sohnes war ihr noch verschwiegen worden.

Am andern Morgen, am heiligen Osterfeste, befahl der Lord dem James, ihn in seiner Kutsche zu begleiten. Sie fuhren zuerst zur Kirche, um Gott mit seiner Gemeinde zu danken für ihre Erlösung und Rettung, und mitzufeiern das seligst froheste Fest der Christenheit. Mit welcher Bewegung dies geschahe, das konnte nur Der wissen, der nach einer solchen, acht monatlichen Trennung zum erstenmale wieder ein solches Fest mitbeginnt im theuern Vaterland. Gleich nach dem Gottesdienst hieß der Lord seinen Kutscher nach jenem Theile der Stadt hinfahren, wo James Mutter wohnte. Als die Beiden vor der Wohnung der Wittwe ausstiegen, ergriff den Jüngling ein so heftiges Herzklopfen, daß er sich erst fassen mußte, ehe er im Stande war, die Treppe hinanzusteigen. Unbemerkt kamen sie hinauf zu dem einsamen Zimmer. Der Lord trat zuerst hinein. „Liebe Frau, sagte er nach kurzer Begrüßung zu der etwas erschrockenen Wittwe, ich weiß, daß ihr von Herzen eine Christin seyd, und daß Ihr euern Trost und eure Freude an Gottes Wort findet. Ihr kennet die Geschichte vom verlorenen Sohne. Wie wär's, wenn in diesem Augenblicke ein solcher verlorener Sohn zu euch hintrete und zu euch sagte: Mutter, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, aber vergib mir all das Herzeleid, das ich dir angethan habe, würdet Ihr ihm wohl da von Herzen vergeben?"

„Ach mein James, mein James, rief die Mutter mit innigster Bewegung, lebt mein armer James noch?" — Er lebt nicht blos leiblich, sagte der Lord, er lebt geistig

als ein geretteter und begnadigter Sünder!" — In diesem Augenblick ging die Thüre auf und James stürzte zu den Füßen seiner Mutter. — Die Thränen der Armen waren von nun an getrocknet; sie hatte den verlorenen Sohn und in ihm den Freund, den treuen Begleiter auf dem gemeinsamen Wege des Lebens auf ewig gefunden.

Der edle Lord blieb auf dem begonnenen Wege seiner Wohlthaten nicht stehen. Seiner vielvermögenden Fürsprache und kräftigen Verwendung gelang es, dem James, als dem Retter seines Lebens, Vergebung und die Lossprechung von dem Verbannungsurtheil auszuwirken; er selber war und blieb mit seinem ganzen Vermögen Bürge für das künftige Benehmen des Jünglings. Und er konnte Dies getrost; für James und seine ganze spätere Lebensführung bürgte ein Anderer, der mehr als ein irdisches Vermögen, der Blut und Leben zur Bürgschaft dahin gegeben hat, und welcher kräftig sorget, daß keine jener Seelen verloren gehe, die ihm recht übergeben sind. — Auch hiebei blieb die Wohlthätigkeit des edlen Lords nicht stehen. Er beschenkte den James mit einem schönen Landgut, welches eines seiner vielen Besitzungen in Westmoreland war. Dorthin zog James mit seiner Mutter, ward der Trost ihres Alters, ein Freund und Pfleger der Wittwen, der Waisen, der Dürftigen; ein Muster und Vorbild aller christlichen Landleute der Umgegend. Nach seinem Tode, so hatte der kinderlose Lord es festgesetzt, sollte James noch ein zweites, ansehnlicheres Gut zum Erbtheil haben.

Auch das Versprechen, das der Lord dem armen, sterbenden Bill gab, hatte er nicht vergessen. Er suchte die

alte Mutter und die blinde Schwester des Verstorbenen auf und tröstete Beide geistlich und leiblich. Sehet dies da, sagte er zu diesen, als er ihnen zu ihrer lebenslänglichen Versorgung ein nicht unbedeutendes Kapital anwies, als ein Erbtheil eures seligen Bill an, der uns mit den letzten Kräften seines sterbenden Leibes so weit durch's Meer hindurch gerudert hat, bis der Meeresstrom kam, der uns aus Bill's Händen im Empfang nahm und nach Gottes Rathe an den Ort unserer Rettung hintrug."

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.

Conrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, in einer kleinen Stadt in Hessen. Er hatte sehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waisen in sein Haus und seine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, seine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, so unvermögend er selber war, stimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhülfe, in den Wunsch der Lehrer ein, und so trat Conrad, mit dem lebendigsten Eifer, den Weg der wissenschaftlichen Bildung an, welcher ganz seinem Verlangen entsprach. Die gewöhnlichen Schulstudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm sein Durchkommen aufs Möglichste erleichterte. Aber eben dieser freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andre Universität und folgte demselben; Conrad stand wieder allein mit seinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und selbst diese armen Mittel sollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher sich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühsam ernährt hatte, starb plötzlich; sein sehr geringer Nachlaß

gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Goldstücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei seinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage seinem Neffen geschenkt, und sorgfältig, mit Hinzuschreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier worinnen die Münzen eingewickelt waren, für diesen aufgehoben hatte. Diese ganze Erbschaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung seiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge seines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, sondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war sogar Willens, jene kleine Sparkasse den Kindern seines Onkels dazulassen; der Vormund derselben aber rieth ihm, er solle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel sey, einst ein Amt bescheere, das ihm sein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Universität zurück. Er verdoppelte seinen Fleiß, während er zugleich seine schon vorhin sehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte herunter setzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamen Oheim ersparte Summe, noch das Einzige sey, das ihm zur Fortsetzung seines Studirens geblieben war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelnem Schneegestöber; der arme Conrad wagte es nicht von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in jener Universitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht; da erbarmte sich seiner sein Wirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den sein Geschäft, als Schmied,

fast den ganzen Tag außer dem Zimmer, in der Werkstätte aufhielt, indem er ihn einlud, in seiner wohldurchheizten Stube so viel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr gieng jetzt zu Ende, in welchem unser Conrad viel gearbeitet und wenig gegessen hatte; denn seine tägliche Nahrung, seit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von seinem Hauswirth zum Mittagsessen eingeladen wurde, fast nichts anderes gewesen als Kartoffeln, Brod und Obst. Bei all seiner Sparsamkeit sahe er sein ererbtes Geld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornämlich Stiefel sich kaufen, deren er nöthig bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nächsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch sein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern gesegnet, mit andren äußren Glücksgütern aber nur wenig versehen hatte. Von diesem war Conrad schon mehrmalen, durch einen Handelsmann der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladen worden: er solle ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe, gegen ihn, den Verlassenen, so wohl that, beschloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; schon am nächsten Tage gegen Abend traf er bei seinem alten Pathen

ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm.

„Warum," so fragte der alte Freund seines väterlichen Hauses eines Tages Conrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Holland? Sie wissen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres seligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen. Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in diesen Tagen mit wenig Kosten, ja vielleicht ganz umsonst, auf einem Rheinschiffe bis noch Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohl bekannt ist."

Der Jüngling zögerte nicht lange auf diesen Vorschlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Kornschiff machte freilich keine großen Tagreisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unserm Conrad die Zeit nicht lang werden, welche dieser auch noch überdieß zum Lesen und zum Schreiben auf dem langsam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabschiedete sich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu diesen

Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo Jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstund, hatte er nach einem anständigen und nicht zu theurem Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinschaftlichen Hindurchgehen, durch eine der nächsten Straßen, ein Gasthaus an, das zwar nicht zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geringeren gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich als er ein Nachtessen begehrte, brachte man ihm viel mehr, als er gewünscht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwieß, war so reinlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte wie spät es sey; zu der Beschämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach seiner Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündlein und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer sein Rathgeber und Führer war, hatte er sich nach den

noch

noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber sein Sohn am Leben und ein sehr vermöglicher Kaufmann sey, welcher noch überdieß eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Comtoirdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau bestimmen lassen. Er fragte jetzt einen müssig an der Straße stehenden Mann nach den ihm bezeichneten Hause; dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigens, einen halben Gulden, und ließ sich auch schlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus seines Verwandten ein. Du kommst ja hier nicht nur zu nahen Vettern sondern überdies zu deutschen Landsleuten, so sprach er sich selber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauses. Man wies ihn in das Comtoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre still gestanden hatte, fragte man endlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, schrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was ist denn euer Begehren?“ — Der Jüngling erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da sprach einer der jüngeren Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutschen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Conrad reichen, dieser aber, tief

bewegt, verbeugte sich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geschäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortschrieben.

Als er wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag schon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde, heute sich sättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreise nach Deutschland bestreiten solle? Der unerfahrere Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unübersehlichen Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt, wie der Vorstadt, und in der Sorge, etwa wieder einen so theuern Wegweiser zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb sich verirrt, an einer von seinem eigentlichen Heimwege weit abgelegnen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder heranwärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, die sich reichlich gesättigt hatten an dem Tisch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautschreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Conrad seine Thränen; „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlassen noch versäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod bescheeren und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland".

Während er so am Strande hingeht, sieht er, daß die immer höher anschwellende Fluth eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dam-

mes, Conrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Addresse sich durch das Glas deutlich lesen lässet, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist. In gedankenloser Neugier will er sie am Boden zerschlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich aussehender Mann zuerst Holländisch und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutsch versteht auf Deutsch an und räth ihm, nachdem er die Addresse auf dem inliegenden Papier gelesen: er solle die Flasche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuschrift gerichtet war, denn auf diese Weise geben zuweilen Seeleute, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte, wichtige Nachricht; und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, sey verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Conrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen sey, und daß er, gegen Rotterdam hin, noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müsse.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, war es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst du bei deutsch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich so verächtlich, wie wird

es dir erst hier bei den ganz Fremden ergehen", so denkt er bei sich selber. Doch sagt er einem der Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führt ihn sogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt Conrad niedersitzen, und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Inlage gelesen, sagt er in ziemlich geläufigem Deutsch: „Gott Lob, daß wir indeß neue und bessere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche ins Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker; dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen seyn.

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Balding, sagte der Jüngling, und bin aus Hessen.

Wie? fragte der alte Herr, ist Ihr Vater nicht Prediger in * * ?

Mein Vater war allerdings an diesem Orte Prediger, aber er starb schon vor fast 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch sie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte und sagte: „Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem

Hause wie einen Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einfluß Ihres Vaters noch ein andres, besseres Leben in meiner Seele, welches seitdem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn, aus meinen jugendlichen Verirrungen, zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäft an, und Gott hat mich reichlich gesegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hause des edlen Holländers so einheimisch, als sey er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien gieng aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seiner Abreise auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche, auf sein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handelshause in Kassel, jedes Vierteljahr 200 holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er diesen sahe. Denn nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland und erhielt, durch eine besonders günstige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es, bald nach seiner Anstellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten und erhielt diese. Das schöne, große Haus, das Conrad Balding in Amsterdam bewohnte, und in welchem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden,

der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser“. Auch den Kindern seines treuen Pflegvaters und Oheims in Hessen hatte Herr Balding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr Vater in seiner Armuth auf ihn gewendet hatte; sie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensspruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eignes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes tägliches Brod in Frieden essen konnte.

Hanfel von Dietfurt.

Als ich einmal vor mehreren Jahren auf einer Wanderung war, kam ich müde und hungrig genug im Wirthshaus zu Gemünden am Maine an, und während ich mich da an etwas Weißbrod und einem Schoppen Wein labte, trat ein Mann mit einem Knäblein herein und setzte sich höflich grüßend in meiner Nähe nieder, um da zu seinem Schwarzbrod ein Glas Aepfelmost zu trinken. Der Mann fiel mir auf; er war von stattlicher Figur, und sein Anzug, bis auf den linken Aermel, welcher etwas zerrissen schien, ganz sauber. Mehr aber, als der Mann selber, gefiel mir sein kleines, rothbackiges Büblein, das von Zeit zu Zeit auf mich und mein Weißbrod hinschaute, so daß mirs schien, es möchte wohl lieber Weißbrod mit mir essen, als Schwarzbrod mit seinem Vater. Ich winkte daher den Kleinen zu mir hin, und wir beide wurden, beim gemeinsamen Frühstück, gar bald gute Freunde. Dies schien dem Alten auch zu gefallen; wir kamen mit einander ins Gespräch, und ein Wort gab das andre, so daß ich den Mann zuletzt fragte, wer er sey und wie er heiße?

Ich bin, so erzählte mir nun derselbe, der Hanfel von Dietfurt; und, so wie ich nun aussehe, sieht mirs freilich niemand an, daß ich so weit in der Welt herumgekommen bin; denn ich bin nicht blos in Weissenburg und Ansbach,

sondern sogar in Holland und in England und in Tschämaik (Jamaika) gewesen, das eine Insel ist, die im Meere liegt, und wo der Zucker und Kaffee wächst.

Ich winkte dem Wirthe, daß er dem Hansel auch einen Schoppen Wein einschenken und ein Weißbrod geben sollte, und fragte dann weiter: Ei wie ist er denn so weit über Wasser und Land gekommen?

Sehen Sie, fuhr der Hansel fort, das ist sonderbar zugegangen. Mein Vater seliger war Bauer und hatte ein Gütlein; und ich könnte jetzt auch ein Bauer seyn. Da ich aber noch ein Bub war, wollte ich durchaus nicht gut thun beim Bauernstande; sondern ich wollte ein Herr seyn und werden. So ein Herr und Bürger wollte ich schon damals gern seyn, wie mein Taufpath, der Schneidermeister drinnen in der Stadt, der eine vergoldete Uhrkette trug und blanke Knöpfe am Rock. Und wenn vollends mein Vetter aus Treuchtlingen, der Handlungsdiener, einmal bei uns gewesen war, da stand mir mein schlechter Bauernkittel lange Zeit nicht an, obwohl meine Großmutter dann immer zu mir sagte: Hansel, Hansel

Viel besser ist ein Stücklein Fleisch im Topf
Als Wassersuppe und ein blanker Knopf.

Oder auch:

Ein Maul voller Wind hat der Bursch aus der Stadt;
Das Bauernkind das ißt sich satt.

Und was dergleichen Verslein, deren meine selige Großmutter gar viele mußte, mehr waren. Ich aber ließ mir nichts ein- noch ausreden, sondern blieb dabei, ich wollte kein Bauer werden, sondern ein Schneidermeister in der Stadt. Mein Herr Path redete mir auch recht zu, sagte, ich sollte nur zu ihm in die Lehre kommen, er wolle mir bald einen Rock schenken, wie ihn die Stadtleute trügen;

denn ein solcher Kittel schicke sich doch einmal gar nicht für einen so hübschen Buben, wie ich sey, und in ein Paar Jahren könne ich auch Meister seyn, so gut wie er. Freilich sagte mir meine alte Großmutter noch öfter:

Ein starker Daumen und Bauernblut,
Die passen nicht gut zum Fingerhut;
Wer frisch ist und hat Kräfte genug,
Der bleibe lieber beim Roß und Pflug.

Ich aber gieng eben doch, da mein Vater damit zufrieden war, zu meinem Herrn Pathen in die Stadt Weissenburg, und ließ mich in die Lehre einschreiben.

Gleich am ersten Abend hörte ich im Vorbeigehen die Meisterin in der Küche zu ihrem Manne sagen: Hilf Himmel, was hat der Bub für ein Knötles-Gesicht, gerade wie der dicke Conrad in Ellingen; wie sollen wir den satt füttern? und ich dachte mir wohl, daß sie von mir redete; denn im ganzen Hause hatte sonst Keiner ein rundes Knötles-Gesicht, als ich; den Andern ihres war eher lang und schmal, wie eine Schneiderselle. Auch wollte mir der Meisterin ihre Suppe nicht recht schmecken. Denn zu Hause bei meiner Mutter war die Suppe so beschaffen, daß man hätte können zehn Löffel unter dem Brod und dem andren Eingebrock verstecken, und noch Messer und Gabeln dazu, so dick war sie; hier aber bei der Meisterin, hätte man alles Brod, das in der Schüssel schwamm, mit einem einzigen Löffel verdecken können. Siehst du, Hansel, sagte die Meisterin, das ist Stadtsuppe; wer möchte wohl so dicke Bauernsuppe essen, wie ihr auf dem Dorfe eßt. Ich aber dachte in meinen Gedanken: ich möchte wohl!

Nun, bei meinen Meistersleuten wäre mirs gerade nicht schlimm gegangen, wenn michs nur nicht immer so

gehungert hätte, und wenn die Nähnadel nicht so gar dünn, sondern lieber dick, wie eine Fuhrmannspeitsche gewesen wäre. In der Meisterin ihre Manieren konnte ich mich auch nicht finden. Denn wenn ich den Löffel mit der Hand anfaßte und zur Schüssel führen wollte, sagte sie, das schicke sich nicht, sondern ich müsse den Löffelstiel auf französische Weise nur mit drei Fingern halten; auch sollte ich die Knochen mit dem Fleische nicht in die Hand nehmen und so verspeisen, sondern das Fleisch hübsch mit Messer und Gabel los machen. Ehe ich aber nur die Finger recht ins Geschick setzen konnte, hatten die Gesellen und der Meister schon alles Eingebrock aus der Suppe, und das Fleisch aus der Schüssel heraus und ich konnte meine französischen Manieren an Wasser und Luft probiren. Gleichfalls wollte mir es auch mit dem Rocke nach der städtischen Mode, den mir mein Herr Path geschenkt hatte, nicht recht zu Passe gehn. Der war weder lang noch weit genug; wenn ich den einen Aermel vorzog, so fuhr der andre dafür hinter; zog ich nach oben, so fehlte es nach unten, und wenn ich mich etwa einmal unvorsichtig bückte und mit der Hand zur Erde langte, da zerplatzte die Nath an Schultern und Aermeln und ich hatte nur immerfort an meinem Rock zu flicken und zu sticken.

So gieng es etwa ein halbes Jahr nach einander fort, da stand ich einmal an einem Sonntag Abends gar hungrig und fast traurig an der Hofthür, beim Kronenwirth. Da kam ein fremder Herr an mich heran, in einem schwarzen Frack und mit aufgewichstem Haar, und fragte mich, ob ich ihm nicht einen kleinen Dienst leisten möchte, er wolle mir etwas zu essen dafür geben lassen und ein Trinkgeld dazu. Ich, da ich vom Essen hörte, war gleich zum Dienst fertig; ich gieng mit dem Herrn hinauf und

bekam da gut zu essen und Bier dazu. Da ich nun aufgegessen hatte, was auf dem Tische war, sagte mir der Herr mit dem aufgewichsten Haar, ich müßte jetzt, wenn er den Gästen etwas vortrüge, den Jackel machen. Ich sagte darauf, ich könne den Jackel nicht machen, denn ich sey der Hansel. „Ischt auch gut, sagte der Herr, so sollst du den Hansel machen."

Nun war selbigen Tag beim Kronenwirth ein Hochzeitschmaus gewesen. Der fremde Herr mit dem aufgewichsten Haar, der da durchreiste, war ein solcher, der den Leuten was hersagt, mit einer gar närrischen Stimme; es ist nicht gelacht und ist nicht geheult; ordentlich geredt ist es aber auch nicht; die Leute heißen das gedeclamirt. Er hatte es den Gästen gesagt; und diese wollten sich vor dem Tanze etwas vordeclamiren lassen. Mir sagte er vorher, ich sollte nur immer, so oft er spräche: Wie nun, Hansel? einmal Ja und einmal Na sagen, und zeigte mir, wie ich mich dazu hinstellen sollte. Anfangs, da die Sache oben im Tanzsaale losgieng, sagte er was her, dabei wurde nicht gelacht; und ich habe schon manchen Herrn auf der Kanzel so predigen gesehen und gehört. Als aber das: „Wie nun Hansel" kam, und ich mich, so wie er mirs gesagt hatte, vor ihn hinstellen und einmal Ja, dann Na sagen mußte, da lachten alle Gäste gar sehr; ich weiß aber nicht mehr recht, warum sie eigentlich lachten; denn mir kam es nicht sehr spaßhaftig vor. Da wir nun fertig waren, und der Herr viel Geld eingenommen hatte, fragte er mich: Hansel, hättest du wohl Appetit, noch was zu essen? Ich sagte, Appetit hab ich immer. Da ließ mir der Herr noch was zu essen geben, obwohl es schon spät am Abend war. Als ich nun Alles ordentlich aufgegessen hatte, sagte der Herr weiter: Nicht wahr

Hansel, bei mir ists gute Zeit? Wie wärs, möchtest du nicht immerfort bei mir bleiben, und mit mir auf Reisen gehen? Sieh, ich laß dir einen andern, grünen Rock machen, und zu essen giebts auch genug. Ich sagte: Ja da muß ich erst meinen Herrn Pathen und meinen Vater fragen. Deinem Pathen, sprach der Herr, laß ichs morgen (denn heute sind schon alle Leute zu Bett) durch den Hausknecht, und dein Pathe läßt es dann deinem Vater sagen. Die werden sich alle Beide freuen, daß du so ein Glück machst; denn über ein Paar Jahre kannst du ein Herr seyn wie ich. Ich dachte, das wäre gut, und sagte Ja; aber nachher habe ich erst eingesehen, wie unrecht und gottlos das war, daß ich so, ohne meine Leute zu fragen, mit einem fremden Menschen auf und davon gieng; und wenn mirs späterhin einmal recht schlimm ergieng, dachte ich immer: das hast du wohl verdient mit deinem Davonlaufen.

Am andern Morgen, ganz früh, fuhren wir denn in einer Kutsche weiter, und das gefiel mir gar wohl, denn ich war mein Lebtage noch in keiner Kutsche gefahren; auch hatte ich zu essen genug; dazu war auch das Wetter schön. Gerade aber, als das gute Wetter aus war, war's auch aus mit meines Herren Baarschaft. Wir hatten schon am Abend, im Wirthshaus, schmale Bissen genommen; denn mein Herr sagte, er sey noch von gestern satt. Am andern Tag schnürte er unsern Bündel, worin das Mehreste etliche Bücher waren und eine Geige; dann schaute er zum Fenster hinaus und sagte: ei was ist das für ein schöner, fruchtbarer Regen! Ich fragte: ob ich kein Fuhrwerk bestellen sollte; er aber meinte, das Fußgehen sey uns gesünder; und so zogen wir ohne Frühstück ab und ich mußte den Bündel tragen. Da fiel mir, auf dem

rutschigen Wege, gar oft ein Reimlein meiner Großmutter ein:

Heut fahr'n wir in der Kutschen
Und morgen woll'n wir rutschen;
Heut treiben wir's gar groß und reich,
Und morgen sind wir an der Neig.

Denn das war nun einmal bei meinem Herrn nicht anders. Hatte er Geld, so ließ er uns Beiden nichts abgehen; aber lange dauerte die Freude niemals. In Altenburg, im Hirsch, hatte er mit seinem Declamiren und Geigen viel Geld verdient, und besonders lachten die Leute über das „Wie nun Hansel?". Da sagte er: Hansel, ich kann dich in deinem geflickten Rock nicht mehr sehen, und kaufte mir bei einem Trödler einen gar schönen, grünen Rock. Als wir aber etliche Tage in der Stadt geblieben waren, und mein Herr eben nichts gespart hatte, zogen wir zu Fuß weiter, und in Borna sagte mein Herr: Hansel, ich sehe doch, daß dir dein grüner Rock nicht recht gut steht. Er ist viel zu altmodisch. Wart, in Leipzig auf der Messe kauf ich dir einen andern; den grünen da wollen wir hier verhandeln. So mußte ich denn meinen geflickten Rock wieder anziehen. Mein Herr zeigte den grünen Rock in Borna, nicht weit vom Thor, einer Käuflersfrau; die bot die Hälfte von dem, was der Rock in Altenburg gekostet hatte, und mein Herr sagte: Nun, damit Handel und Wandel bestehe, so nehmt ihn hin! Und so bekam ich verschiedene Röcke: in Leipzig einen grauen, mit gelben Aufschlägen, in Dessau einen blauen, in Hannover einen rothen; aber dazwischen mußte immer der alte, geflickte Rock wieder herhalten, denn der neugekaufte wurde immer wieder verkauft, wenns an Geld gebrach, und ich mußte mir das gefallen lassen, da es mit meines Herrn

eignen Sachen auch nicht anders gieng. Doch das hätte ich mich so sehr nicht anfechten lassen, wenn das viele Hungerleiden nicht gewesen wäre. Denn wenn wir einmal wieder etliche Tage in Hülle und Fülle gelebt hatten, da gieng das Fasten wieder an; und wenn ich drüber jammerte, daß ich so hungrig sey, sagte mein Herr: Ei Hansel, wer wird so sinnlich seyn! Hast du nicht vorgestern und am Sonntag gegessen genug? —

So kamen wir zuletzt nach Holland. Dort wurde mein Herr, weil er schön geigen konnte, angestellt beim Komödianten-Wesen. Er sagte zu mir: Hansel, ich kann dich nun hier nicht mehr brauchen, weil's mit deinem Französisch-Sprechen eben nicht weit her ist; du mußt nun sehen, daß du mit deinem Dietfurter Deutsch dein Glück machst, denn das ist hier was Seltenes. Er schenkte mir ein Paar Gulden Geld und einen Hut, der noch fast wie neu war. Auch hatte ich noch den rothen Rock von ihm aus Hannover; mit den Unterkleidern und der Wäsche sahe es aber gar schlecht aus, und die Stiefeln wären zwar obenher noch gut gewesen, unten aber war keine Sohle mehr dran.

So ging ich mit meinen Paar Gulden in ein Wirthshaus. Nun verstanden aber die Leute an selbigem Orte gar kein Deutsch, und so oft ich auch sagte, ich wollte gern Rindfleisch, „Rindfleisch möchte ich", so konnten sie doch nicht capiren, was ich unter dem Rindfleisch meinte. Da saß nun an dem einen Tisch ein Herr, der sah gar blaß und hager aus, war aber schön gekleidet und hatte zwei goldne Uhrketten anhängen. Der redete mich auf einmal deutsch an, fragte mich, woher ich sey, und wie ich daher gekommen? Dem erzählte ich Alles. Der Herr sagte: mit deinen Paar Gulden Geld wird es bald aus seyn und

dann ergeht dir's miserabel da in der Fremde. Weil du aber mein Landsmann bist, denn ich bin auch aus Bayern, so will ich dir zu einem Verdienst verhelfen, wobei du bald reich werden kannst. Du sollst Arbeit haben in einer Zuckerstube, da bekommst du jeden Tag zwei Gulden Lohn.

Ich nahm das mit Freuden an; denn ans Arbeiten war ich gewöhnt, und das beständige Herumlaufen mit meinem vorigen Herrn hatte ich schon lange satt. Aber ich konnte es nicht lang treiben. In den Zuckerstuben, wo der weiße Zucker gemacht wird, war es so jämmerlich heiß, daß mir Anfangs Hören und Sehen darin verging. Jetzt sah' ichs ein, warum die Leute, die da arbeiteten, alle so blaß und mager waren; denn nach vier Wochen sahe ich selber nicht viel anders aus. Nun hatte ich mir zwar etwas Geld erspart, auch einige Kleidungsstücke und Wäsche angeschafft; da aber wurde ich auf einmal so krank, daß ich dachte, ich müsse sterben. Auf meinem Krankenlager fielen mir manche gute Sprüche und Liederverse ein, die ich in meiner Aeltern Haus und in der Schule gehört hatte, und ich betete recht herzlich zum lieben Gott. Auch kam ein recht frommer Herr Pfarrer zu mir ans Krankenbett, der deutsch verstand. Dieser sagte mir, daß alle meine Noth, die ich bisher ausgestanden hätte, von meinem Hochmuth herkäme, weil ich immer hätte wollen ein Herr werden, und bat mich: ich sollte doch recht von Herzen umkehren zum lieben Gott, dem ich auch davon gelaufen sey, und zu meinen Aeltern. Ich glaubte ihm das wohl Alles, als ich aber wieder gesund war, hatte ichs bald vergessen, und da mir Einer zuredete, ich solle nicht wieder auf eine Zuckerstube gehen, sondern lieber als Matrose mit zu Schiffe, das sey eine viel gesündere Lebensart, und ich könne wohl mit der Zeit noch Capitän wer-

den, und ein gar reicher Herr, da that ich das, und ging als Matrose mit zu Schiffe, erstlich nach England, darauf nach Tschämaik.

O lieber Herr, was habe ich da alles für Noth und Angst ausgestanden! Zweimal Seesturm erlebt, daß wir Alle dachten, wir müßten zu Grunde gehen; den Scharbock hab' ich sechs Wochen lang gehabt, daß ich kein Glied rühren konnte und in Tschämaik das gelbe Fieber. Da ich wieder vom Bett aufgestanden war, sagte einer meiner Cameraden, der deutsch sprach, zu mir: Da sieh nur Hansel, wie's hier schön ist, da wachsen Kaffeebäume und Citronen. Ei, dachte ich, wär' ich lieber in Dietfurt, bei unserm Holzbirnbaum, ich wollt' nimmer keinen Kaffee- und Citronenbaum sehen. Hätte ich doch, so dacht ich oftmals, in Holland dem frommen Pfarrherrn gefolgt, und wäre umgekehrt zu meines Vaters Hause! Nun, so sprach ich weiter in meinem Sinne, ich will wenigstens thun, was ich jetzt thun kann: ich will recht von Herzen umkehren zum lieben Gott. Da ich so dachte, mußte ich viel weinen; denn ich war nun wohl etwas mürbe geworden durch das viele Elend. Ich suchte mir die heilige Schrift her, die mir der gute Pfarrherr in Holland geschenkt hatte, und las nun alle Tage gar viele Stunden darinnen; auch habe ich zum lieben Gott gebetet, daß er mich doch in Gnaden als den verlornen Sohn wieder annehmen möge. Das Herrwerden war mir nun gänzlich vergangen; ich dachte: wärst du ein armer Mann und dein Gott wäre und bliebe nur immer so bei dir, so wäre das gut genug, und du willst nichts Anderes begehren.

Als ich wieder nach Deutschland kam, ging ich gleich mit meinen Paar ersparten Gulden der Heimath zu. Aber meine Großmutter und mein Vater waren indeß gestorben;

meine

meine Leute hatten mich für todt gehalten; die Mutter wohnte bei meinem Schwager und meiner Schwester auf dem Gütlein. Sie freuten sich wohl Alle sehr, mich zu sehen, aber anzufangen war nicht viel für mich in Dietfurt. Da bin ich nun hieher gekommen, habe mich bei Gemünden in einem Dorfe niedergelassen und verheirathet; habe ein Häuslein und ein Stück Feldes geerbt von einer Base, und danke Gott alle Tage, nicht bloß, daß ich wieder auf deutschem Grund und Boden bin, sondern daß Er in allen Stücken so gut gegen mich verlornen Sohn gewesen ist.

Als der Hansel dieß sagte, wischte er sich die Augen. Wir gaben und schüttelten uns beim Abschied die Hand; und ich kann wohl sagen, daß ich mir Viel aus dem Hansel seiner Erzählung gemerkt habe.

Züge
aus dem Leben der Morgenländer.

Die Pest und Ueberschwemmung in Bagdad *).

Es war im April des Jahres 1831, als die Pest mit verheerender Gewalt über Mesopotamien sich ausbreitete und mit jedem Tage näher gegen Bagdad vordrang. Vergebens hatten die in der Stadt verweilenden Engländer den Pascha ersucht, er möge eine Quarantäne der Stadt gegen die verpestete Landschaft anordnen: er blieb dabei, daß eine solche Maaßregel gegen den Buchstaben und den Geist des Koran sey, und daß sie das Uebel eher herbeiziehen als abhalten werde.

In Bagdad selber brach die Pest zuerst im Quartier der Juden aus, wahrscheinlich durch verkäufliche Kleidungsstücke von Verpesteten dorthin geschleppt. Aber obgleich hier fünf Personen in einem Hause plötzlich starben und der Todesengel der Seuche nach allen Richtungen seine Herrschaft verbreitete; obgleich man schon auf vielen Gassen das Geheul der wehklagenden Frauen fast ohne Un-

*) Aus Wellsted, Travels to the City of the Caliphs; including a Tour on the Island of Socotra. Vol. I. Lond. 1840.

terlaß hörte, welches den Tod eines Verwandten verkündet, gieng dennoch das tägliche Treiben und Gewerbe des Volkes in den Bazars und den Kaffeehäusern noch eine Zeit lang seinen ungestörten Gang. Auch später ließen sich viele der altgläubigen Moslimen in ihrer Gemüthsruhe nicht stören, als bereits Andre, namentlich die christlichen Bewohner ihr Leben durch die Flucht oder durch strenges Abschließen in den Häusern zu retten suchten. Freilich hatten sich auch diese beiden Rettungsmittel in den meisten Fällen als unzureichend erwiesen; denn in der Wüste wartete mit den räuberischen Beduinen zugleich die nämliche Todesgefahr auf die Flüchtlinge, und in die vom hinwegeilenden Volk überfüllten Boote hatte sich auch die Pest mit eingeschlichen und wurde aus ihnen mitgenommen in die neuen Zufluchtsörter; das Absperren der Häuser aber wurde schon dadurch unwirksam gemacht, daß sich mehrere der mohamedanischen Dienstboten aus ihnen hinausstahlen, um in der Stadt ihre kranken und sterbenden Freunde und Verwandten zu besuchen.

Herr Ormsby, dessen Beschreibung des damaligen Jammerzustandes von Bagdad wir hier im Auszug mittheilen, bewohnte ein etwas erhöht liegendes Haus. Von dem Dache desselben konnte er es bemerken, wie die Zahl der Bewohner der Nachbarhäuser, die man sonst aus der Zahl der nächtlichen Lager auf ihren Dächern erkannt hatte, abgenommen habe. In einem derselben hatte sich die Menschenzahl von 25 bis auf 6 vermindert, und, wenn auch nicht in gleichem Maaße, hatte fast jedes Haus dem Tode seine Opfer gebracht.

Die Pest war in der Mitte des schon erwähnten Monates bis zu ihrer furchtbarsten Macht angewachsen; es starben zuweilen in einem Tage gegen 1000 Menschen;

aber auch hier mußten die von tiefer Noth Gebeugten bald die Erfahrung machen, daß es noch ein größeres Unglück gebe als jenes, welches die Pest bringt, und daß es immer noch leichter zu ertragen sey, wenn wir, bei solch allgemeinem Unglück, in die Hände Gottes fallen als in die der Menschen, in denen ein Geist des Bruderhasses wüthet.

Mitten in den Tagen des tiefesten Elendes hatten sich in der Stadt mehrere Banden von Raubmördern gebildet, welche die menschenleeren Gassen und Häuser durchzogen, einen Theil der noch Lebenden ermordeten und ihrer Güter sie beraubten. Diese Wüthrige pflegten sich gewöhnlich dadurch zu ihrem furchtbaren Werk aufzureitzen, und, nach ihrer Meinung vor der Gefahr der Ansteckung zu schützen, daß sie in geistigen Getränken und durch andre ähnliche Mittel bis zur Tollheit oder Sinnlosigkeit sich berauschten; es war als begegnete man Dämonen, Gestalten der Hölle, wenn man ihre verwilderten Gesichtszüge und rasenden Bewegungen sahe; eine Schaar von Wahnsinnigen schien sich von ihren Ketten losgemacht zu haben. Ormsby konnte niemals jenen schauderhaften Eindruck aus seiner Erinnerung los werden, welchen einst der Anblick einer solchen Schaar von Raubmördern auf ihn machte, an denen sein Weg ihn vorbeiführte. Sie befanden sich in dem unteren, offenen Zimmer eines Hauses; ein altes, häßliches Weib reichte ihnen geistige Getränke und halb rohes Fleisch; einige saßen mit stieren Blicken und ihrer selber nicht mehr mächtig am Boden, stürzten jedoch noch immer das berauschende Gift in sich hinein; Andre tobten mit wildem Geschrei in dem Zimmer herum, schlugen mit Schwertern und Dolchen um sich und feuerten dabei ihre Gewehre ab, nicht beachtend, ob sie damit die Wand oder einen ihrer berauschten Diebsgenossen träfen.

Ein Freund unsres reisenden Engländers: Mustapha Aga, lag tödtlich krank an der Pest darnieder; zwei von seinen Leuten waren so eben verschieden, man traf Anstalt, die Leichname hinwegzuschaffen. Sein treues Weib saß neben ihm, sie hielt das Haupt des geliebten Kranken, der am Boden auf einem Feldbette lag, auf ihrem Schooß. Da hört man unten die Hausthür aufsprengen; ein furchtbares Geschrei erhebt sich; doch die Stimme der innren Vertheidiger des Hauses verstummt bald, ein lautes Gepolter auf der Treppe, und Töne, wie von Rasenden, kommen immer näher, die Thüre des Krankenzimmers wird aufgerissen, die Wüthrige treten herein. Da ist nur noch ein Gesundes und Lebendes zu finden: die treue Gemahlin, die andern Alle sind Leichname oder Sterbende. Mustapha Aga hat nur noch Kraft zu sehen, und die wild verzerrten Mienen jener Rasenden, welche er sieht, verrathen ihm wohl, was ihre Absicht sey; aber er vermag keinen Finger zu rühren zur Vertheidigung der Geliebten, für die er so gern sein Leben gelassen hätte. Einer der Mörder tritt ihr näher; sie bittet um das Leben des Gemahles und um ihr eignes; nur einen Augenblick macht Jenen der Anblick der außerordentlichen Schönheit des Weibes zögern, schon im nächsten erhebt er seinen Dolch und stößt ihr ihn tief in die Brust; sie sinkt neben dem Gemahl hin; dieser fühlt wie das warme Blut aus dem treuen Herzen über ihn hinfließt. Ihn, den scheinbar Sterbenden, hielten die Mörder keines Dolchstoßes werth; sie ziehen ihm die Ringe vom Finger; er sieht und hört noch, wie die Rasenden, mit einem Hohngelächter über den Mord der schönen Frau, alle Winkel des Zimmers durchsuchen und alles Werthvolle rauben; dann vergehen ihm die Sinne. Als er wieder zu sich kommt, sitzt ein

treuer Sklave bei ihm, welcher ihm die Schläfe mit einer kühlenden Flüssigkeit wäscht; dieser Sklave war der einzige von allen Leuten des Hauses, der sich in einem verborgenen Schlupfwinkel den Augen der Mörder entzogen hatte; er wurde jetzt der Retter seines Herrn; denn dieser genaß und auch der Diener blieb von der Pest verschont.

Wie einzelne Sterne, die in dunkler Nacht durch das zerrissene Gewölk schimmern, erscheinen die Thaten und Werke der Menschenliebe, welche bei jener Gelegenheit, neben den Gräuelthaten andrer, sogenannter Menschen sich kund gaben. Viele, ja die meisten Handlungen aufopfernd treuer Liebe der Freunde und Verwandten, sind nicht zu den Ohren der Europäer gekommen; denn für den Bekenner des Islam, der jede Maaßregel der Vorsicht für unnütz, ja für sündlich hält, gehören sie nicht zu den ungewöhnlichen Erscheinungen; einzelne aber erzählt uns der erwähnte Reisende.

Ein Italiener, welcher in Bagdad wohnte, hörte, daß sein Freund und Landsmann hülflos, außen vor dem Thore, an der Pest darniederliege. Er geht hinaus, findet den schwer Erkrankten auf, nimmt ihn auf seinen Rücken, und trägt ihn hinein in sein Haus, in welchem er jetzt, mit dem kranken Freunde gemeinsam, gegen seine Familie sich abschließt, damit diese nicht von der Seuche angesteckt werde. Gott segnet sein Bemühen, der wohlthätige Mann selber bleibt von der Pest verschont und auch sein Freund wird wieder gesund.

Während jedoch in Manchen der beständige Anblick des Todes die Gedanken des Lebens in höherem Sinne und in höherer Art erweckte, regte derselbe in Andren das Entgegengesetzte auf; ein Tod gebahr den andren. Menschen, die doch selber ihres Lebens keinen Augenblick sicher

waren, gingen bewaffnet aus, um an Andren, von deren sie oder die Ihrigen früher einmal schwer beleidigt waren, die Blutrache zu nehmen. Der Arm der Gerechtigkeit und der schützenden Obrigkeit war gelähmt; da entstiegen dem geöffneten Abgrund des menschlichen Verderbens alle bis dahin verborgenen und verhaltenen Gräuel; Lasterthaten, welche der Mund und die Feder auszusprechen sich scheuen, wurden ohne Furcht vor Gott und Menschen begangen; jene Verzweiflung, welche für die Strafen der Ewigkeit aufgespart schien, war hindurchgedrungen zu den Seelen der Lebenden; furchtbar wie die Verwesung, die zuweilen den noch athmenden Leib Glied vor Glied ergreift, hatte die Gluth des ewigen Verderbens jene Seelen erfaßt.

Zu all dem bisher beschriebenen Elend kam noch eine andre Noth über die geängstete Stadt. Nach einem mehrtägigen Regen, welcher die ungepflasterten Straßen fast ganz ungangbar gemacht und die Pest gesteigert hatte, durchbrach, in der Nacht des 20. Aprils, der Strom seine Dämme und überfluthete einen großen Theil der Stadt; gegen 15000 Menschen kamen in wenig Stunden um. Viele von diesen waren Kinder, Greise oder krank Darniederliegende, zugleich aber hatte auch die Hand Gottes eine große Schaar jener Raubmörder getroffen, von denen wir vorhin sprachen. Denn, wie dies J. B. Fraser erzählt, durch diesen ersten, so wie durch den bald hernach erfolgenden zweiten Einbruch des Wassers, war vorzüglich jenes Stadtviertel verheert worden, in welchem, bei der Moschee des Scheikh Abdul Kader, der Auswurf des Volkes: die Diebe, die Mörder und andre des Todes Schuldige, eine Freistätte hatten, in die, selbst in den Zeiten der Ordnung, die Hand der Gerechtigkeit nicht eingreifen durfte; so daß jene Stadtgegend eine Hochschule

aller Gräuelthaten war. Aber auch über die andern Gassen ergoß sich die Fluth; die schlecht gebauten Häuser stürzten mit lautem Krachen ein und wurden zu Grabmählern ihrer Bewohner.

Hr. Ormsby schlief in jener Nacht ruhig auf dem Dache seines Hauses; da erweckte ihn das Getös und Rauschen des Wassers. Man hört kein Angstgeschrei der Menschen, nur einige stumme Leichen, in weißem Nachtgewand, schwemmt die Fluth am Hause vorbei; als der Morgen kommt, rettet er sich durch eine seichtere Stelle des Wassers hindurch auf die Stufen einer höher gelegnen Moschee; kaum hier angelangt, sieht er das Haus, das er so eben verlassen, zusammenstürzen. Erst jetzt endlich beschließt er den Todesgefahren zu entfliehen, und durch die große, syrische Wüste hindurch nach Damascus sich zurückzuziehen, wohin bis dahin die Pest noch nicht gedrungen war.

Unmittelbar vor den Mauern der Stadt wohnte ein Beduinenscheikh, Abdallah, mit welchem unser Reisender bekannt war. Er hatte bei mehreren Gelegenheiten den Freunden und Stammverwandten des Scheikh kleine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen; denn Hrn. Ormsby's Beschäftigungen bei der Euphrat-Expedition brachten ihn in mannigfache Berührung mit den Arabern, darum ließ sich Abdallah alsbald bereit zu dem Versprechen finden, den Fremden auf seinem langen, gefahrvollen Wege nach Damascus zu begleiten. Der Engländer nahm jetzt seine Wohnung bei dem Beduinen; aber er fand bald, daß die Gefahren der Pest außen vor der Stadt eben so groß seyen, als in ihrem Innren; täglich erkrankten und starben einzelne Kameeltreiber, so daß die Abreise von Tag zu Tage verschoben wurde. Als aber das Verlangen des Hrn.

Ormsby immer dringender sich äußerte, da zögerte der edle Araber nicht länger, sein gegebenes Wort zu erfüllen. Es war dies ein schweres Opfer, das er dem befreundeten Fremdling brachte. Denn der Scheikh war seit kaum einem Jahre mit einer jungen Araberin vermählt, die ihm jetzt das erste Kind geboren hatte; sein ganzes Herz hing an den Beiden, und in der That das junge, schöne Weib war dieser Liebe werth, denn sie liebte den Mann wie ihre eigne Seele. Als jetzt der Tag des Abschiedes kam, da konnte sie sich nicht mehr halten, sie fiel zu den Füßen des Scheikh und umschlang diese mit tausend Thränen; sie bat: der Mann und Vater ihres Kindes solle sie beide nicht in der Todesgefahr verlassen. Der Bruder der jungen Frau hob sie mit starkem Arm von Abdallahs Füßen hinweg; dieser schwieg; eine Thräne rollte über seine Wangen herab, noch einmal sahe er sich nach der wehklagenden jungen Mutter und seinem Söhnchen um, dann ging er, um dem Fremden das gegebene, mit Handschlag versicherte Wort zu halten.

Nur noch ein Blick auf die verheerte Stadt; ihre sonst so geräuschvollen, belebten Straßen sind öde und still; ein einzelner Mann begegnet dem Wandrer, das angezündete Rauchwerk vor die Nase haltend; bald hinter ihm ein Esel, mit menschlichen Leichnamen beladen, die ein Knabe, vor die Stadt hinaus, zur gemeinsamen Todtengrube führt.

Zwanzig Tage hatte die Reise durch die Wüste gedauert; nur einen einzigen Tag verstattete Abdallah sich und seinen Kameelen in Damaskus die Ruhe, dann eilte er wieder zurück zu seinem geliebten Weibe und ihrem Kinde. Er kam glücklich bei seinem Hause an; die beiden aber waren der Pest erlegen, und schon längst begraben.

Als Hr. Ormsby später selber wieder nach Bagdad zurückkam, besuchte er den edlen Scheikh; dieser erzählte ihm, was geschehen sey, fügte jedoch mit wahrhaft hoher, männlicher Fassung hinzu: „was Gott bestimmt hatte, das mußte geschehen; Er hat nur das genommen, was seine Hand gab; der Mensch muß sich mit Ergebung beugen unter Gottes Willen.“

Doch so stark und ruhig auch damals Abdallah in seinem Innren war, hatte dennoch seine ungemein kräftige Natur mehr gelitten, als er es selber wußte oder mündlich aussprach; sein bleiches, eingefallenes Gesicht und die schwache Stimme verriethen dies. Nach 8 Tagen wollte unser Reisender den treuen Begleiter und Schützer durch die Wüste wieder besuchen; „er ist dahin“, sagte ihm der Bruder des Verstorbenen, der ihm unter der Thür der Hütte begegnete.

Herr Ormsby war nun wieder in Bagdad; die Pest, nach einigen Zwischenzeiten des scheinbaren Nachlasses, hatte von neuem begonnen; zwei Drittel der Häuser lagen durch die Fluth gestürzt in Trümmern, oder stunden verlassen; die Zahl der Bewohner der Stadt hatte sich von 150000 auf 20000 vermindert, und selbst von diesem geringen Reste raffte der Tod an manchen Tagen wieder 500 hin. Die englische Residentschaft befand sich zwar noch hier, aber sie hatte sich durch die strengste Quarantäne gegen jede Annäherung der Fremden abgeschlossen. Unser Reisender hatte alle seine Geldmittel auf der letzten Reise verbraucht, er trieb sein gutes Pferd vor sich her, das ihn auf seinen vielen Wegen fast 3000 englische Meilen weit getragen hatte. Jetzt vermochte es dies nicht mehr; es war entkräftet, denn sein Herr konnte ihm kein Futter verschaffen, er mußte sich entschließen, das edle Thier um

fünf spanische Thaler an einen Beduinen zu verkaufen. Die erste Nacht hatte er bei einem Gärtner der englischen Residentschaft zugebracht; der Mann besaß Räume genug; er hatte an der Pest seinen Vater und seine beiden Söhne verloren. Später zog sich der Reisende, welcher gern der von neuem verpesteten Stadt wieder entflohen wäre, wenn er die Mittel dazu gehabt hätte, nach einem alten Khan zurück, wo er so öconomisch eingeschränkt lebte, als seine Lage es ihm gebot.

Endlich hatte die Seuche wirklich nachgelassen, das kleine Häuflein der Ueberlebenden ging aus seiner Verborgenheit hervor; auch Herr Ormsby ging aus, um zu sehen, welche von seinen vormaligen Freunden und Bekannten der Tod durch das Wasser oder die Pest verschont habe.

Ueber die Stätte, da vorher das Haus eines indischen Nabobs stund, eines Pensionisten der englischen Regierung, führte jetzt ein Fußpfad; das Haus selber, mit seinen kostbaren Geräthschaften und mit seinen vierzig Bewohnern war von der Erde vertilgt; achtunddreißig der letzteren hatten ihren Tod im Wasser gefunden. Der Reisende trat jetzt in das Haus eines ansehnlichen Georgianischen Kaufmannes, welchen er gut gekannt hatte. Die Thür stund offen; kein Thürhüter bewachte sie, an seiner Stelle hätte fast der Eckel den Eintretenden zurückgescheucht, denn ganz nahe bei dem Eingange lag noch der Leichnam eines Räubers neben dem eines treuen Sclaven, der das Haus hatte vertheidigen wollen; beide mußten sich zu gleicher Zeit die Todeswunde gegeben haben. Der Engländer ließ sich nicht schrecken; er gieng weiter in das Gebäude hinein. Die Räuber hatten nur das leichter Be-

wegliche und das Kostbarste hinweggenommen; die Farbe der köstlichen Divans und Teppiche in den Zimmern war zwar durch den Staub entstellt, welcher seit Monaten auf sie gefallen, sie stunden und lagen jedoch übrigens noch unverletzt da; einige Tschibuks (Tabakspfeifen mit Wasserflaschen) lehnten, mit ihren noch halb gefüllten Gefäßen an den Kissen; die kleinen Kaffeetassen, von Golddrath umsponnen, stunden umher, als ob der Hausherr, gerade im Begriff aus ihnen zu trinken, von seiner Krankheit auf's Lager hingestreckt worden sey, das er nicht mehr lebend verließ. Der Speisesaal, in welchem vorhin so oft fröhliche Gäste sich versammleten, die Hallen, die Gänge, über die sich sonst die geschäftigen Diener der Handlung drängten: Alles war öde und leer, nur der Wiederhall der eignen Fußtritte wurde vernommen.

An dem Hause eines reichen, armenischen Kaufmannes, in welchem unser Reisender ebenfalls wohl bekannt war, fand sich die Thüre nicht zertrümmert oder geöffnet; sie war geschlossen. Er klopfte mit seinem Stock an dieselbe, lange Zeit öffnet ihm niemand, er will sich schon wieder entfernen, denn auch hier hält er die Bewohner für ausgestorben; da thut sich ihm endlich das Thor auf. Es war der alte Hausherr selber, der die Thüre geöffnet hatte; mit einer krankhaft schwachen Stimme bittet er den Freund, er solle hereintreten. Hr. Ormsby faßt ihn bei der Hand, Jener schweigt, führt ihn jedoch, langsam schleichend, mit sich die Stiege hinan in das Wohnzimmer. Früher hatte der Engländer hier, außer den andern Gliedern der Familie, zwei liebliche Töchter des Kaufmannes gesehen, unter denen die eine, Mirjam, von besondrer Schönheit war; damals, als er von Bagdad abreiste, erwartete die Jungfrau täglich ihren Bräutigam, einen jun-

gen Kaufmann, aus Aleppo. Jetzt war der alte Vater allein im Zimmer.

Wo sind Ihre Töchter Mirjam und Ammina? fragte der Fremde.

Der Greis vermochte nicht zu sprechen; er warf sich in einen Stuhl und vergoß einen Strom von Thränen; es schien als wollte der Schmerz die alte Brust erdrücken. Endlich faßte er sich, bat den Freund um Nachsicht gegen diese Schwäche eines Vaterherzens, und fügte hinzu: Sie sind der erste Mensch, den ich, seit mehreren Monaten, außer den Genossen meines Elendes, die mit mir hier im Hause eingeschlossen sind, sehe; aber so gern ich möchte, kann ich doch in diesem Augenblick nicht sprechen.

Er klatschte in die Hände, ein Sclave kam, der mit Erstaunen einen Fremden bei seinem Herrn sahe. Dieser sendete ihn fort nach Kaffee und Pfeifen.

„Drei Wochen lang", so begann der Greis, nachdem sein Gast die Pfeife und das Getränk genommen, seine Erzählung, „gelang es uns, durch die Anwendung der strengsten Vorsichtsmaaßregeln, die Pest von unserm Hause abzuhalten, obgleich wir rings um uns her, aus den Häusern der Nachbarn nichts vernahmen, als die Klagen und das Geheul um die Sterbenden und Gestorbenen. Eines Morgens kam ich in das Zimmer meiner jüngeren Tochter Ammina, an welcher, wie Sie wissen, meine Tochter Mirjam mit ganzer Seele hing, da bemerkte ich, daß in der vergangenen Nacht ein fremdes Thier (eine Katze), die sich aus einem der Nachbarhäuser durch das ungeschlossene Fenster eingeschlichen, auf dem Bette des Kindes geruht hatte. Ich wußte, daß dieses einer der gewöhnlichsten Wege ist, auf welchem die Pest aus einem Haus in ein andres übergetragen wird; mein Herz war tief betrübt,

doch sprach ich meine Sorgen gegen niemand aus. Einige Tage waren vergangen, schon fieng ich an zu hoffen, daß meine Besorgniß grundlos gewesen sey, da zeigten sich auf einmal eines Morgens die unverkennbaren Vorboten der furchtbaren Seuche. Das arme Kind klagte über Frost, welcher, nachdem sie sich wieder zu Bett gelegt hatte, mit einer brennenden Hitze abwechslete; zugleich trat der heftige Schmerz in der Herzgrube ein, mit dem eigenthümlichen Glanz der stieren Augen, der bei dieser Art von Kranken gefunden wird."

„Mirjam, welche ja keinen Augenblick des Tages ohne diese Schwester zu seyn vermochte, und welche, als die Pest zuerst ausbrach, nur für das Leben dieses Kindes gebangt und gebetet hatte, ließ sich, sobald Ammina erkrankt war, durch keine Bitten und Vorstellungen der Ihrigen zurückhalten; sie eilte sogleich zur Kammer der Kranken. Neben dieser setzte sie sich hin, befeuchtete mit kühlenden Getränken ihre glühend heißen Lippen, wusch ihre Stirn, verband die Beulen, und suchte durch Zureden die Aufwallungen der Fieberwuth zu besänftigen. Sie aß, sie trank, sie schlief nicht, sie lebte nur für ihre kranke Schwester, und als nach fünf Tagen und fünf Nächten dieses anhaltenden Wachens alle diese Mühen dennoch sich als vergeblich zeigten; als endlich am 6ten Tage unsre arme Ammina zu ihrer ewigen Ruhe gekommen war, da ließ Mirjam kein Wort, keinen Laut der Klage vernehmen; sie erzeigte der Hülle der Hingeschiedenen die letzten Dienste der Reinigung und Vorbereitung zum Eingang ins Grab, betrachtete noch einmal das bleiche Gesicht der Todten, mit einem Blicke, in welchen sie die ganze Kraft ihrer Seele gelegt hatte, winkte dann denen, die an der Thüre stunden, und welche bisher jede ihrer Bewegungen beobachtet

hatten, daß sie sich, um der Ansteckung zu entgehen, entfernen möchten, und ging nach ihrer Kammer. Hier legte sie sich auf ihr Bette und hüllte das Gesicht in die Kissen, nicht um ihre Thränen oder Seufzer zu verbergen, sondern um die besorgten Ihrigen nicht durch die Zuckungen zu erschrecken, welche ihre Gesichtsmuskeln ergriffen; denn unmittelbar auf den Schauder des Frostes, und noch mit ihm zugleich, traten Convulsionen ein."

„Ich bemerke Ihre Bewegung: Ihre Theilnahme an der armen Mirjam, denn Sie kannten dieselbe. Aber ich hätte schon vorhin, als die eigne Bewegung, die mich beim ersten Wiedersehen eines Freundes meines Hauses ergriff, mich so stumm machte, Ihnen auf Ihre Frage antworten sollen: Mirjam lebt noch und ist gerettet, nur Ammina folgte oder begleitete so Manche der Meinigen in die Grube."

„Es war jetzt, als Mirjam erkrankte, die Aufgabe ihres Bräutigams, an ihr die nämliche, sich selber aufopfernde Liebe zu beweisen, welche sie der Schwester erzeigt hatte. Denn dieser wackre Jüngling war in den Tagen der Gefahr zu uns gekommen und hatte sich mit uns einsperren lassen, in das so streng nach aussen bewachte Haus. Seine Stimme und seine Nahe, das konnte man deutlich bemerken, wirkten beruhigend auf die Kranke; die convulsivischen Bewegungen ließen nach, sie ward schläfrig und schloß zuletzt die Augen zu einem anscheinend gesunden Schlafe, aus welchem sie zwar mit heftigem Fieber, doch zugleich bei vollkommner Besinnung erwachte".

Als sie ihre Augen aufschlug, sahe sie ihren Bräutigam, der ihre beiden Hände sanft in seinen Händen hielt. „Verlasse mich, mein Geliebter, ehe es zu deiner Rettung zu spät ist; denn ich fühle schon, wie das brennende Gift

der Pest durch meine Adern schleicht; keine menschliche Hülfe kann ferner mir nützen, o fliehe mein Theuerster und lebe wohl."

Aber der treue Jüngling verließ seine Braut nicht, auch dann nicht, als jetzt alle Zeichen der vollständig ausgebrochnen Pest: Schmerz und Beängstigung, Durst, Hitze und Frost, Erbrechen, tiefeste Niedergeschlagenheit, dann die furchtbaren Pestbeulen und die blauen und schwarzen Flecken sich einfandrn, welche den vorhin so schönen Körper entstellten. Zuweilen war sie stundenlang ganz ihres Bewußtseyns beraubt, und fast wie eine Todte. Wir andern Alle hatten an ihrem Aufkommen gezweifelt, nur ihr Bräutigam nicht, dieser sagte immer: „laßt uns auf Gott vertrauen." Und sein frommes Vertrauen ist nicht zu schanden worden. Eines Morgens, als er ihre Stirn zwischen seinen Händen drückte, bemerkte er ein Feuchtwerden der Haut; zugleich war das Athmen der Kranken leichter geworden; eine wohlthätige Krisis war eingetreten, und mein noch einziges liebes Kind, wie ich meine durch die Liebe gerettet, war außer Gefahr."

Dies war der Hauptinhalt der Erzählung des alten, armenischen Kaufmannes. Noch ehe Herr Ormsby Bagdad wieder verließ, war die „durch Liebe Gerettete" mit ihrem geliebten Retter vermählt worden, und unser Reisender brachte noch manche vergnügte Stunde in der Gesellschaft der beiden Glücklichen und ihres alten Vaters zu.

Einige

Einige Urtheile der Araber über europäische Sitten.

(Aus J. R. Wellsted Travels in Arabia Vol. II.) *).

Während Herr Wellsted als Lieutenant auf dem englischen Kriegsschiffe Palinurus an den Untersuchungen der Küstengegenden des rothen Meeres thätigen Antheil nahm, hatte er Gelegenheit, auch die Gegend von Yembo genauer kennen zu lernen. Die Stadt selber liegt in einer sandigen Niederung, in welcher sich nirgends eine Spur von Grün zeigt. Sie enthält etwa 1500 Häuser, und ist von einer 12 Fuß hohen, zum Theil sehr verfallenen Mauer umgeben, an deren Ecken unregelmäßig achteckige, kleine Kastelle stehen. Der größere Theil der Bewohner sind Araber, vom Stamme der Joheïnahs; die übrigen sind mohamedanische Inder; Banianen und Juden dürfen hier nicht wohnen. Die Schiffsmannschaft des Palinurus fand in jener Stadt eine sehr freundliche Aufnahme, während Irwin und Bruce noch sehr über das Benehmen der Bewohner von Yembo zu klagen hatten.

Vielleicht lag die Ursache der vortheilhaften Veränderung, welche in dieser Hinsicht mit den Einwohnern von Yembo vorgegangen war, zum großen Theil wenigstens in dem Einfluß, den die ägyptische Oberherrschaft auch über diese Gegend äußerte. Denn damals, als der Palinurus hier vor Anker lag, fanden sich 500 Albanesen als Besatzung in Yembo, und diese gewaltsam eingedrungenen Fremdlinge brachten dem Lande wenigstens den Vortheil,

*) Ausführlicheres darüber in den Münchner gelehrten Anzeigen Bd. VII. (1838) St. 157 b. 159 und St. 196 b. 199.

daß sie eine Art von polizeilicher Ordnung hielten. Namentlich hatten seit der ägyptischen Oberherrschaft jene blutigen, allverheerenden Fehden unter den Beduinen aufgehört, welche sonst so oft vorkamen, und welche wie wahrhafte Vernichtungskriege geführt wurden. Denn bei solcher Gelegenheit pflegten sich die mit einander hadernden Stämme gegenseitig alle Mittel des Lebensunterhaltes für Menschen und Viehheerden abzuschneiden, indem sie einer dem andren, in den fruchtbareren, mehr landeinwärts gelegnen Gegenden die Palmenwaldungen niederhieben und die Brunnen verstopften.

Uebrigens mag es auch seyn, daß die Bewohner von Yembo, deren abstoßendes Benehmen gegen die Christen zunächst aus religiöser Unduldsamkeit herkam, durch die Aegypter einen kleinen Antheil an der „Aufklärung" mancher heutigen Mohamedaner empfangen hatten, welche mit den Europäern in näherem Verkehr stehen. Denn obgleich es bei dem ächten „rechtgläubigen" Bekenner des Islam eine ausgemachte Sache ist, daß jeder Christ, wenn er nicht vor seinem Ende noch Muselmann wird, auf ewig verdammt sey, hört man dennoch heut zu Tage aus dem Munde gar vieler Mohamedaner, wenn sie uns Franken eine Art von Compliment sagen wollen, die zweiflende Frage: „wie? sollte Gott solche verständige, artige und geschickte Wesen, als die Christen sind, zur ewigen Verdammniß erschaffen haben?"

Wenn aber auch „die Aufklärung" der Aegypter schon bis an die Stadtleute von Yembo gekommen seyn mochte, so war dieselbe dennoch nicht bis zu den Bewohnern des umliegenden Landes hinausgedrungen; dieß beweist uns ein Zug aus dem Leben dieser Landbewohner, welchen uns H. Wellsted mittheilt.

Derselbe besuchte, in Gesellschaft mehrerer andrer Offiziere des Palinurus, ein Lager der Beduinen, das einige englische Meilen von der Stadt entfernt war. Die kleine Gesellschaft, unter welcher Mehrere mit den Sitten wie mit der Sprache der Araber sehr bekannt waren, setzten sich, ohne die Einladung zu erwarten, in einem der Zelte auf den Boden nieder. Augenblicklich brachten, nach der gastfreien Sitte des Landes, die Frauen Milch herbei und bewirtheten damit die Fremden. Ein Kreis der sitzenden Beduinenmänner und der in einiger Entfernung stehenden, verschleierten Frauen bildete sich um die Engländer her; der Anblick solcher, aus fernem Lande gekommener Menschen war diesen arabischen Hirten etwas ganz Neues. Während die Gäste ihre Milch genossen, hörten sie, wie ihre Beduinenwirthe ihre Bemerkungen, zunächst über die Kleidung der Fremdlinge, machten. Sie tadelten die Jacke des einen Offizieres als eine höchst unschickliche und unzureichende Leibesbedeckung, der Ueberrock eines Andren fand mehr Beifall; die Hüte nannten sie Kochtöpfe; was man aber aus den Blendschirmen der Kappen machen solle, welche einige Offiziere auf ihrem Haupte trugen, darüber herrschte Ungewißheit. Der Orientale pflegt zwar sein Oberhaupt mit Tüchern oder Turbanen sorgfältig vor den heißen Sonnenstrahlen zu schützen, seine Stirn aber und die Augen trägt er frei dem Tageslicht entgegen. Mit Recht fragten sich deshalb die Araber, als sie jene breiten Blenden der Offizierskappen sahen: „wozu mögen diese seyn? — eine wunderbare Tracht!“

„Wunderbar allerdings,“ so nahm ein graubärtiger Beduine das Wort, welcher bisher schweigend die Engländer betrachtet hatte, „aber merket wohl, was diese Decke bedeutet. Diese Ungläubigen sind, das wissen sie,

zum Loos der ewigen Verdammniß bestimmt, deshalb verdecken sie, aus einer ihnen wohl geziemenden Bescheidenheit, ihre Augen vor den Blicken des Allmächtigen, damit nicht, wenn sie etwa emporschaueten, ihnen Gottes Auge begegne."

So abstoßend dergleichen Züge in der Meinungsart der Beduinen dem europäischen Christen erscheinen mögen, fühlte sich dennoch der genannte Reisende durch andre feststehende Züge der Sitten und Gewohnheiten jenes Volkes sehr lebhaft in die Zeiten der Patriarchen versetzt. Ein vorüberwandernder Beduine naht sich dem Lager, ein Weib geht ihm entgegen, er bittet um Wasser. „O Fremdling," antwortete sie ihm, „unser Lager hat kein Wasser, Milch aber bieten wir dir gern an." Sie kehrt hierauf zurück nach ihrem Zelte, und, obgleich dies vielleicht der einzige Vorrath ist, den sie für die nothdürftige Sättigung am heutigen Abend besitzt, bringt sie den Topf mit Milch, den sie, mit der einen Hand das verhüllende Gewand züchtig über den Mund und Busen haltend, mit der andrem ihm darreicht; der Fremde trinkt und entfernt sich mit dem gewöhnlichen Gruße: „Friede sey mit euch."

Wenn es aber auch, wie dies aus dem eben Erzählten hervorging, vor Allem unsre Religion ist, an welcher der altgläubige Mohamedaner einen Anstoß nimmt, so ist sie doch nicht das Einzige, was uns dem Araber der Wüste als seltsame Fremdlinge erscheinen lässet. Manche unsrer harmlosesten, unbedeutendsten Gewohnheiten sind es, die demselben als ein Beweis vorkommen, daß wir, im Vergleich mit ihm, nur unvernünftige Barbaren seyen. Ein Zug, welchen der nämliche Reisende erzählt, mag dieses bezeugen.

Während seines Aufenthaltes in Syrien saß Hr. Wellsted

eines Abends bei der Schaar seiner Beduinen am Wachtfeuer. Es war von der Lady Stanhope die Rede. Einige der anwesenden Araber sprachen die Meinung aus, diese Frau könne nicht recht gesund in ihrem Haupte seyn. Wie dürft ihr, so sagten Andre, dieses von einer Dame behaupten, welche gegen unser Volk so freundlich und gütig ist? Der Streit wurde lebhaft. Da gebot ein alter Mann, mit schneeweißem Barte, Stillschweigen, und als die Andren aufmerksamer auf seinen Ausspruch horchten, sagte er: „Sie ist dennoch verrückt, denn" (so fügte er mit leiserer Stimme hinzu, als scheue er sich, eine solche Unschicklichkeit laut auszusprechen) „sie thut Zucker in ihren Kaffee." — Den Arabern, welchen jede fremdartige Beimischung in das edle Getränk des Kaffees als etwas Unsinniges erscheint, leuchtete der Grund, den der Alte angab, vollkommen ein; ihnen war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß die edle, bedauernswürdige Lady nicht recht bei Verstande sey.

Die Araber als Gastfreunde.

Wie sich die Beduinen gegen den Fremden benehmen, welcher sich zu ihren Hüttenzelten als besuchender Gast naht, so wie dann, wenn sie selber als besuchende Gäste zu einer fremden Wohnung kommen, das ist freilich schon oft beschrieben worden, selten jedoch mit solcher Lebendigkeit, als von dem Engländer Ormsby, dessen Reisebericht Wellsted in einem seiner späteren Werke *) mittheilt. Wir

*) Schon erwähnt auf S. 466; ein Auszug davon steht in den Münchner gelehrten Anzeigen Jahrgang 1840 Nr. 168 bis 172.

heben aus diesem Berichte nur einige hieher gehörige Züge aus.

Der Wunsch, die Ruinen von Wasud zu sehen, veranlaßte Herrn Ormsby, das Fahrzeug, in welchem er die Reise im Euphrat und Tigris hinauf nach Bagdad machte, zu verlassen und in Begleitung seines treuen Dieners Jussuff, so wie einiger ihm treuergebener Araber eine kleine Landreise, seitwärts vom Strome anzutreten. Eine solche Wanderung in dem Lande des Volkes, dessen Hand ist gegen Jedermann, bedarf vieler Vorsicht; als die Reisenden in der zweiten Nacht durch eine Gegend kamen, die ihnen nicht ganz sicher schien, wagten es selbst die arabischen Begleiter nicht, ein lautes Wort zu reden oder Tabak zu rauchen, dessen Geruch sie den feinen Sinnen der Söhne der Wüste hätte verrathen können. Um Mitternacht kam man zu einem Lager der Beduinen; nach der Sitte dieses Volkes ist Jeder, auch der ungeladene, sich selber hinzudrängende Gast, als solcher, ein Schutzverwandter seines Wirthes, man nahm deshalb zutraulich seine Richtung nach dem, vom Mondschein beleuchteten größesten Zelte des Lagers: nach dem des Scheikhs. Der Sohn desselben, ein zehnjähriger Knabe, trat alsbald hervor und hielt dem Herrn Ormsby die Steigbügel; geleitete ihn dann freundlich hinein ins Zelt.

Die Araber bedürfen so wenig Schlaf als ihre edlen Rosse; drinnen im Zelte saß noch ein Kreis von Männern, der bei dem Eintritt des Reisenden nur auf einen Augenblick sich erhub, um mit tiefer Stimme den Gruß des Friedens zu sprechen, dann von Neuem sich setzte und in seiner Berathung fortfuhr: „wie man den Scheikh, den die Türken in Bagdad eingesperrt hielten, erlösen könne.“ Der Rath eines graubärtigen Alten fand den meisten Bei-

fall: „die Summe von 500 Dollars (Speziesthalern), die der Scheikh als Lösegeld (richtiger gesagt als Strafe) zu bezahlen hatte, für ihn zu entrichten, dafür aber, sobald derselbe wieder an ihrer Spitze sey, an der ersten, aus Bagdad hervorziehenden Carawane sich schadlos zu halten".

Während dieser Berathung hatte der Sohn des Scheikh für seine neuen Gäste, so wie für alle Anwesende, ein treffliches Mahl bereitet; als dieses vorüber war und der Kaffee seine Runde machte, trat noch ein neuer Gast zu den Andren ins Zelt herein: der Scheikh eines andern, kleinen arabischen Stammes, ein Bekannter des Hrn. Ormsby schon von Bosrah her. Wegen eines glücklichen Kampfes mit einem Löwen hatte jener Mann wenigstens unter den Engländern, denen er sich immer sehr gefällig erwies, den Namen „des Löwenscheikhs" erhalten. Er war jetzt als Botschafter des türkischen Pascha von Bagdad hieher in diese Gegend gekommen, denn er hatte den Auftrag, dem großen Scheikh des mächtigen Montifügen-Stammes, dessen Wohnsitz nicht weit von hier war, ein Khelat oder Ehrenkleid als Geschenk zu überbringen.

Der Löwenscheikh sahe sich vorsichtig im Kreise der Anwesenden um, da fiel sein Blick auf Herrn Ormsby, und obgleich dieser in der vornehmen Kleidung eines reichen Türken und mit seinem orientalischen Barte kaum von seinen eigenen Landsleuten und vieljährigen Freunden würde erkannt worden seyn, kannte ihn dennoch sogleich der scharfsichtige Beduine und begrüßte ihn als seinen alten Gönner und Bekannten. Dem Gruß folgte alsbald eine Bitte: jene, daß Herr Ormsby in der Rolle eines Türken von hohem Stande, welche er in seiner jetzigen Kleidung so gut spiele, das Ehrenamt für ihn übernehmen und dem mächtigen Scheikh der Montifügen das Geschenk des Pa-

schas überbringen möchte. Denn bei den Beduinen werde ein Geschenk um so höher geachtet, je vornehmer der Ueberbringer sey.

Nur unter der Bedingung erklärte sich unser Engländer zur Erfüllung der Bitte bereit, daß man ihm eine Begleitung zu den Ruinen von Wasud verschaffe. Diese Bedingung stieß an viele Schwierigkeiten. Der Beduinenstamm, der in der Nachbarschaft dieser Ruinen hauste, stund nicht im freundschaftlichsten Verhältniß mit den Gastfreunden des Reisenden. Dennoch gab der treue Diener Jussuf am andern Morgen einen günstigen Ausschlag. Er hatte einen Koran bei sich. Dieses, sagte er, ist das Buch, das uns sagen wird, was wir thun sollen. Er nahm seinen Gebetsteppich und legte den Koran darauf. Jetzt, so sagte er zu einem der nebenstehenden Beduinen, schlage mit der Spitze deines Schwertes das Buch auf und die Stelle, die du dann berührst, soll uns lehren. Der Araber that es, Jussuf las die Stelle, die Andren hörten ehrfurchtsvoll zu. In der That, jene Stelle hatte mit den Ruinen von Wasud und mit einem Zuge dahin gar nichts zu thun, Jussuf aber, der geschickte Schriftgelehrte, wußte ihr einen Sinn unterzulegen, der für die Absicht seines Herrn, des Engländers, vortrefflich paßte. Die Beduinen, unter denen schwerlich einer war, der es in den Elementen der Philosophie bis zum Kennen der Buchstaben und noch weniger bis zum Lesen gebracht, unterwarfen sich willig dem Ausspruch des großen Schriftgelehrten, zwanzig von ihnen gaben dem Herrn Ormsby das Geleite.

Erst gegen Sonnenuntergang kam man zu den Ruinen von Wasud, dieser vormals mit Kufa und Balsora in gleicher Blüthe stehenden Stadt. Huleikan, der Enkel des

Dschenkiskan, zerstörte sie. Nur noch das Gewölbe einer Moschee tritt wohlerhalten über die älteren Trümmer der Säulen und Architraven hervor.

Das Geschäft des Besehens und Durchforschens der Ruinen hatte so eben erst recht begonnen, da brach, blitzesschnell, als sey sie aus der Erde herausgesprungen oder vom Himmel heruntergefallen, eine Schaar der berittenen, wohlbewaffneten Araber aus dem Hinterhalt hervor und umzingelte die Reisenden. Diese zogen sich auf einen Damm zurück und als die Araber ihnen zuriefen, sie sollten sich ergeben oder man werde auf sie schießen, da verlangten sie ein Zweigespräch. Der Scheikh der feindlichen Schaar, begleitet von einigen seiner Männer, trat hervor; ihm trat Herr Ormsby mit seinem Diener und dem Löwenscheikh entgegen.

„Was hast du hier zu suchen?" fragte der fremde Scheikh, „unterwirf dich und komme mit zu unsern Zelten."

Unser Reisender wußte wohl, daß mit dieser Einladung nicht bloß jede Gefahr vorüber, sondern daß auch mit ihr der leichteste und beste Weg zur Ausgleichung aller Feindseligkeiten eingeschlagen sey, während ein Reisender, welcher sich zur Wehre setzt, und, wie dies kurz vorher einigen englischen Offizieren geschehen war, das Unglück hat, einen Beduinen zu tödten, hierdurch selber den sichern Untergang sich bereitet. Es geschahe jetzt so, wie dies die Sitte der Araber erwarten ließ: die Gefangenen, nachdem man ihnen die Waffen genommen, wurden in die Zelte geführt und hier aufs Reichlichste bewirthet. Am andern Tage foderten die Beduinen den Herrn Ormsby auf, er solle nach Bagdad schreiben, damit man von dort eine Summe zu seiner Auslösung hersende. Der Engländer erklärte, daß er in Bagdad niemand habe, der ihn

auslösen müsse und überdieß ergehe es ihm hier, im Lager seiner Gastfreunde, so wohl, daß er gern zu bleiben gesonnen sey, so lange man ihn zu behalten wünsche. Hierauf schwiegen die Beduinen und nachdem ihre Gäste sich noch mehr an Speise und Trank gelabt und der Ruhe genossen hatten, gab man diesen Alles zurück was man ihnen genommen und ließ sie im Frieden ihres Weges ziehen.

Einen eben so glücklichen Ausgang als der Besuch der Ruinen von Wasud nahm jener, den Herr Ormsby bei dem großen Scheikh der Montifigen machte, vor welchem er die Rolle eines türkischen Gesandten durch Stillschweigen meisterhaft spielte, (ein Spruch des Korans setzt das Sprechen dem Silber, das Schweigen dem Golde gleich) während der Löwenscheikh den Sprecher machte. Herr Ormsby und seine Begleiter wurden aufs Ehrenvollste empfangen, aufs Ueberflüßigste bewirthet; während, wie der Löwenscheikh versicherte, ein Bote wie er, der bloß ein Beduine, und ein geringer Scheikh sey, nur eine sehr kalte Aufnahme und schlechte Bewirthung, außen bei dem Troß der Beduinen empfangen haben würde.

Wir betrachten die Scene des Empfanges und der ersten Audienz bei dem Scheikh der Montifigen, dem Mächtigsten unter allen Scheikhs von Mesopotamien, noch etwas näher, da dieses wesentlich zum Gemälde der arabischen Behandlung der Fremden gehört.

Als die Reisenden noch in ziemlicher Entfernung vom Lager des Fürsten sich befanden, sendeten sie einen Boten an diesen ab, der die nahe Ankunft eines Gesandten vom Pascha von Bagdad verkündete. Während man jetzt langsam vorwärts ritt, erhub sich vom Lager her eine Wolke von Staub, aus der die Waffen der Reuterschaar hervorblinkten, welche der Scheikh dem vornehmen Gast entge-

gen sendete, um diesen zu seinem Zelte einzuholen. Mit lautem Geschrei bewillkommte man die Fremden; man trieb ihre Stuten zur höchsten Eile an, während die Montifigen-Beduinen Jeder sein Gewehr abfeuerten und zwar so nahe als möglich an der Person des Gesandten. Da die Gewehre mit Kugeln geladen waren, deren Sausen sehr kräftig in die Ohren schallte, hätte Herr Ormsby gern sich diese Höflichkeit verbeten; doch er spielte jetzt die Rolle eines Türken, keine Miene verrieth, daß ihm eine solche Bewillkommnung neu sey. Der Löwenscheikh ritt in einiger Entfernung hinter Ormsby; er hielt die Gabe des Paschas, das schöne Ehrenkleid, weit entfaltet, daß jedermann es sehen konnte, vor sich her, so kam man zum Zelte. Ein Kreis von Arabern war hier aufgestellt, man half dem vornehmen Gast von seinem Pferde und geleitete ihn hinein ins Zelt, zu dem Scheikh. Dieser stund auf, den Fremden zu empfangen und winkte demselben, sich auf einem Sitze, neben ihm, niederzulassen. Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen; der Engländer betrachtete indeß den Scheikh Hadschil, einen der männlich schönsten Araber, den er bis dahin gesehen. Seine große Gestalt war in ein Gewand von gelber Seide gehüllt; ein Tuch von hohem Werthe, von gleicher Farbe, umschlang sein Haupt. In seinen Bewegungen und Mienen drückte sich männliche Würde und Freiheitssinn aus.

Die Ceremonien der Begrüßung waren vorüber, man brachte Kaffee; der Löwenscheikh nahte sich und legte das Ehrenkleid zu den Füßen des Scheikh. Während unser Engländer, zum Theil um seine noch geringe Uebung in den Sprachen des Orients zu verbergen, die Höflichkeiten, die man ihm erwies, nur mit einzelnen, dankbaren Bewegungen des Hauptes beantwortete und hierdurch die Rolle eines vor-

nehmen Türken, deſſen Sitte es iſt, bloß durch Dolmetſcher zu reden, nur um ſo trefflicher ſpielte, bat der Löwenſcheikh um Erlaubniß, ſich nahen zu dürfen. Scheikh Hadſchil ertheilte ſie und fragte zugleich, was die Abſicht ſeines Kommens ſey? Jener antwortete in demüthiger Beugung: „O König der Völker, ſeine Hoheit, der Paſcha von Bagdad, mit dem Wunſche, daß der Frieden und das gute Vernehmen, welche beſtändig zwiſchen Dir und Ihm beſtanden, auch ferner möge aufrecht erhalten werden, hat hier dieſen hochachtbaren Kalil Aga Effendi an dich abgeſendet, damit dir derſelbe ein Ehrenkleid überbringe. Möge Frieden mit dir und ihm ſeyn.“

Ormsby, als er jetzt hörte, daß von ihm die Rede ſey, ſtrich ſich den Knebelbart und ſuchte in all ſeine Mienen den Ernſt eines türkiſchen Botſchafters zu legen. Vielleicht war ihm dieſes dennoch nicht vollkommen genug gelungen: der Montifigen-Scheikh warf einen etwas zweifelnden Blick auf ihn, und ſein von der letzten Reiſe auf dem perſiſchen Meerbuſen, ſo wie an der perſiſchen Küſte gebräuntes Angeſicht betrachtend, fragte er: ſollte dies ein Mann von weißer Haut ſeyn? — Er iſt ſo weiß wie ein Engel, antwortete der Löwenſcheikh und breitete zugleich das prachtvolle Ehrenkleid vor dem Fürſten aus, welches alle Anweſenden mit halblauten Aeußerungen der Bewunderung betrachteten und hierauf laut ihr lobpreiſendes „Waalah“ ausriefen. Der Fremde ſtund jetzt auf; zwanzig Reuter, die ihm zur Leibwache gegeben worden, begleiteten ihn in das ſchöne Zelt, das für ihn bereit ſtund. Sieben Tage blieb er im Lager der Montifigen, während dieſer Zeit hielt der Scheikh täglich für 300 bis 400 Mann, die ſich, von ſeinem Stamme, als Mitgäſte eingefunden hatten, offene Tafel; 30 bis 40 Sklaven

waren ohne Unterlaß mit dem Röſten und Stoßen des Kaffees beſchäftigt. Allerdings darf ſich auch jener Scheikh als einen mächtigen Fürſten ſeines Volkes betrachten und als ſolchen benehmen, denn der Stamm, an deſſen Spitze er ſteht, zählt 200000 Männer, unter denen 70000 waffenfähig ſind, und in demſelben Verhältniß befindet ſich auch der Wohlſtand ihres Herrſchers.

Wir haben bisher die Araber in ihrem Benehmen als bewirthende Gaſtfreunde der Fremden betrachtet; es möge hier auch noch ein Zug erwähnt werden, der uns dieſelben als beſuchende Gäſte, in der ihnen ungewohnten Behauſung der Fremden kennen lehrt.

Einige Monate nach dem Empfang des Ehrenkleides, machte der Scheikh Hadſchil dem Paſcha von Bagdad einen Höflichkeitsbeſuch in der Stadt. Er kam mit einem großen Gefolge ſeiner Beduinen. Der Paſcha ließ ihm eines der prächtigſten Häuſer der Stadt zu ſeiner Wohnung anweiſen, denn dieſer mächtige Bundesgenoſſe ſollte aufs Höchſte geehrt werden. Der Scheikh, der Sohn der freien, weiten Wüſte, zog es vor, nach ſeiner Gewohnheit, unter dem Zelte, nicht in einem hochgemauerten Hauſe zu wohnen; er ließ ſein Zelt außen im Hofe aufſchlagen. Seine Leute indeß dachten nicht Alle ſo; ſie legten ſich, mit ihrem Schmutz, auf die ſammtnen, perlengeſtickten Divans der Zimmer; machten auf dem marmornen Getäfel hier und da ihre Feuer an, bei denen ſie die Mahlzeit bereiteten, und beſchauten ſich, ihre Pfeifen rauchend, wohlgefällig in den großen, ſchönen Spiegeln. Aber eben dieſe Spiegel ſchienen ihnen die günſtigſte Gelegenheit darzubieten, ſich ein kleines Andenken an Bagdad mitzunehmen. Ein kleiner Handſpiegel hat ja ſo wenig Werth und ſo kann es dem reichen Paſcha nichts verſchlagen, wenn ſich Jeder

aus dem begleitenden Volke des Scheikh ein kleines Stück von seinen großen Spiegeln mitnimmt. Man zertrümmert die theuern Spiegel und bedauert nur, daß die Stücke, bei aller Mühe, die man sich giebt, gerecht und gleich zu theilen, immer so ungleich ausfallen. Der Pascha ertrug diese und andre Freiheiten, die seine Gäste sich nahmen, mit türkischem Gleichmuth; das gute Vernehmen mit den mächtigen Montifügen war ihm mehr werth als seine sammtnen, perlengestickten Divans, sein Marmorgetäfel und seine großen, europäischen Spiegel.

Die Türken, von ihrer Licht- und ihrer Schattenseite.

Türkische Gastfreundschaft.

Als Herr B. Walsh*), Prediger bei der englischen Gesandtschaft in Constantinopel, auf der Hinreise nach dieser Stadt war, um dort den Posten, zu welchem man ihn ernannt hatte, anzutreten, konnte er, angelangt in der Nähe der Dardanellen, dem Zuge nach der Betrachtung des klassischen Landes nicht widerstehen. Er erbat sich von seinem Gesandten, dem Lord Strangfort, in dessen Gesellschaft, auf bequemen, wohleingerichtetem Schiffe er die bisherige Seefahrt gemacht hatte, die Erlaubniß, ans Land gehen und mit späterer Gelegenheit nachkommen zu dürfen.

Vom Cap Sigäum aus, an welchem er den klassischen Boden betrat, erfreute sich der Reisende zuerst an der Betrachtung der Stätte, an der einst Troja stund, und an der Landschaft, welcher die Gesänge des Homer einen unvergänglichen Reiz ertheilen; einen Reiz, der gerade damals, im Januar, durch die Regungen erhöht wurde, welche in der Natur den nahenden Frühling verkündeten. Auf seinem weiteren Wege, entlang den Küsten des Hel-

*) M. s. sein Werk: A residence at Constantinople Lond. 1836 und einen Auszug davon in den Münchner gelehrten Anzeigen B. VII. (1838) St. 199 b. 203.

lespont, verließ Hr. Walsh das asiatische Ufer und fuhr herüber an das europäische, nach Gallipoli. Die Landreise, welche er von dort aus in Begleitung eines einzigen Janitscharen nach Constantinopel machte, gab einen Beweis, sowohl für den guten Muth des Reisenden, als für die Sicherheit des Verweilens unter einem Volke, bei welchem der Fremdling und Gast in Zeiten des Friedens noch immer durch die Sitte der Väter, auf ganz besondre Weise geschützt ist. Wir heben einen Zug aus der Geschichte jener Landreise hervor.

Walsh war mit keinem Firman versehen, auch hatte man niemals ihn nach einem gefragt; dagegen führte er die Charten aus Sonninis Reise bei sich, denen zufällig auch das fac simile jenes Firmans beigefügt war, welchen Sonnini von der hohen Pforte sich verschafft hatte. Schon der jüdische Wirth, in dessen Hause unser Reisender zu Gallipoli wohnte, hatte jene getreue Nachbildung des türkischen Reisepasses gesehen, und sie für einen ächten, gültigen Firman gehalten, noch mehr fand dieselbe bei dem ernsten, schweigsamen Janitscharen Hassan, der des Lesens nicht mächtig war, Anerkennung.

Der Mangel eines ächten, grosherrlichen Firmans schien demnach jetzt unsren Reisenden wenig bekümmern zu dürfen, aber ein andrer Umstand war, der ihn wohl hätte besorgt machen können: er verstund noch kein Wort Türkisch, und Hassan, sein Begleiter, kein Wort der englischen oder einer andren Sprache der Franken. Dazu ist es Winter und die Gebirgsgegenden, durch welche sein Weg führt, sind von rauhem Klima. Dennoch bleibt er bei seinem Entschluß, für die weitere Reise nach der Hauptstadt nicht erst auf eine Schiffsgelegenheit zu warten, sondern dieselbe zu Lande zu machen.

Eines

Eines Abends kommt man am Fuße des Rhodopegebirges in eine kleine türkische Stadt, wo man nach der Sitte des Landes und Volkes in einem sogenannten Chan Unterkommen findet. Etwa funfzig Büffel und Kamele mit ihren Treibern herbergten gerade an jenem Abend in dem Gebäude, das einem großen Kuhstalle glich, neben unsrem Reisenden, welchen nur ein niederer Verschlag, über den die thierischen Schlafkameraden von Zeit zu Zeit ihre Hälse herüberstreckten, von den übrigen Herbergsgenossen absonderte. Er hatte von Tagesanbruch bis jetzt noch keinen Bissen genossen, nun regt sich mit der großen Müdigkeit zugleich der starke Hunger. Um Geld, so meint der Europäer, müsse ja alles Nöthige zu haben seyn, vornämlich in einem öffentlichen Gasthause. Sein Janitschar, welcher heute eben so wie der Herr einen strengen Fasttag gehalten, sitzt vor ihm mit unterschlagenen Beinen und raucht in großer Gemüthsruhe seine Pfeife. Hr. Walsh giebt ihm, was er durch Worte nicht vermag, durch Zeichen zu verstehen, daß er Hunger habe. Hassan bewegt langsam den Kopf und sagt ganz ernsthaft „Voke". Die Phantasie des hungernden Reisenden wird durch den Klang dieses ersten Wortes, das er aus dem Munde seines bis dahin ganz stumm gewesenen Begleiters vernommen, auf mannigfache Weise bewegt. Jener Klang scheint an den des italienischen Wortes uovo zu erinnern, welches so viel als Ei bedeutet und mit einigen Eiern wäre ihm sehr gedient gewesen. Er lauscht jetzt in größester Spannung auf jede Bewegung des Janitscharen; dieser aber macht keine Anstalt aufzustehen und Eier zu holen, sondern raucht ruhig seine Pfeife fort; endlich merkt der Engländer seinen Irrthum, das Wort „Voke" hatte nur so viel als „nichts" bedeutet.

Der Reisende sieht sich jetzt nach andren Mitteln zur Befriedigung seines Hungers um. In einem solchen Herbergsstall oder Chan giebt es weder einen Marqueur noch eine Kellnerin, keinen Wirth noch Koch; hier werden arme wie reiche Gäste mit der gleichen Unpartheilichkeit bedient, denn der Arme bekommt ohne Geld dasselbe was der Reiche für sein Geld auch haben kann, nämlich „Nichts". Man rechnet darauf, daß die Gäste, welche in einen Chan kommen, ihre Lebensmittel selber mit sich bringen und auch selber sie bereiten, denn Wasser kann sich namentlich hier am Gebirge, wo die Quellen und Brunnen so häufig sind, Jeder schöpfen, kleine Gefäße, selbst zum Kaffeekochen, stehen auch zur freien Benutzung da, und an einem Winkel des Gemäuers brennt ein Feuer.

Herr Walsh, bei dem Anblick der kleinen Kaffeekännchen und des Feuers wird an Etwas erinnert, an das er nicht mehr gedacht hatte. In seiner Westentasche finden sich mehrere Bohnen gebrannten Kaffees und ein Stücklein braunen Zuckers; ein hölzerner Mörser steht auch bei den Gefäßen; der Reisende bereitet sich ein kleines, türkisches Täßchen Kaffee, nimmt dann des gutmüthigen Hassans Pfeife und schmaucht sich damit in Schlummer.

Der Schlaf eines Hungernden ist nicht sehr fest. Nach einiger Zeit schlägt er seine Augen auf und siehet bei dem Schein einer Lampe eine Schaar von Türken, welche drei bis vier Mann hoch, auf untergeschlagenen Beinen im Kreise um ihn her sitzen, und, indem sie in tiefester Stille ihre Pfeife rauchen, auf ihn hinschauen. Hassan ist nicht unter ihnen; er nennt fragend den Namen desselben, da macht einer der Türken, ein Mann von Schrecken erregendem Aussehen, eine Bewegung mit der Hand nach dem Hals, eben so als wolle er ein Hineinschneiden in densel-

ben andeuten, dabei winkt er, mit wahrhaft türkischem Ernste dem Fremden ruhig an seinem Ort zu bleiben.

Was soll dieses Zeichen bedeuten? so fragt sich Hr. Walsh, in einer Anwandlung von Unruhe, welche der schnell unterbrochene Schlaf, so wie die ganz neue Situation bewirkt haben mochte, in die er sich hier versetzt sahe. Sein erster Gedanke fällt auf den falschen Firman. Sollte diese Täuschung, so denkt er, an welcher ich nicht einmal schuld war, entdeckt worden seyn und der arme Hassan hat vielleicht von seinen barbarischen Landsleuten die Strafe schon erleiden müssen, die mir, als Fremden, in noch viel härterem Maaße bevorsteht?

Während er noch auf diese Weise sich mit seinen Vermuthungen und Sorgen abmühet, wird ein Klappstuhl gebracht und vor ihn hingestellt, auf den Stuhl setzt man eine große metallene Platte mit schaufelartigen, hornenen Löffeln, wovon Jeder der Anwesenden sich einen nimmt; dann trägt man dicke Erbsensuppe, hierauf eine Speise, die den Makaronis ähnlich ist, dann eine sehr wohlschmeckende und wahrhaft erquickende säuerliche Brühe auf. Während alle Anwesenden, unter ihnen auch unser hungernder Reisender, rüstig zulangen und essen, wird nicht eine Sylbe gesprochen; auch die Weise, den Gast zu nöthigen, geschieht bloß durch Zeichen. Denn einer der Türken, den sein grüner Turban als einen der Nachkommen des Propheten, aus einer der Tausende von Seitenlinien seiner Töchterkinder zu erkennen giebt, und welcher der Anstifter oder Hauptgeber des Gastmahles zu seyn scheint, stößt, so oft er sieht, daß der Fremde seinen Löffel ein wenig ausruhen läßet, mit dem Elnbogen seinen Nachbar an, dieser stößt wieder den nächstfolgenden und so setzt sich die anspornende Bewegung bis zu Walsh fort. Aus

dem letzten Gerichte der säuerlichen Brühe wird eine große, rosinenartig süße Weintraube hervorgezogen, die man zuerst dem vornehmen Türken im grünen Turban hinhält, welcher sie aber von Hand zu Hand nach dem Gaste, als Ehrenbissen hingehen lässet; nach dem Essen wird noch Kaffee und eine Pfeife angeboten, da jedoch der Engländer beide ausschlägt, macht ihm der eine der Türken, mit Auflegen des Kopfes auf die Hand, das Zeichen des Schlafes, und er folgt diesem Winke gern, um so ruhiger, da auch Hassan, der sich, wie dies der eine Türke durch die Bewegung der Hand an den Hals hatte ausdrücken wollen, beim Barbier seinen Bart hatte säubern und aufstutzen lassen, schon während der Mahlzeit, als thätiger Theilnehmer sich eingestellt hatte. Als der Reisende am Morgen, aus seinem festen, stärkenden Schlaf erwacht, sieht er noch immer seine türkischen Gastfreunde, einen hinter dem andern um sich her sitzen und schweigend ihren Tabak schmauchen. Man führt jetzt die Pferde vor die Thür; der Fremde begehrt nichts mehr; die Türken entfernen sich eben so wortlos, als sie gekommen waren, ohne irgend eine Vergeltung, und, wie es schien, selbst ohne einen Dank zu erwarten oder anzunehmen.

Dieses ist die stumme Werkthätigkeit und gastfreundschaftliche Sitte der Türken, und Referent, obgleich er lieber zehnmal sterben, denn, statt eines Christen, ein Türke seyn wollte, gestehet gerne, daß diese Sitte ihm gefällt.

Ich kannte in meiner Vaterstadt einen Mann, welcher zwar kein Türke, sondern nicht blos dem Namen, vielmehr, wie ich meine, der That nach ein Christ war, dieser hatte Manches von solcher türkischen Sitte an sich. Er galt, gegen die Reichen und Vornehmen, denen er

übrigens an Stellung gleich war, als sehr grob, und dieses waren die Türken den „Mächten“ gegenüber auch und werden es vielleicht in Kurzem wieder seyn. Wenn aber ein Hülfloser, wenn eine arme, fromme Wittwe zu ihm kam, welche er, nach seinem Vermögen, reichlich unterstützt und mit Gaben erfreut hatte, da nahm er, der so eben noch neben den Leuten von Stande mit dem Hut auf dem Kopfe gesessen, seinen Hut ab, und begleitete die arme, alte Wittwe, wie ein Untergebener seine Herrschaft, ehrfurchtsvoll bis zur Thüre.

Eben dieser Mann war auch eben so wortlos, als dieses öfters die Türken sind. Einige jüngere Leute, welche den ehrlich und im Schweiße des Angesichts erworbenen Reichthum gering achteten, weil sie ihn selber nicht besaßen oder weil sie das ererbte Gut leichtsinnig verschwendeten, sprachen einst in seiner Gegenwart und zu seinem Angehör ein Langes und Breites darüber, wie wenig zu achten der Reichthum, und daß Geld nur Koth sey. Er schwieg zu Allem. Als sie aber jetzt nicht nur anzüglich gegen den vermeintlich geldstolzen Mann wurden, sondern den Inhalt ihrer Streitigkeiten fragweise an ihn richteten, da nahm er seine Pfeife, die er bis dahin in gleichmäßig ruhigen Zügen geraucht hatte, aus dem Mund und sagte nur die Worte: „Geld ist Koth, aber Koth ist kein Geld.“

Türkischer Fanatismus und die lautwerdende Stimme des Gesetzes im Innern.

Jenes nämliche Volk der Türken, welches im gewöhnlichen Zustande so ruhig und gemessen, ja edelmüthig und gastfrei gegen den Fremden sich beträgt, wird, sobald es der Dämon des Fanatismus ergreift, zu einer schonungslosen Bestie. Denn jenes Gesetz, welches in der Körperwelt herrschet, nach welchem das, was am höchsten stehet, sobald es ins Fallen geräth, den gefährlichsten, zerschmetterndsten Sturz machet, gilt auch in der Geisterwelt; die Religion, so lange sie in der Liebe zu Gott und den Brüdern ihr wahres Leben lebt, schwebet, wie der Adler, hoch, über allen Bewegungen des Menschengeistes, wenn jedoch dieser Aether, der sich gleich der brennbaren Luft über alles irdisch Leibliche emporddränget, von der Gluth der Hölle entzündet ist, dann wird das, was ihm zu einer Schwinge nach oben gegeben war, zu einer allverheerenden Flamme, die statt der Segnungen nur Tod und Verderben verbreitet.

Derselbe Reisende, welcher die eben beschriebene gastfreie Bewirthung der Türken genossen, mußte wenig Monate nachher (im Jahr 1821) in der Hauptstadt, so wie in einem großen Theil des osmanischen Reiches, ein Augen- und Ohrenzeuge der blutigen Greuel seyn, die jenes „gastfreie" Volk an den unschuldigen Christen und Fremdlingen verübte.

Eine Stelle vor allem war es, welche in Ypsilanti's, bei dem griechischen Aufstand erlassener Proclamation die Türken zur Wuth entflammte, es waren die Worte: „es ist Zeit das unerträgliche Joch zu zerbrechen, den Halbmond von unsren Mauern herabzustürzen und das Kreuz

auf ihnen zu erhöhen; jenes Panier, unter dem wir siegen werden.“ Darauf hatte der Grossultan Mahmud den kurzen, zugleich aber höchst wirksamen Aufruf an sein Volk der Gläubigen, erlassen: „Ehrlose Rebellen haben unsrer Religion, die doch von Gott selber geschützt wird, den Untergang gedroht. Ihr Moslimen, kehrt zurück zu den Waffenthaten eurer Väter; jeder Gläubige sey gerüstet und zum Kampfe bereit.“

In einem Lande, da keine Zeitungen gelesen werden, verbreiten sich dagegen die mündlichen Nachrichten wie ein wildes Feuer im Walde. Die Worte, aus Ypsilanti's Proclamation, waren zugleich mit dem Aufrufe des Grosherrn an einem Vormittage durch alle Gassen und türkische Wohnungen der Hauptstadt gelaufen. Hr. Walsh hatte an eben diesem Vormittage einen Besuch aus der Vorstadt Pera, in welcher er wohnte, in der nachbarlichen Vorstadt Galata gemacht, und dort schon, von einem befreundeten, wohlunterrichteten Christen, die Kunde von der nahenden Gefahr erhalten. Als derselbe von seinem Besuche wieder nach dem, kurz vorher noch so friedlichem Pera zurückkehrte, bemerkte er hier eine auffallende Veränderung. Die Türken, mit grimmigen Blicken, die eine Hand am Griffe des Dolches, mit der andren den Knebelbart streichend, schienen nur eine Gelegenheit zu suchen, um an die armen Christen zu kommen, die sich vor ihnen eiligst in die Kaffeehäuser und Wohnungen flüchteten. In wenig Stunden sahe man, in der Hauptstadt wie in ihren Vorstädten, alle Türken unter Waffen; Knäblein sogar, von 8 bis 10 Jahren, zogen mit Pistolen und scharfen Messern herum, und suchten sich ihre Schlachtopfer unter den unbewaffneten Christen, wie denn Hr. Walsh selber einmal würde von einem solchen Buben erschossen worden

seyn, wenn diesem nicht im Augenblicke der That die Pistole versagt hätte. Die älteren Türken dagegen, wenn sie, nur um ihre so lang ungebraucht gebliebenen Feuergewehre zu prüfen, dieselben auf Griechen, die auf den Gassen sich sehen ließen, abschossen, trafen desto besser und noch sichrer thaten sie dies mit ihren Dolchen, die sie jenen Unglücklichen, wenn sie ihnen begegneten, in die Brust stießen, dann die blutige Waffe an dem Gewand des Gefallenen abwischten und gleichgültig, als sey nichts geschehen, in ein Kaffeehaus giengen, um hier ihre Pfeife zu rauchen. Mehr noch als in den Vorstädten raffte in der Hauptstadt selber die fanatische Mordlust die edelsten und vornehmsten Christen hin. Denn nicht die Griechen allein, sondern auch die Armenier, welche doch an dem Aufstand gar keinen Antheil hatten, und selbst manche Franken, obgleich diese durch das Ansehen ihrer Gesandten und die Furcht des Grosherrn „vor den Mächten" geschützt waren, traf dieses Loos. Die Leichname der schneller gemordeten oder auch langsamer zu Tode gemarterten Christen und Christinnen lagen unbegraben auf den Gassen; Schaaren der Aasgeyer und verwilderten Hunde fraßen ihr Fleisch und nagten an ihren Knochen. Der wahrhaft ehrwürdige, griechische Patriarch Gregorius, welcher sich ernstlich gegen den Aufstand seiner Glaubensgenossen erklärt und an demselben niemals Antheil genommen hatte, wurde am ersten Ostertage, mit mehreren seiner Bischöffe und vornehmsten Geistlichen in der Patriarchalkirche selber gefangen genommen und sogleich an einer der Kirchenthüren aufgehangen; so zwar, daß er bis zum Einbruch der Nacht mit dem Tode rang. Weder den hülflosen Säugling noch das vom Alter gebeugte, graue Haupt der Christen verschonte die Mordlust der Türken.

Dem Beispiele der Hauptstadt folgten bald, zum Theil in noch übertreibenderem Maaße, die einzelnen Provinzen, vor allen die von Kleinasien. Man wollte an allen Orten beweisen, daß man zu den Waffenthaten der Väter: „zur Vertilgung der Feinde des Glaubens" bereit sey. Auf alte türkische Weise wurden die Beweise dieses Vertilgungseifers dem Grosherrn vor Augen gelegt, denn wie bei uns die Jäger von den schädlichen Thieren, die sie erlegten, einzelne Theile an ihre oberen Behörden einliefern, so sendeten die Christenmörder aus den benachbarten Gegenden täglich die Köpfe, jene der entfernteren wenigstens die vom Schädel abgehauenen Theile des Angesichtes der frisch geschlachteten Opfer und man konnte von solchen gräuelhaften „Siegeszeichen" ohne Aufhören ganze Haufen vor dem Thore wie in dem ersten, äußersten Hofe des Serails liegen sehen.

Unter allen Christenmördern in den einzelnen Provinzen that sich an Grausamkeit und unersättlichem Blutdurst Kora Ali, der Kapudan Pascha der Pforte hervor, welcher Chios und mehrere andre Inseln der Nachbarschaft, so wie die gegenübergelegenen Küstengegenden des Festlandes in Tamerlans und Dschengiskans Weise verheerte und mit den Trümmern der niedergebrannten Häuser, so wie mit den Leichnamen der gemordeten Christen erfüllte. Nur die jüngeren Frauen und die Kinder ließ man, aus der großen Zahl der Bewohner von Chios, am Leben, um sie als Sklaven zu verkaufen. Die Summe dieser Gefangenen wird von Chios allein auf 30000 geschätzt; man brachte sie großentheils nach Constantinopel zu Markte, wo sie auf allen Plätzen der Stadt, selbst in der Vorstadt Pera, unter den Augen der Gesandten der christlichen Mächte, schonungslos wie Vieh zum Verkaufe ausgestellt wurden

und nur von Türken unmittelbar, nicht von Christen gekauft werden durften. Viele der unglücklichen Jungfrauen und Frauen überlebten ihre Schmach nicht lange, einige, im Wahnsinn ihres Jammers, betrugen sich so, daß man sie wie gefährliche Thiere tödtete; ein großer Theil der kleinen Knaben wurde zu Mohamedanern gemacht.

Einige Monate nach der schauderhaften Verheerung von Chios besuchte Hr. Walsh diese Insel selber. Er hatte, unmittelbar vorher, die wohlerhaltne, ja wahrhaft schöne Ruine von Teos, der Geburtsstadt des Anakreon und manche andre Reste andrer Städte gesehen; desto furchtbarer erschien ihm der Contrast, den die von weitem noch so ansehnlich erscheinenden, ganz neuen Ruinen von Saki (Chios) mit jener alten machten. So wie man in die noch vor kurzem so schöne, durch prachtvolle Gebäude ausgezeichnete Hauptstraße der Stadt trat, fand man sich zwischen Haufen von Schutt und Lumpen, unter denen überall menschliche Leichname, zum Theil nur halbbedeckt, bemerkbar wurden; keines der Häuser war unversehrt geblieben; eine muthwillige Zerstörungslust hatte alle festen Zierrathen zerschlagen, alles Brennbare im Innern verbrannt; das Auge sucht vergeblich auch nur nach einem einzigen der 70000 Bewohner dieser vielen Gebäude; wie reich bevölkert diese Stadt gewesen, das bezeugen nur die Reste und Gebeine der Menschenleiber, die in den vormaligen Wohnungen liegen. Ueberhaupt waren von den mehr denn 100000 der christlichen Bewohner der schönen Insel nur etliche wenige Kinder und Frauen aus der ärmeren Volksklasse übrig geblieben, die sich zum englischen Consul geflüchtet hatten und in seinem Garten arbeiteten.

Chios, die liebliche Insel war, ehe der Wüthrich Kora Ali sie verheerte, nicht bloß reich an glücklichen,

friedlich lebenden Christen und an Werken ihrer bauenden Hand gewesen; es hatte auch noch andre Thaten des nach Erkennen strebenden, christlichen Geistes aufzuweisen. Eine Hochschule fand sich in der Stadt, an welcher 25 Professoren lehrten und die von Jünglingen aus den verschiedensten Gegenden der griechischen Landschaften und Inseln besucht war. Walsh trat in das ansehnliche Hauptgebäude dieser gewesenen Hochschule; da lagen, von den Händen der Türken, wie von den Zähnen der verwilderten Hunde zerfetzt, die Reste der Bücher herum gestreut, neben den Leichnamen der vormaligen Lehrer und ihrer Zuhörer; denn nur die Jüngsten von diesen Letzteren hatte die Hand der Feinde am Leben gelassen, um sie zu Sklaven zu machen.

Dieses Alles that der türkische Fanatismus, und dieser, der Fanatismus, auch da wo er die Seelen der sogenannten Christen ergreift, wird überall das Gleiche, ja, wie die Geschichte gelehrt hat, noch Schlimmeres thun; hinter beiden wird, dies bezeuget die französische Revolution, der politische Fanatismus des Unglaubens an Gräuelthaten nicht zurücke bleiben. Für das unglückliche Chios hatte, wie schon erwähnt, der Kapudan Kora Ali die Rolle eines Verderbers, der aus der Tiefe kommt, übernommen und hatte dieselbe gespielt, bis ihn, mitten in der Sicherheit seines furchtbar bewaffneten Admiralschiffes, Gottes Gericht, durch des kühnen Canaris Branderschiff, ereilte.

Bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stimme des inneren Gesetzes, das im Geiste des Menschen lebt, aus dem Munde eines Türken selber vernehmen ließ, wie wir dies oben in der Ueberschrift andeuteten.

Am Freitage (dem türkischen Sonntage) nach der Ver-

nichtung des Admiralschiffes und des auf ihm sicher wohnenden Admirals, trat zu Smyrna, in einer der dortigen Moscheen, ein hochgeachteter türkischer Iman auf; er erzählte zuerst die in Chios von dem Kapudan Pascha verübten unmenschlichen Gräuel, dann den gewaltsamen Tod desselben, und schloß mit der Bemerkung, daß offenbar Gottes gerechte Hand diese wohlverdiente Strafe über den Menschenmörder verhängt habe.

Türkischer Eigennutz.

Als der weiter unten S. 512 erwähnte Reisende, Hr. J. B. Fraser in Mesopotamien zuerst wieder die Gränzen eines türkischen Paschaliks erreicht hatte, war ihm das erste Zeichen, daß dieses geschehen sey, jene geschäftige Habsucht, womit fast Jeder, der mit ihm in Berührung kam, einen Backschisch oder Trinkgeld begehrte. Während jener Menschenschlächtereien, welche, in Folge des griechischen Aufstandes in Constantinopel statt fanden, scheint nicht selten ein Trinkgeld, das man zur glücklichen Zeit gab, ein Mittel zur Rettung des Lebens geworden zu seyn. Einen Fall dieser Art erzählt der nämliche Gesandtschaftsprediger Walsh, aus dessen Reiseberichten wir schon Einiges mittheilten.

Mehrere Väter und Söhne aus den vornehmsten Häusern in Chios oder Scio lebten in Constantinopel, größtentheils als Besitzer und Vorsteher eines Handelshauses. Einige Tage nach der Ankunft der ersten Nachrichten von dem furchtbaren Unglück, welches ihre Insel

betroffen hatte, blieben diese Männer noch unangefochten in ihren Wohnungen, bis eines Morgens ein Polizeidiener zu ihnen kommt und sieben von ihnen mit den drei Bürgen oder Geiseln zur Audienz bei der hohen Pforte fodert, damit man sich über die Angelegenheiten der Insel berathen könne. Der Polizeidiener war auf den Comtoiren dieser vornehmen Scioten wohlbekannt, er war öfter dahin gekommen, hatte Neuigkeiten erzählt und dafür ein Trinkgeld bekommen. Da es ganz bei ihm stund, die sieben Begleiter der Bürgen auszuwählen, denn ihm war bloß diese Zahl, ohne Angabe eines Namens, zu bringen aufgetragen, wählte er solche aus, welche ihm die geringsten Trinkgelder gegeben hatten, unter Andern auch einen jungen Maurocordato. Dieser, dem nichts Gutes bei der Sache ahndet, drückt dem Manne einige Geldstücke in die Hand. Augenblicklich läßt ihn derselbe los und nimmt statt seiner den Herrn Giovanni Gelatti. Die schuldlosen Männer wurden einen Monat lang beim Bostandschi Bey in engem Gewahrsam gehalten und dann an verschiedenen Orten der Stadt, wo dieses den Henkern beliebte, enthauptet, obgleich die hohe Pforte den Gesandten der christlichen Mächte, namentlich dem englischen, die Versicherung gegeben hatte, „daß man diese Gefangenen lebenslänglich mit Schonung und Anstand behandeln werde.“ Als der englische Botschafter sein Erstaunen wie seinen Unwillen über das ihm so unerwartet kommende Ereigniß äußerte, antwortete ihm der Grosvezier: die hohe Pforte habe wirklich ihr den Gesandten gegebenes Versprechen erfüllt; denn man habe es den Gefangenen bis zu ihrem Ende an nichts mangeln lassen und sie bis dahin artig behandelt. Das ehrlose Hinwerfen der Leichname auf die Gassen durch die Hand der Henker sey erst nach ihrem Tode geschehen.

Vielleicht hatte ein ähnlicher Grund als der bei der Rettung des jungen Maurocordato wirksame auch die Rettung eines andren Griechen herbeigeführt, welcher bloß deshalb, weil er im Dienste des Dragomans Calomachi stund, mit seinem Herrn zugleich hingerichtet werden sollte. Man hatte statt jenes unschuldigen Dieners einen andren wahrscheinlich eben so schuldlosen Mann zum Richtplatze geschleppt. Als die Hinrichtung vorbei war, machte jemand den Schuasch, der die Aufsicht dabei geführt hatte, darauf aufmerksam, daß der eine der beiden Köpfe ein unrechter sey; Jener schnellte den Daumen in die Höhe und sagte ganz gleichgültig: „Hipsi birdir" (das ist einerlei).

Einen desto erfreulicheren Gegensatz mit solchen grausamen Zügen des türkischen Eigennutzes bildet das edle Benehmen mancher andren Türken, aus denen bei dieser Gelegenheit die Stimme des innren Gesetzes mit unverkennbarer Deutlichkeit durch Thaten und Worte sprach. So wurde das erste Werkzeug zur Befreiung einer edlen, griechischen Familie aus den Sklavenketten, in welche seine rohen Glaubensgenossen sie geschlagen hatten, ein trefflicher Türke selber. Und dieses Werk war kein ganz leichtes, denn die Grosmutter, Mutter und Kinder waren in sehr verschiedene Hände gerathen und an sehr verschiedene Orte gebracht worden, der Befreier aber, den hierbei keine Spur von Eigennutz leitete, sondern nur das Erbarmen und die Freude am Wohlthun zu seinen Handlungen antrieb, fand diese zerstreuten Familienglieder nach und nach Alle auf und gab die Kinder den Armen ihrer Mutter, ihnen Allen aber die Freiheit wieder.

Solcher Beispiele des türkischen Edelmuthes gab es mehrere und mit ihnen wetteiferten die Christen der verschiedensten äußern Bekenntnisse, mit Ausnahme der Ar-

menier, welche aus Furchtsamkeit eine vollkommene Neutralität zu beobachten suchten, die sich nachmals dennoch als nutzlos erwies. Jene andren aber Alle, Reiche wie Arme, vornämlich jedoch die Gesandten und Kaufleute waren aufs Eifrigste bemüht, ihre unglücklichen Mitchristen in ihren Häusern zu verbergen und sie dann, in fränkischer Kleidung auf europäische Schiffe zu bringen, in denen die Meisten von ihnen nach Odessa geflüchtet wurden. Eine ganze Schaar der ärmeren Chioten, meist Handwerksleute, retteten sich in den Garten der englischen Gesandschaft, wo man ihnen Arbeit und hierdurch Schutz gegen die Türken und Lebensunterhalt gewährte.

Den Preis der edelmüthigen Liebe trug dennoch unter Allen eine arme, christliche Dienstmagd davon. Diese erblickt unter den gefangenen Kindern aus Chios ein kleines, krankes Knäblein, welches kaum noch die Kraft hatte, seinen Kopf emporzuhalten und seine leiblichen Schmerzen zu beweinen. Der Jammer des Kindes geht ihr zu Herzen, sie läuft nach Hause und trägt ihren ganzen ersparten Lohn herbei; sie erkauft den Kleinen von seinem Besitzer, einem Lastträger, um 300 türkische Piaster (36 Gulden rh.). Sie pflegt jetzt des kranken Knaben, bis er wieder gesund ist, mit wahrhaft mütterlicher Treue und Sorgfalt. Als der Lastträger erfährt, daß sein kleiner Gefangener wieder genesen sey, will er ihn der Magd wieder nehmen oder diese soll ihm den gewöhnlichen Preis für ein so schönes, gesundes Kind, 1000 Piaster (120 Gulden) bezahlen. Die Magd flüchtet die ihr so werthe Beute in das Franziskanerkloster von Pera, wo der Knabe in Sicherheit bleibt, bis seine ebenfalls glücklich gerettete Mutter seinen Aufenthalt erfährt. Er war das einzige Kind

sehr ansehnlicher Eltern; diese zogen sich nach Odessa zurück und nahmen dorhin auch die Retterin ihres Kindes mit.

So hat jene Hand von oben, deren Thun und Walten für uns ein dunkles und unbegreifliches ist, mitten aus den Schaaren der unschuldig Untergehenden viele Einzelne, so wie ganze Familien hervorgehoben, um sie als Zeugnisse ihrer wunderbaren Erbarmung und Hülfe hinzustellen.

Ein Staatsmann in persischem Styl.

(Aus J. B. Fraser Esqu. Travels in Koordistan. Lond. 1840. Vol. I.) *).

Der persische Kaymukam oder Staatsminister: Abu Mirza Kaussim, bei welchem Herr James Baillie Fraser im Jahre 1834 zu Tebris einige Audienzen hatte, die er in seiner höchst interessanten Reisebeschreibung schildert, zeichnet sich vorzüglich durch zwei hervorstechende Eigenschaften vor seinen Landsleuten aus: durch seine fast unglaubliche Fertigkeit im Melonenessen und im Schreiben. Es soll, nach Herrn Fraser's Versicherung, in Tebris, dessen ganze Umgegend ein Garten voll der lieblichsten Früchte ist, nichts Seltnes seyn, daß ein Mann auf einem Niedersitz eine Masse von Melonen aufzehrt, welche 14 Pfund an Gewicht beträgt, das aber, was der Kaymukam in dieser süßen Gewohnheit des Früchteessens bei seinen Mahlzeiten leistet, übersteigt jenes Maaß noch bei weitem.

Dieser

*) M. s. den ausführlicheren Auszug aus diesem Werk in den Münchner gelehrten Anzeigen Band 12 (1841) Nr. 12 bis 15.

Dieser Mann, der seiner natürlichen Neigung nach der trägeste und dennoch zugleich durch den Zwang, den ihm sein Amt auflegt, der berühmteste Geschäftsmann des Landes ist, giebt sich zuweilen seiner Neigung zum Melonenessen so lange hin, bis er ganz unbeweglich wird, und, wie erstarrt, Stunden lang an einem Orte sitzen bleiben muß. Solches ist ihm selbst auf einem Zuge geschehen, den er einst mit einer Abtheilung der persischen Armee gegen die türkische Gränze machte; sein Corps war vorausgegangen, über ihn hatte man ein Interimszelt aus einigen in den Boden gesteckten Speeren aufgeschlagen, die man mit grünen Tüchern deckte, bis der Melonenesser aus seiner Starrheit wieder zu sich kam.

Wir begleiten jedoch den Kaymukam auch noch auf andren Wegen seiner Geschäftigkeit als auf jenem nach der türkischen Grenze, indem wir einige Hauptzüge des getreuen Bildes, das uns Hr. Fraser von demselben entwirft, hervorheben.

Schon das Aeußere des Mannes, in welchem sich damals ein Theil des jetzigen Perserreiches mit all seinen politischen Ansprüchen und der Stufe seiner geistigen Entfaltung repräsentirt sahe, ist seltsam genug. Die kleinen, ungewöhnlich stark hervorragenden Augen, der meist halb offenstehende Mund, aus welchem die großen, gelblichen Zähne hervorblicken, geben den groben Zügen des Gesichtes eher das Aussehen eines Blödsinnigen, als eines Diplomaten, und der schwerfällige, dicke Körper, mit dem weit hervorragenden, runden Schmeerbauche mildern jenen Anschein keineswegs. Vielleicht würde auch der Mann, wenn man ihn sich selber überließe, bald in die Ruhe

eines Blödsinnigen versinken; er selber trägt es nur zu gern hierauf an, wenn er sich etwa, aus Scheu vor der Arbeit, stundenlang hinab in sein Bad setzt, bis das Geräusch und Gemurmel der vielen auf ihn wartenden Geschäftsleute auch da hinunterdringt und ihn verscheucht. Er versucht es dann zuweilen, sich vor dem Gedränge auf ein abgelegenes Dorf zu flüchten, doch auch dort wissen ihn die Leute zu finden; er flieht in ein andres; auch dahin setzt man ihm nach, bis er zuletzt in sein Loos sich ergiebt und zurückkehrt zur gewöhnlichen Last und Lust seiner Tage.

Die Last, welche vor allem auf der schreibseligen Hand dieses Kaymukam ruhet, ist aber auch allerdings keine geringe, obwohl sie großentheils eine selbst aufgebürdete ist. Der Mann rühmt von sich, und sein Volk glaubt dasselbe von ihm, er sey der beste und geübteste Schreiber im ganzen Lande. Den Ruhm der Waffen gesteht er gern den Andern zu; jenen der Feder will er mit Keinem theilen; er allein will Alles, das von einiger Wichtigkeit ist, schreiben; so geschieht es, daß öfters kaum der zehnte Theil der vorliegenden Geschäfte, und auch dieser nur ungenügend erledigt wird. Was namentlich die auswärtigen Verhältnisse, z. B. mit Rußland, betrifft, so hat niemals weder ein fremdes Auge noch eine fremde Hand an der Correspondenz Theil nehmen dürfen. Wenn Verschlossenheit und Verstellung die einzigen Tugenden des Diplomaten wären, dann hätte der Kaymukam von Tebris Ansprüche auf den höchsten Ruhm eines solchen; auch im kleineren, alltäglichen Kreise weiß Jeder, daß man sich auf kein einziges Wort des Mannes verlassen kann, und dennoch gehen fast Alle, welche ein Privatanliegen zu ihm führte, ganz froh und

glücklich in Hoffnungen von ihm heraus, weil er sie, mit unwiderstehlicher Macht, immer von neuem zu täuschen weiß.

Namentlich die zwei Audienzen, welche Hr. Fraser während seines Aufenthaltes in Tebris bei dem Kaymukam hatte, sind es werth, daß wir sie auf einige Augenblicke betrachten. Der Minister, der unsern Reisenden schon bei dem früheren Aufenthalte desselben in Tebris gut gekannt hatte, war höchst begierig, ihn jetzt nach seiner Rückkehr aus Khorasan zu sprechen, und über Vieles auszufragen. Nach mehrmaligen Einladungen, welche alsbald wieder abgesagt wurden, erfolgte eine, für einen bestimmten Tag auf früh sieben Uhr. Seine Excellenz seyen im Bade, sagten die Bedienten. „Gut", erwiederte Hr. Fraser, „dann werde ich mich sogleich empfehlen, denn ich kann nicht 2 Stunden vergeblich warten." — In einer halben Stunde, versicherten Jene, wird unser Herr bei Ihnen seyn: er würde es uns nie vergeben, wenn wir Sie hinwegließen, ohne daß er Sie sähe.

Man führte den Fremden in ein Zimmer, darin ein Tisch und 6—8 altväterische, europäische Stühle stunden. Zu seinem Glück hatte er ein Buch bei sich, mit dessen Lesen er sich unterhalten konnte, denn erst nach einer Stunde kam der Minister aus seinem Badezimmer herauf.

Der Vorhof vor den Fenstern des Zimmers war schon gefüllt von Leuten aus den verschiedensten Ständen, welche des vielvermögenden Mannes warteten; dieser, im Vorübergehen, sagte an Jeden ein Wort der Begrüßung oder ein Compliment; vor allem aber streute er, ins Zimmer tretend, gleich Blumen, eine solche Menge von persischen

Höflichkeitsbezeugungen gegen den Fremden aus, daß dieser kaum zum Worte kommen konnte. Ein Stuhl wird gesetzt für den Gast, unmittelbar neben dem Stuhle des Ministers, denn „dieser hat mit dem Freunde, welcher seinen Augen ihr Licht durch sein Erscheinen brachte," ganz unsäglich viel zu reden. Auch der andre Troß, der mit und nach dem Minister ins Zimmer hereingedrungen ist, soll sich setzen, denn dazu sind ja die Divans und die Fußteppiche da.

Ein Secretär, mit Papier in seiner Hand, steht nahe. Für den großen Schreiber, den Kaymukam, muß dies ein unwiderstehbarer Reiz seyn; er nimmt eine Rolle, und, zu seinem Gast gewendet, gegen den er schon den Mund zum Gespräche aufgethan hatte, fängt er an mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit zu schreiben. Dieß dauert einige Zeit, da erhebt einer im Hintergrunde des Zimmers seine Stimme und erzählt den Andren ganz laut eine lange Geschichte: wie man ihn ausgesendet habe, Geld (Abgaben) einzusammlen, wie das Volk aber des Gebens sich geweigert. Der Minister, zu dessen angelegentlichsten Aufgaben das Eintreiben und Ordnen der Finanzen gehört, wird bei diesen Tönen aufmerksam; er ertheilt dem Sammler die nöthigen Winke und Befehle.

Kaum hat der Kaymukam angefangen mit Einem zu sprechen, da wird er, als für Alle sprechbar, betrachtet; an irgend eine europäische Ordnung ist hierbei nicht zu denken. Papiere und Noten aller Art werden von den Anwesenden in die Hände der beiden dastehenden Diener, von diesen in die Hände ihres Herrn gegeben. Auch darin: etwas Geschriebenes zu lesen, dessen Inhalt man nicht

immer vorauswissen kann, scheint eine starke Anlockung zu liegen; der Minister nimmt ein Schreiben nach dem andren, indem er dasselbe bei seiner ungemein großen Kurzsichtigkeit so nahe und so schnell Zeile nach Zeile an seinen Augen vorüberzieht, daß es aussieht, als riebe er sich, hin und herfahrend, an dem Papiere die Nase. In bewundernswürdiger Schnelle ist der Inhalt der Noten begriffen, und mit wenigen Federstrichen abgefertigt.

Nach einer halben Stunde will Hr. Fraser sich empfehlen. „Nicht um Alles, sagt der geplagte Geschäftsmann, Sie dürfen nicht gehen, ich habe Ihnen zu viel zu sagen.“ — Die Stühle werden noch enger aneinander gerückt; die Häupter der Beiden nähern sich zum vertraulichen Gespräch, da kommt der Secretär abermals mit einer ganzen Hand voll solcher kleiner, fataler Papiere. Siehst du nicht, fragt der Minister, daß ich mit dem Saheb (vornehmen Fremden) beschäftigt bin?

„Was soll aber ich thun“, ruft im Hintergrunde des Zimmers ein Bey, welcher reisefertig, im Reitersgewand, dasteht, „ich wurde schon so lange hier aufgehalten.“ Indem der Kaymukam seinen Blick zu dem Sprecher hinwenden will, drängt sich ein Andrer vor, der allem Anscheine nach der Ueberbringer einer wichtigen Sendung ist. In höflichen Worten, dabei aber mit aller Kraft der Stimme, fragt er: „und welche Antwort ertheilen Sie auf den Brief des Khan? er erwartet unverzüglich eine Antwort.“ Noch schweigt Se. Excellenz mit geöffnetem Munde, da sagt der bei ihm stehende Beamte mit halblauter Stimme: „Erlauben Eure Excellenz, Sie daran zu erinnern, daß hier diese Petition einer schleunigen Erledigung bedarf.“

Der Minister blickt bestürzt jetzt auf das Papier, dann auf den Diener; endlich greift er mechanisch nach jenem, liest und expedirt es in gewohnter Schnelle und ertheilt zugleich einen und den andern mündlichen Bescheid. Doch kaum hat er hiermit einen Anfang gemacht, da bricht abermals eine ganze Fluth jener Schriften auf ihn herein, bis ein Bedienter an der Thüre des Zimmers erscheint, ankündigend, die Pferde stünden bereit, der Tag scheine gut werden zu wollen; der Weg sey weit. Unter tausend höflichen Entschuldigungen wird der geduldige Gast und mit ihm die ganze Versammlung entlassen.

Was jedoch bei jener einen Audienz dem Minister unmöglich gewesen war: das Ausfragen des Fremden, dessen Bericht er für unpartheiisch halten konnte, über das, was derselbe in Khorasan beobachtete, das suchte er bei andrer Gelegenheit möglich zu machen, indem er Hrn. Fraser zu seiner Abendtafel einlud. Man führte den Gast in das nämliche Zimmer, darin er neulich verweilt hatte; bald hernach trat der Minister selber mit seinem Gefolge herein. Dieses, nach der höflichen Begrüßung des Fremden, wurde entlassen, noch einmal die Versicherung wiederholt, daß Se. Excellenz gar so viel Wichtiges und Nöthiges mit Ihrem Freunde, dem Saheb Fraser, zu reden hätten, zugleich aber wird dem Nazir oder Hausmeister ein Wink gegeben, seinen Tagesbericht zu erstatten.

Dieser Bericht lehrt uns den Kaymukam von Tebris noch in einer andren seiner Funktionen: in jener eines Staats- und Reichs-Gastwirthes kennen. Denn das Haus eines solchen persischen Ministers ist nicht nur für die öffentlichen Berathungen, sondern zugleich zur Ver-

sammlung und Bewirthung aller, aus den verschiedenen Provinzen des Reiches herbeikommenden Staatsdiener bestimmt und ist zu diesem Zwecke so reichlich mit Seitengebäuden versehen, daß kurz vorher 58 Khans, mit all ihrem Gefolge, zu gleicher Zeit bei dem Kaymukam wohnten, welcher zur Bewirthung seiner vielen Gäste jährlich eine Summe von 45000 Tomans (über 154000 preußische Thaler) zu seiner Disposition hat. Es ist täglich, so auch heute, die Aufgabe des Ministers, für jeden der angekommenen Gäste, seinem Range gemäß, die Art, so wie die Lage der Zimmer, die Art und Zahl der Gerichte, vom Frühstück an bis zu den kleinsten Bestandtheilen des Nachtisches oder des Nachtimbisses, ja selbst die Art der Betten zu bestimmen und in gleicher Genauigkeit auch für die Bewirthung des Gefolges jener Gäste zu sorgen; dies Alles heute anzuhören, muß der langmüthige Fremde sich gefallen lassen.

Und welche, fragte zuletzt der Minister, trifft heute die Reihe bei mir zu speisen? — Der Nazir nannte sechs, doch nur zwei von diesen konnten, nach strenger persischer Etikette, zusammen eingeladen werden mit dem Saheb, die andern mußten bis zum nächsten Tage warten.

Der Nazir verbeugte sich und trat ab. Der Kaymukam, so heftig seine Begierde nach dem mündlichen Wort zu seyn schien, konnte dennoch, als großer Schreiber, dem Verlangen nach dem unbekannten Geschriebenen nicht widerstehen; große Päcke von Briefen lagen da — sie mußten gelesen und zum Theil expedirt, manches Andre, das etwa in Erinnrung kam, mußte in fliegender Eile geschrieben seyn. Europa hatte früher seinen Leo Allatius und

andre wahrhafte Geschwindschreiber; unsre jetzigen Flugbuchstäbler sind dies meist nur auf einseitige, mechanische Weise; der Orient hat, dies beweist der Kaymukam von Tebris, noch immer seine wirklichen Schnellleser und Schnellschreiber.

Endlich wird der Stuhl näher gerückt; eine ganze Reihe der Fragen über den Zustand von Khorasan beginnt; der Fremde, weil ihn der Minister beschworen, die Wahrheit zu reden, spricht, möge die Folge seyn, welche sie wolle, unverholen sich über den elenden Zustand der hartbedrückten Provinz aus. Seine Excellenz hören aufmerksam zu, doch wird die Aufmerksamkeit zuweilen eine so innige und tiefe, daß es schwer zu unterscheiden ist, ob der gute Mann wache oder schlafe? Die Unterhaltung dauert lang, endlich tritt der General-Adjutant der Armee herein, um den Minister über die Uniformirung einiger neuen Regimenter zu befragen. Vom Hauptschmuck an bis zu den (russischen) Schuhen hinab bestimmen Se. Excellenz jeden einzelnen Theil der Kleidung, doch mitten im Sprechen können sie nicht die eiligen Nebenbemerkungen und Fragen nach der so lang ersehnten Abendmahlzeit unterdrücken.

Doch, bis zur Erfüllung dieses Wunsches und Befehles hat es noch lange Zeit. Mit dem General-Adjutanten zugleich hatten sich die Mirza's oder Secretäre mit einer unsäglichen Menge der kleinen, fatalen Papiere eingedrängt, welche, gleich plagenden Insecten, dem armen Kaymukam bei Tag und bei Nacht keine Ruhe lassen. Der Minister wirft einen Blick der Verzweiflung auf diese geschriebenen Massen, indeß kann er doch der nahen Versuchung nicht widerstehen; er muß sehen, was andre

Schrei-

Schreiber an ihn, den größesten Schreiber, geschrieben; wie mit Dampfwagenschnelle durchläuft er die Papiere, expedirt viele davon, verweist die andern zur nächsten Gelegenheit. Man will jetzt zum lang verschobenen Werk der Tafel gehen, da stellt sich noch Einer in den Weg, welcher höflich, zugleich aber ganz entschieden an Se. Excellenz die Anfoderung stellt, Sie möchten ein neulich empfangenes, wichtiges Dokument seinem Eigenthümer zurückstellen. Se. Excellenz versichern, von dem fraglichen Aktenstücke nichts zu wissen; der Andere, mit einer in persische Höflichkeitsformeln gekleideten Energie, behauptet: es müsse noch bei Se. Excellenz sich finden und sey es in einer Ihrer Taschen. Se. Excellenz, noch immer abwehrend, doch eifrig zugleich nach der Mahlzeit verlangend, entschließen sich endlich, halb ärgerlich, die weiten Taschen des Gewandes auszuleeren. Eine solche Menge von Briefen und Papieren kommt aus denselben hervor, daß man einen Acker Landes damit bedecken könnte, endlich, als das Gefühl des Unrechtes, das man an ihm, einem solchen Minister begangen, bei ihm und den Seinen aufs Höchste gesteigert ist, stellt sich, als das letzte unter allen Papieren der Tasche, wirklich das vermißte Dokument ein.

Endlich saß man zu Tische. Nur der General-Adjutant der Armee hatte sich als zweiter Gast eingefunden. Ein Zeichen besondrer Aufmerksamkeit gegen den Fremden war es, daß statt der Kuchenbrode eigentliche Teller zur Aufnahme der Speisen bereit stunden. Die übrigen Sitten der Tafel waren persisch genug, namentlich jene, daß der Kaymukam seinem Gaste statt eines gebratenen Vogels, den er sich genommen, einen andren, besseren auf seinen Teller legte, obgleich er von diesem besseren mit seinen

langen Nägeln bereits die Hälfte der Brust abgelöst und sie verzehrt hatte. — „Sie belieben Pfeffer?“ fragte er den Gast und ohne die Antwort desselben abzuwarten, streute er ihm eine ganze Hand voll des scharfen Gewürzes auf seine Speisen. Unter den dichterischsten, höchsten Höflichkeitsbezeugungen wurde endlich der Saheb entlassen; zwei Bedienten, die ihren Herrn jeder unter einem Arme faßten, huben den melonenschweren Kaymukam vom niedren Sitze empor auf seine Füße; zum großen Staunen der Anwesenden begleitete er den Gast bis an die Thüre.

Inhalt.

Seite

Die Auswanderer . . . . . 1 bis 101

Die Geschichte des Vater Willibald S. 69.

Das Hochzeitsgeschenk S. 203.

Der Nachsommer der Liebe S. 223.

Der Auszug S. 260.

Der Herbsttag in Vaucluse S. 308.

Die Geschichte des Großvater Gregoire S. 314.

Vermischtes . . . . . 405 bis 522

Der Meeresstrom S. 407.

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser S. 444.

Hansel von Dietfurt S. 455.

Züge aus dem Leben der Morgenländer S. 466.

Die Pest und Ueberschwemmung zu Bagdad S. 466.

Einige Urtheile der Araber über europäische Sitten S. 481.

Die Araber als Gastfreunde S. 485.

Die Türken, von ihrer Licht- und ihrer Schattenseite S. 495.

Türkische Gastfreundschaft S. 495.

Türkischer Fanatismus und die lautwerdende Stimme des Gesetzes im Innern S. 502.

Türkischer Eigennutz S. 508.

Ein Staatsmann in persischem Styl S. 512.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2510
S7A15
1841
Bd.2

Schubert, Gotthilf Heinrich
von
Erzahlungen

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 08 24 12 003 4